Zeitschrift
für
Sozialforschung

Herausgegeben im Auftrag des

INSTITUTS FÜR SOZIALFORSCHUNG

von Max Horkheimer

Jahrgang VI 1937 Heft I

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS

INHALT.

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses am Schluss des Heftes.

Vorwort zum sechsten Jahrgang.

Mit dem vorliegenden Heft beginnt der sechste Jahrgang unserer Zeitschrift. Die Mitarbeiter des Instituts für Sozialforschung, als dessen Organ sie gegründet wurde, haben in den letzten fünf Jahren zuweilen daran gezweifelt, ob sie ihre gemeinsamen Studien fortsetzen könnten. Dass es bis heute möglich war, erscheint uns im Hinblick auf das Schicksal verwandter theoretischer Bestrebungen als ein besonderer Glücksfall. Die Zeitschrift sowie die übrigen Publikationen des Instituts sind heute eine der wenigen wissenschaftlichen Erscheinungen, die im Ausland deutsche geisteswissenschaftliche Traditionen in deutscher Sprache fortsetzen. Die Verantwortung ist dadurch grösser geworden, als wir im Anfang erwarteten.

Als die Zeitschrift von dem Verlag, in dem sie seit dem Herbst 1933 erscheint, übernommen wurde, lag es nahe, sie für alle wertvollen Arbeiten aus dem Gebiet der Geisteswissenschaften zur Verfügung zu stellen, welche infolge der Ereignisse andernorts nicht mehr veröffentlicht werden konnten. Der Umfang unserer Zeitschrift erwies sich jedoch als zu gering. Wir haben uns daher entschlossen, auch insofern eine philosophische Tradition fortzusetzen, als neben der wissenschaftlichen Zulänglichkeit vor allem Denkart und Richtung des Interesses bei der Auswahl der Aufsätze entscheiden. Die tragenden Artikel auf den verschiedenen Gebieten sollen eine gemeinsame philosophische Ansicht entwickeln und zur Anwendung bringen. Wenn schon auf anderen Lebensgebieten die Gleichgültigkeit gegenüber allgemeinen menschlichen Angelegenheiten und der Verzicht auf vernünftige Entscheidung Platz greifen und der Relativismus gerade unter den Aufrichtigen zur eingestandenen geistigen Haltung wird, so darf die Wissenschaft selbst umso weniger darauf verzichten, bestimmte Gedanken durchzuhalten.

Der sachliche Zusammenhang der theoretischen Aufsätze in ihrer zeitlichen Folge sowie innerhalb der einzelnen Hefte ist unseren Lesern bekannt. Auch in diesem Heft ergänzen sich die deutschen Aufsätze wechselseitig. Die Arbeit über den „Angriff auf die Metaphysik“ will darlegen, dass die Sachlichkeit der modernen positivistischen Lehre die geistige Verwirrung in der Gegenwart vermehrt. Sie gewährt eine Scheinsicherheit,

indem sie die Fachwissenschaft in ihrer gegebenen Gestalt als die einzig berechtigte Erkenntnis verklärt und Ideen, die darüber hinausgehen, als sinnlos hinstellt. Diese Darlegung, die freilich selbst zum vollen Verständnis die in früheren Heften erschienenen Arbeiten des Verfassers über das „Problem der Wahrheit“, den „Rationalismusstreit in der gegenwärtigen Philosophie“ usf. voraussetzt, bliebe einseitig, wenn nicht zugleich positiv gezeigt würde, wie den metaphysischen Träumen auf theoretischem Gebiet wirklich zu begegnen ist. Einen Beitrag dazu liefert die Analyse des „affirmativen Kulturbegriffs“, die zusammen mit der Arbeit über den Positivismus auf Grund gemeinsamer Diskussionen entstanden ist. Metaphysische Kategorien, die der Positivismus verwirft, zum Beispiel eine höhere Wirklichkeit, ferner Seele, Persönlichkeit, Freiheit usf., werden auch hier kritisiert, aber nicht unter dem Gesichtspunkt, ob die Fachwissenschaft gerade Verwendung für sie hat, sondern im Zusammenhang einer auf die Praxis bezogenen Geschichtstheorie. Dieser Aufsatz zeigt ein solches Denken bei der Arbeit, von dem der Positivismus vollends abzulenken droht. Der psychologische Mechanismus, auf den die Bemerkungen zum „Gefühl der Ohnmacht“ hinweisen, wird unter den allgemeinen gesellschaftlichen Verhältnissen der Gegenwart immer aufs neue erzeugt. Erst im Rahmen der Theorie des gesellschaftlichen Lebens, die in der Zeitschrift gefördert wird, erhalten auch diese psychologischen Beschreibungen daher ihre richtige Bedeutung. Sie wollen im Sinn der vom Autor in unseren Publikationen entworfenen Sozialpsychologie verstanden sein.

Wenn angesichts der intellektuellen Ratlosigkeit die unbeirrte Verfolgung bestimmter Ideen auf den verschiedenen Gebieten der Gesellschaftstheorie besonders notwendig ist, so bedarf doch jede Art philosophischen Denkens einer fortwährenden Beobachtung der einzelwissenschaftlichen Arbeit. Diese Orientierung soll für den Leser unserer Zeitschrift vor allem durch die Besprechungen erleichtert werden. Wir versuchen, auf jede für die Theorie der Gesellschaft auch auf abgelegenen Fachgebieten nur irgend wichtige Publikation wenigstens hinzuweisen. Der Aufsatzteil selbst ist durch solche Studien von Spezialisten erweitert, die mit Fragen der Sozialwissenschaft zusammenhängen. Unterschiede der theoretischen Einstellung treten hier ganz hinter die Klärung einzelner Sachverhalte zurück. Die Kritik an der positivistischen Schule hindert uns nicht, ihre fachlichen Leistungen anzuerkennen und zu fördern. Wir sind ausserdem einer Reihe führender Gelehrter verschiedener Gebiete zu Dank verpflichtet, dass sie durch Beiträge in ihrer Sprache die Anteilnahme an dieser Zeitschrift dokumentieren.

Die empirische Forschungsarbeit des Instituts erstreckt sich auch weiterhin auf den Zusammenhang zwischen kulturellen und wirtschaftlichen Vorgängen. Ein erster Bericht über diese Arbeiten ist unter dem Titel „Studien über Autorität und Familie. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung" in Paris 1936 erschienen. Über den Fortgang dieser Arbeiten, vor allem in den Vereinigten Staaten, werden gegenwärtig einige Veröffentlichungen vorbereitet. Die Forschungen über chinesische Wirtschaftsgeschichte und über die chinesische Familie, die unser Institut gemeinsam mit dem Institute for Pacific Relations an Ort und Stelle durchführen lässt (vgl. den Artikel in Jahrgang IV, 1935, S. 26 ff.), sind so weit gediehen, dass bereits in wenigen Monaten mit der Sichtung der umfangreichen Materialsammlung begonnen werden kann. Vorberichte sollen in der Zeitschrift veröffentlicht werden.

Den Plan, vier Hefte der Zeitschrift anstatt bloss drei jährlich erscheinen zu lassen, können wir in diesem Jahrgang nicht verwirklichen. Um nicht allzuviel Beiträge zurückstellen oder gar ausscheiden zu müssen, haben wir wenigstens diese Nummer um die Hälfte des gewöhnlichen Umfangs vermehrt.

Englische und französische Übersetzungen einer Reihe der wichtigeren Artikel aus den letzten fünf Jahren sind von verschiedenen Seiten bereits in Angriff genommen worden.

New York, Ende Februar 1937. Max Horkheimer.

Der neueste Angriff auf die Metaphysik.

Von
Max Horkheimer.

Wissenschaft und Metaphysik sind schwer miteinander in Einklang zu bringen. In der Metaphysik ist von Wesenheit, Substanz, Seele, Unsterblichkeit die Rede, mit denen die Wissenschaft wenig anzufangen weiss. Die Metaphysik beansprucht, mit Erkenntnismitteln, die grundsätzlich jedem zur Verfügung stehen sollen, das Sein zu erfassen, die Totalität zu denken, einen vom Menschen unabhängigen Sinn der Welt zu entdecken. Aus der Verfassung alles dessen, was existiert, werden Anweisungen für das Leben hergeleitet, zum Beispiel die Überzeugung, dass eben diese Beschäftigung mit den höchsten Ideen, dem Transzendenten oder dem Urgrund, die dem Menschen angemessenste, würdigste Betätigung sei. Das metaphysische Bewusstsein verträgt sich in der Regel mit dem Glauben an die ewige Notwendigkeit eines harten Daseins für die Mehrzahl der Menschen und der Selbstaufgabe des Individuums für die jeweiligen Zwecke der Obrigkeit. Dabei beruft sich die Metaphysik auf vorgeblich unbezweifelbare Einsichten, nicht etwa auf die Bibel. Ihre Systeme haben in der neueren Zeit, in der das Ansehen der Offenbarung erschüttert ist, den Glauben an eine tiefere Bedeutung des Menschenlebens aufrechterhalten und die Kategorien des Glaubens mit den Mitteln des natürlichen Denkens zu begründen versucht.

Sie lassen sich aber nicht begründen, ihre Behauptung gerät fortwährend mit dem Denken in Konflikt, das sie stützen soll. Dies zeigt sich in zwei verschiedenen geschichtlichen Prozessen : in der gegenseitigen Destruktion der metaphysischen Systeme und in einer Ausmerzung ihrer Begriffe aus der vorhandenen Wissenschaft, in welcher die von der Metaphysik in Anspruch genommene natürliche Vernunft ihre eigentliche Stätte hat. In den wissenschaftlichen Lehrbüchern des zwanzigsten Jahrhunderts ist nur wenig von der Substanz als solcher, wenig vom Menschen und von der Seele, gar nicht von einem Sinn die Rede. Die Wissenschaftler hegen auch keineswegs die Vorstellung, dass ihre Theorien etwa aus logischen Rücksichten der Lehren über solche Gegenstände als Voraussetzung oder auch nur als Ergänzung bedürften. Sie

sind im Gegenteil damit beschäftigt, ihre Entwürfe selbständig, ohne Hilfe der Metaphysik, auf immer einfachere Prinzipien zurückzuführen, metaphysische und moralische Kategorien haben in ihrer Ansicht keinen Platz. Dies bedeutet nicht, wie man zuweilen meint, dass die Wissenschaft eine eigene Welt hinter der wirklichen errichte, so dass schliesslich die Beziehung zwischen beiden ganz verschwinde oder verhüllt sei. Die mathematischen Formeln, in denen die physikalischen Vorstellungen formuliert sind, enthalten vielmehr die Erkenntnis, die auf Grund der entfalteten Technik mit den geschärften Instrumenten und den verfeinerten, rationalisierten Rechenmethoden über die Körperwelt als isolierte Sphäre bis jetzt erreicht ist. Die Kompliziertheit des Zusammenhangs zwischen der Welt der Wahrnehmung und der Physik schliesst nicht aus, dass er jederzeit nachgewiesen werden kann. Die gegenwärtige Wissenschaft ist das Wissen, das die gegebene Gesellschaft in der Auseinandersetzung mit der Natur entwickelt hat. In der Gegenwart, in der die herrschenden gesellschaftlichen Formen weitgehend zu Hemmungen der menschlichen Kräfte geworden sind, bieten gerade die abstrakten Zweige der Wissenschaft, Mathematik und theoretische Physik, die vornehmlich innerwissenschaftlichen Tendenzen folgen, eine weniger verzerrte Erkenntnis als der unmittelbar mit dem Leben zusammenhängende Wissenschaftsbetrieb, dessen Nützlichkeit seinen realistischen Charakter scheinbar jedem Zweifel enthebt.

Obgleich nun die Wissenschaft die Erkenntnis über die Natur formuliert, mit der diese Gesellschaft es zu tun hat, fahren die Menschen fort, sich der alten Denkformen weiter zu bedienen, die in der Theorie erledigt sind. Erschienen sie in der wissenschaftlichen Arbeit bloss als überflüssig, so stünde dieses Beharren nur zum Prinzip der Denkökonomie, diesem Kennzeichen des bürgerlichen Geistes, im Widerspruch. Aber in der Wissenschaft stellt sich die Nichtigkeit vieler solcher Wesenheiten heraus. Wie die Begriffe des absoluten Raums und der absoluten Zeit sind auch andere metaphysische Kategorien als unhaltbar erwiesen worden. Auch die Vorstellungen der Substanz, der Kraft, der Kausalität, der Seele, des seelisch-leiblichen Zusammenhangs sind zumindest in ihrer traditionellen Fassung mit den heutigen theoretischen Verfahrungsweisen in Konflikt geraten, ohne dass doch die Struktur des allgemeinen Bewusstseins sich deshalb verändert hätte. In der Tat ist dieser Zustand bloss die äusserste Fortsetzung eines Widerspruchs, der sich durch die neuere Periode hinzieht. Das öffentliche Bewusstsein des Bürgertums und seine Wissenschaft haben noch nie recht zueinander gepasst. Die religiöse Idee einer ursprünglich gesetzten Ordnung aller Dinge, in der auch der Mensch

seine Stätte hat, ist schon in der Wissenschaft des siebzehnten Jahrhunderts aufgegeben. Soweit der Mensch bei Descartes nicht ein blosser Mechanismus ist wie das Tier, eine Sammlung von blind umgetriebenen Korpuskeln, besteht sein Wesen im blossen Denken, im Ich, über das die cartesische Wissenschaft selbst so wenig auszusagen vermag wie Kant über das Ich der reinen und ursprünglichen Apperzeption, nämlich dass alles, was wir wissen, eine notwendige Beziehung darauf habe. Im übrigen wurde dieser höchste Punkt der Philosophie, dieser Grundbegriff der neueren Weltanschauung, mehr dem Glauben überlassen als der Wissenschaft, welche nichts damit tun kann. Auch die Psychologie führt nicht aus dem blinden Spiel der Materie heraus. Sie hat sich schon früh als eine Lehre vom Ablauf der Affekte konstituiert, die nach Descartes so wenig zum Wesen des Ichs gehören, dass sie es vielmehr bloss stören und zu vernichten drohen. Wenn die Metaphysiker seit Jahrhunderten fortfahren, davon zu reden, dass eine Seele existiere, die ethischen Geboten unterworfen sei und ein ewiges Schicksal habe, so verraten sie ihre Unsicherheit allein schon durch den Umstand, dass ihre Systeme an den entscheidendsten Stellen durch blosse Meinungen, unwahrscheinliche Behauptungen und Fehlschlüsse geflickt sind. Sie drücken dabei das widerspruchsvolle Bewusstsein der Gebildeten nach seinen verschiedenen Gestalten aus. Die wissenschaftliche Erkenntnis des Zeitalters wird formell für richtig gehalten ; zugleich wird in metaphysischen Ansichten fortgefahren. Die Wissenschaft als Spiegel der sinnlosen Realität in Natur und Gesellschaft hätte die unbefriedigten Massen und das denkende Individuum einem gefährlichen und verzweifelten Zustand überlassen, weder im eigenpsychischen noch im öffentlichen Haushalt war ohne überwölbende Ideologie auszukommen. So hielt man beides, Wissenschaft und metaphysische Ideologie, nebeneinander aufrecht.

Das ganze neuere Denken hat sich mit diesem Widerspruch abgemüht. Schon die traditionelle, vom Mittelalter überkommene Aufgabe der Philosophie bestand darin, die in der Religion enthaltene Weltauffassung mit den Mitteln der blossen Vernunft, d. h. wissenschaftlich zu konstruieren. Die cartesianische Lösung mit den zwei Substanzen herrscht heute noch im allgemeinen Bewusstsein als plausibelste Auskunft vor. Danach gibt es einerseits die Sinnenwelt, mag diese nun realistisch oder spiritualistisch gedeutet werden. In ihr lassen sich Regelmässigkeiten beobachten und errechnen, sie existiert jedoch nicht durch sich selbst und ist der allgemeinen Vergänglichkeit anheimgegeben. Andererseits ist der Mensch ein geistbegabtes Wesen und nimmt an einer höheren Ordnung teil, sei es nun, dass sein Charakter und seine Taten als

ein Ausfluss transzendenter Mächte und Entscheidungen angesehen werden, sei es, dass sie transzendente Konsequenzen haben; jedenfalls gehört der Mensch mit seinem eigentlichen Sein anderen Zusammenhängen als der natürlichen oder bloss menschlichen Geschichte an. So war der Glaube an einen Sinn mit der Wissenschaft verbunden. Ihre Beobachtungen und Theorien zu leugnen, war ohnehin absurd. Ihre Lehrgebäude sind selbst nichts anderes als die verfeinerte Erfahrung des bürgerlichen Individuums. Aber diese Gesellschaft kann auch der Illusion nicht entraten. Metaphysische Illusionen und höhere Mathematik bilden gleichermassen Elemente ihrer Mentalität. Die Philosophie bezeichnet bloss den kulturellen Ort, an dem die Bestrebungen, beides notdürftig zusammenzubringen, systematisch betrieben werden. Jeder Gelehrte, ja in gewissem Masse jeder Angehörige der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt, vollzieht für sich irgendeine Lösung des Problems oder hat es doch unbestimmt im Hintergrund des Bewusstseins. Man braucht sich bloss in die Denkwürdigkeiten und Biographien der typischen Vertreter dieser Epoche zu versenken. Bei den exakten Wissenschaftlern pflegt mit zunehmender Isolierung ihrer Interessen die Naivität der Lösungen in krassem Missverhältnis zur Differenziertheit ihres wissenschaftlichen Verfahrens zu stehen. Der Schöpfer der Quantentheorie, Max Planck, ist auf Grund seiner wissenschaftlichen Erfahrung von der durchgängigen Bedingtheit alles Geschehens, auch in der „Geisteswelt", durch natürliche Vorgänge überzeugt. Andererseits mag er den metaphysischen Begriff der Willensfreiheit nicht entbehren, die moralischen und politischen Auffassungen, zu denen er sich bekennt, setzen ihn voraus. Seine Lösung lautet: „Fremder Wille ist kausalgebunden, jede Willenshandlung eines anderen Menschen lässt sich, wenigstens grundsätzlich, bei hinreichend genauer Kenntnis der Vorbedingungen als notwendige Folge aus dem Kausalgesetz verstehen und in allen Einzelheiten vorausbestimmen... Der eigene Wille dagegen ist nur für vergangene Handlungen kausal verständlich, für zukünftige Handlungen ist er frei..."[1]. Die geringe Glaubwürdigkeit dieser Auskunft ist kennzeichnend für den redlicheren Teil der Gelehrten des Zeitalters. Auf Grund einer durch alte bürgerliche Traditionen bestimmten Erziehung werden sie beim Anblick der Welt, der sie dienen, die Unruhe nicht los. Der Preis in Geld, Amt, Einfluss, den sie erhalten, bescheinigt zwar ihren Beitrag zum gesellschaftlichen Ganzen, aber zu einem „vielfach trostlo-

[1]) Vom Wesen der Willensfreiheit. Leipzig 1936, S. 20/21.

sen".[1]) Sie wagen nicht, es in seiner vorhandenen Gestalt in Frage zu stellen, und nehmen zum metaphysischen Glauben Zuflucht, etwa zum Idealismus des Gewissens und der Freiheit. Das Weltbild aus Wissenschaft und solchem Glauben ist, ohne grossen Aufwand, durch Philosophie geflickt, damit es „uns in unserer Lebensführung die dauernde Übereinstimmung mit dem eigenen Ich, den inneren Frieden, gewährleistet"[2]), und mit diesem Frieden im Herzen wohnen sie dem Untergang der Menschheit bei.

Die verschiedenen Versuche der Harmonisierung lassen sich nach den zwei Extremen hin gruppieren : das eine ist die Behauptung der Wissenschaft als der einzig möglichen Erkenntnisform, vor der die Reste metaphysischen Denkens in zunehmendem Mass zu verschwinden haben, das andere die Bagatellisierung der Wissenschaft als einer durch untergeordnete Belange der menschlichen Existenz bedingten intellektuellen Technik, von der die wahre Einsicht sich emanzipieren müsse. Romantischer Spiritualismus, Lebensphilosophie, materiale und existentiale Phänomenologie sind die typischen Richtungen dieser wissenschaftsfeindlichen Ansicht in der Kriegs- und Nachkriegszeit. Als Ausläufer der Religion bewahrt auch die neue Metaphysik den Glauben, dass der Mensch von sich und für sich mehr erwarten dürfe als sein gegenwärtiges Schicksal unter den Verhältnissen der bestehenden Welt. Sie ist der Ausdruck des Ungenügens an dem, was der Mensch jetzt gilt und von sich erfährt. Worin diese Geltung besteht, die das metaphysische Denken zu kompensieren strebt, ist rasch erklärt. Das tritt hervor, sobald einer ohne Geld, Beziehungen, grossen Namen, ohne zu den Mächtigen zu gehören oder ihnen wenigstens angenehm zu sein, eben bloss als Mensch mit allen Möglichkeiten des Menschen dasteht. Dann wird er gewahr, dass nichts weniger bedeutet als die Berufung auf eben diese Qualität, sie steht so nieder im Kurs, dass sie nicht einmal notiert wird. Die strenge Wissenschaft, die für den Begriff des Menschen höchstens im Sinne der Biologie Verwendung hat, spiegelt sein Schicksal in der Wirklichkeit, an sich ist der Mensch bloss ein Exemplar. Die Qualität der Menschheit begründet im öffentlichen Geist nicht den Anspruch auf Dasein, ja nicht einmal auf einen Aufenthalt. Die besonderen sozialen Umstände, deren es zur Begründung des Anspruchs bedarf, werden durch den Vorweis von Papieren dokumentiert. Wenn diese nicht genügen oder gar nicht vorhanden sind, ist der Mensch im besten Fall ein Fremder und erfährt die Antwort auf seinen Anspruch an jedem Schalter, vor dem er erscheint. Die Kategorie

---

[1]) Planck, a. a. O., S. 24.
[2]) a. a. O.

des Fremden ist nur die andere Seite des bürgerlichen Selbstinteresses, und von den freien Städten im Mittelalter über landesherrliche Territorien und über Nationalstaaten bis zu den feindlichen Massenheerlagern, zu denen die Vaterländer nun geworden sind, wurden beide Momente nicht in einer neuen Einheit aufgehoben. Das Ich des Bürgers hat den Fremden sich gegenüber als sein ihn bestimmendes Gegenteil. Jener weiss von sich als von einem, der nicht irgendeiner ist. Irgendein Mensch ist etwas Verächtliches. Weil aber in der Warengesellschaft die Gleichheit aller trotz dieser Besonderung jedes einzelnen mit zum gemeinen Bewusstsein gehört, so verachtet sich der Bürger im Grunde ebenso beharrlich, wie er sich achtet und sein Interesse verfolgt. Jedes Individuum steht im Mittelpunkt seiner Welt und weiss zugleich, dass es in der wirklichen überflüssig ist. Aus dieser Erfahrung des Alltags, die — mag einer noch so sehr von ihr absehen — in seine Seele gegraben ist, sollen die metaphysischen Träume einen Ausweg bilden. Dieses isolierte und nichtige Individuum denkt sich durch ihre Vermittlung in die Vereinigung mit übermenschlichen Mächten hinein, mit der allgewaltigen Natur, dem Strome des Lebens oder einem unerschöpflichen Weltgrund. Die Metaphysik unterlegt seinem Dasein einen Sinn, indem sie sein Schicksal in dieser Gesellschaft als blosse Erscheinung versteht, die durch innerliche Entscheidungen, durch die metaphysische Freiheit der Person ihre Würde erhält und zu der eigentlichen, echten Existenz in Beziehung steht. Die Degradierung des Zeugnisses der Erfahrung gegenüber einer metaphysischen Scheinwelt ergibt sich aus dem Konflikt zwischen dem emanzipierten Individuum der Industriegesellschaft und seinem Schicksal in ihr. Die philosophische Bagatellisierung der Wissenschaft ist im Privatleben eine Beschwichtigung, in der Gesellschaft ein Betrug.

Die positivistische Tendenz hingegen ist allen Illusionen feindlich. Einzig die Erfahrung, die gereinigte Erfahrung in der strengen Form, die sie in der Naturwissenschaft erhalten hat, heisst nach ihr Erkenntnis. Wissen ist nicht Glauben oder Hoffen, und was die Menschheit weiss, ist in der Wissenschaft am angemessensten formuliert, mögen im übrigen Beobachtung und Sprache des Alltags, von denen die Wissenschaft ja ihren Ausgang nimmt, als grobe Behelfsmittel daneben weiter Dienste leisten. In der Geschichte der Philosophie lässt sich diese Tendenz nicht auf einzelne Namen fixieren. Sie ist auch bei Metaphysikern wie Descartes und Spinoza zu finden, andererseits enthält der Positivismus Comtes und Spencers, von dem sie den Namen hat, noch zuviel weltanschauliches Beiwerk, um sie rein zu verkörpern. Der gegenwärtige Positivismus pflegt sich selbst einerseits auf Hume,

andererseits auf Leibniz zu berufen. Den skeptischen Empirismus vereinigt er mit einer Rationalisierung der Logik, die er für die Wissenschaften produktiver machen will. Sein Ideal ist die Erkenntnis als mathematisch formulierte, aus möglichst wenig Axiomen zu deduzierende Universalwissenschaft, ein System, das die Berechnung des wahrscheinlichen Eintritts aller Ereignisse sicherstellt. Auch die Gesellschaft soll physikalisch erklärt werden. Damit ist man nur noch weit zurück. Man darf jedoch hoffen, dass viel später einmal auch dieses Stück Erfahrung sowohl weiter ausgebaut wird, als auch mit den Voraussetzungen des Gesamtsystems in gehörige Verbindung kommt. Die Ereignisse in der Menschenwelt werden sich schliesslich mit ähnlicher Wahrscheinlichkeit vorhersehen lassen wie andere Vorgänge. Bei den gesellschaftlichen und sogenannten geistigen Gegenständen muss man bloss noch länger auf zukünftige fachwissenschaftliche Untersuchungen warten als auf dem Gebiet der Psychologie oder Biologie überhaupt. Neben der Wissenschaft gibt es noch die Kunst. Soweit Metaphysik nicht blosser Unsinn ist, gehört sie der Dichtung an. Erkannt wird in der Wissenschaft. Was der Mensch ist, erfährt er ausser durch den Gang des täglichen Lebens in der Lehre von seinem Körper und etwa noch in der Psychologie, die darauf zurückführbar ist. Die Unterscheidung zwischen dem, was einer ist, und als was er erscheint, ist ganz bedeutungslos.

Angesichts des autoritären Regierungssystems in Deutschland, an dessen geistiger Vorbereitung die Nachkriegsmetaphysik ihren guten Anteil hat, übt diese neopositivistische Denkart auch auf weite dem Faschismus entgegengesetzte Kreise eine Anziehung aus. Der philosophische Kampf gegen metaphysische Begriffe bezog sich schon in seiner besten Zeit nicht bloss auf das Jenseits, sondern auch auf die menschenfeindlichen organizistischen Theorien des Staates und der Gesellschaft. Die Illusion der Gottesvorstellung wurde früh schon zusammen mit der Fetischisierung des Staates kritisiert, was noch der modernen positivistischen Begriffsklärung zugute gerechnet wird. Die Römer verehrten ihre Republik, so heisst es in einem der bedeutenden Dokumente der Aufklärung[1]), „als ein irgendwie von allen einzelnen Bürgern, die sie bildeten, unterschiedenes Wesen. So sprachen sie davon, und entsprechend verlangten sie auch, dass jeder Bürger dieser Vorstellung seine Interessen, sein Glück und sein Leben opfere, obwohl die Ruhe und das Wohlsein dieser Republik doch nichts anderes

---

[1]) Lettre de Thrasibule à Leucippe. In : M. Fréret, Œuvres Complètes. London 1775, Bd. IV, S. 5/6.

waren als die Ruhe aller besonderen Bürger.“ Ähnlich verhalte es sich mit der Idee Gottes, einem Phantasma, das die menschliche Entwicklung hemme. Wenn nun auch heute nicht mehr der Kampf gegen sozial so bedeutungsvolle Begriffe das Hauptinteresse des Szientivismus bildet und auf die Frage nach dem eigentlichen Bestreben der betreffenden Theoretiker gewöhnlich die Wegräumung von Schwierigkeiten aus dem Wege der mathematischen und naturwissenschaftlichen Arbeit genannt wird, so hält sich die nach intellektuellen Waffen gegen den totalitären Rausch greifende Jugend an die grosse Vergangenheit dieser Philosophie, die besonders in den Universitäten als radikalste antimetaphysische Schule in Erscheinung tritt. Und doch ist sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht weniger fest als die Metaphysik mit den herrschenden Zuständen verknüpft. Wenn ihr Zusammenhang mit der Existenz der totalitären Staaten nicht offen zutage liegt, so ist er doch nicht schwer zu entdecken. Neuromantische Metaphysik und radikaler Positivismus gründen beide in der traurigen Verfassung eines grossen Teils des Bürgertums, das die Zuversicht, durch eigene Tüchtigkeit eine Besserung der Verhältnisse herbeizuführen, restlos aufgegeben hat und aus Angst vor einer entscheidenden Änderung des Gesellschaftssystems sich willenlos der Herrschaft seiner kapitalkräftigsten Gruppen unterwirft.

Die Vereinigung des Empirismus mit der modernen mathematischen Logik macht das Wesen dieser neuesten positivistischen Schule aus. „In der Wissenschaft“, so erklärte Bertrand Russell auf dem Internationalen Kongress für Wissenschaftliche Philosophie 1935[1]), „hat diese Vereinigung seit der Zeit Galileis bestanden; aber in der Philosophie waren diejenigen, die durch die mathematische Methode beeinflusst waren, anti-empiristisch, und die Empiristen hatten eine geringe Kenntnis der Mathematik. Die moderne Wissenschaft ist der Ehe zwischen Mathematik und Empirismus entsprungen. Drei Jahrhunderte später entspringt dieser Vereinigung ein zweites Kind, die wissenschaftliche Philosophie, die vielleicht zu einer ebenso grossen Laufbahn berufen ist, denn sie allein kann die intellektuelle Verfassung herbeiführen, in der es möglich ist, eine Kur für die Krankheiten der modernen Welt zu finden.“ Das heisst selbstbewusst gesprochen. Die Richtung gibt sich in letzter Zeit auch den Namen des logischen Empirismus. Sie stellt eine fest umrissene Schule dar, innerhalb deren, wie seinerzeit in der von Husserl begründeten Phänomenologie, einige Frak-

---

[1]) Actes du Congrès International de Philosophie Scientifique. Erschienen bei Hermann & Cie, Paris 1936, No. I, S. 11.

tionen voneinander zu unterscheiden sind und die sich andererseits der Sympathie einzelner bekannter Forscher aus verschiedenen Wissenschaftszweigen erfreuen darf.

Da es hier nicht darauf abgesehen ist, den Werdegang der Vereinigung zu schildern, sondern den Mangel dieser Denkart und ihren Zusammenhang mit der Geschichte des Bürgertums aufzuweisen, so wird auf Schattierungen nicht eingegangen. Der logische hat mit dem älteren Empirismus die Ansicht gemeinsam, dass alles inhaltliche Wissen über Gegenstände in letzter Linie aus Tatsachen der Sinneserfahrung fliesse. Es hat sich ergeben, meint auch R. Carnap, dass alle Begriffe „auf Wurzelbegriffe zurückzuführen sind, die sich auf das ‚Gegebene', die unmittelbaren Erlebnisinhalte, beziehen."[1]) Soweit es sich um das Zutreffen oder vielmehr um die Wahrscheinlichkeit von Theorien handelt, verweisen die Wissenschaften auf Beobachtung und Erfahrung als letzte Instanz. Auf die möglichst geschickte Voraussage des Eintreffens von Sinnesdaten laufe, wenn man sie im ganzen betrachte, die Erkenntnisarbeit auf allen Gebieten hinaus. Bereits in dieser Ansicht besteht freilich ein gewisser Unterschied zwischen dem traditionellen Empirismus und seinen modernen Nachfolgern. Jener behauptete den Anspruch der Individuen, dass die Gesellschaft um ihretwillen funktioniere, auch gegenüber der Wissenschaft; sie hatte sich vor dem einzelnen zu bewähren. Dies geschah durch die Versicherung, dass sie nur behaupte, was jeder sehen und hören könne. Dem Bürger wurde gezeigt, dass Physik und alle Wissenschaft nur der abgekürzte Ausdruck, die gereinigte Gestalt seiner eigenen alltäglichen Erlebnisse sei, nichts weiter als eine Veranstaltung zur rascheren Orientierung in der Wirklichkeit, wie er sie selbst, wenn auch weniger systematisch, im praktischen Leben übe. Die Lehre vom Menschen bildet daher, wenn auch in beschränkter Form, den Inhalt dieser Philosophie. Es wird gezeigt, wie die Wissenschaft mit der Sinneserfahrung anhebt und stets an ihr sich wieder zu orientieren hat. Locke will auf „historische, schlichte Weise über die Mittel, wodurch unser Verstand dazu kommt, unsere Kenntnisse von den Dingen zu erwerben, einige Rechenschaft geben und gewisse Masstäbe der Sicherheit unseres Wissens oder der Gründe der Überzeugung aufstellen."[2]) Hume bezeichnet es als seine Aufgabe, „die Prinzipien der menschlichen Natur klarzulegen." Dies sei die einzige philosophische

---

[1]) R. Carnap, Die alte und die neue Logik. In: Erkenntnis, Bd. 1 (1930), S. 23/24.

[2]) John Locke, Über den menschlichen Verstand. Übersetzt von Th. Schulze, Leipzig 1897, Bd. I § 2.

Grundlage, „auf welcher die Wissenschaften mit einiger Sicherheit stehen können.“[1]) Mögen Locke und Hume, so wie es ihrer liberalistischen Gesellschaftsauffassung entspricht, diese Ableitung der Wissenschaft als menschlichen Produkts rein individualistisch verstehen und die Genesis des Wissens ausschliesslich durch psychologische Erkenntnistheorie zu begreifen suchen, ihre Philosophie enthält wenigstens dieses dynamische Element, die Beziehung auf ein erkennendes Subjekt.

Im neuesten Empirismus wird vollends davon abgesehen. Der Zusammenhang tritt nicht einmal mehr in einer Theorie der Entstehung von Begriffen und Urteilen hervor. Da die Physik als fest umgrenzte intellektuelle Technik es immer schon mit geformten Urteilen von Beobachtern und nicht unmittelbar mit den Wahrnehmungen zu tun hat, so bedeutet das Kriterium der Erfahrung hier nicht die Empfindung selbst, wie bei Locke oder Hume, sondern jeweils das fertige Urteil über die Empfindung. Es sei die ausschliessliche Aufgabe der Wissenschaft, ein System aufzubauen, aus dem Sätze abgeleitet werden können, die eindeutig durch Urteile von Beobachtern, durch „Protokollsätze“, bestätigt werden. Ein deskriptives Zeichen gilt als ausgewiesen, wenn es durch Definitionen oder mittels neu aufgestellter Grundsätze auf Zeichen zurückzuführen ist, die in Protokollsätzen vorkommen.[2]) Mit dem Gegebenen habe daher die Wissenschaft und somit auch die wissenschaftliche Philosophie nur in der Form von Sätzen über das Gegebene zu rechnen. Der Wissenschaftler kümmert sich um die Welt nur, soweit sie sprachlich fixiert ist. Er hält sich an das, was in angemessener Form zu Protokoll gegeben wird. Die Analyse des Umwandlungsprozesses vom Erlebnis bis zum Protokoll gehört in die empirische Psychologie. Diese mag auf gleiche Weise Feststellungen über das Verhalten von Versuchspersonen treffen, wie die Physik über das Verhalten anderer Körper. Auch die Psychologie hat es nicht unmittelbar mit den Wahrnehmungen zu tun. Nicht die Selbstbeobachtung, sondern die durch objektive Beobachter bestätigten, also in Urteilen formulierten Tatsachen bilden auch hier den Stoff. Das Unsagbare und das Ungesagte sollen für das Denken keine Rolle spielen, sie dürfen noch nicht einmal erschlossen werden.

Mag nun die Weise, in welcher der Begriff des Erkenntnismaterials in den einzelnen Phasen des Empirismus gefasst wird, eine Verflachung des bürgerlichen Denkens anzeigen, eine zunehmende

---

[1]) Humes Traktat über die menschliche Natur. Übersetzt von Th. Lipps, Hamburg und Leipzig 1895, S. 4.

[2]) Vgl. R. Carnap, Logische Syntax der Sprache. Wien 1934, S. 247.

Abneigung, den unmenschlichen Dingen auf den menschlichen Grund zu sehen, so ist doch das Prinzip, dass unser Wissen über die Welt von den Sinnen ausgeht, dasselbe geblieben. Sofern seine Bedeutung sich darin erschöpft, dass jede Behauptung über irgendein Seiendes in Natur oder Geschichte schliesslich auf entsprechende Erfahrung hinweist, steht es einzig zum reinen Jenseitsglauben in Gegensatz. Der Rationalismus hat diesem Prinzip gar nicht widersprochen, er hat es nur nicht isoliert zum Grundsatz der Philosophie gemacht. In den rationalistischen Systemen des siebzehnten Jahrhunderts steht es im Zusammenhang einer Gesinnung, nach der nicht so sehr die Aufmerksamkeit auf das einzelne Seiende, so wie es nun einmal besteht, entscheidend ist, als die Fähigkeit, das Seiende in Gedanken und in Wirklichkeit zu konstruieren. Von dem Glauben an die vollständige Beherrschbarkeit der Natur und Menschenwelt bestimmt, hält sich der Rationalismus an das Problem der intellektuellen Durchdringung der Welt, an die Verfahrungsweisen der Vernunft. Die Mathematik galt dem Rationalismus als Mittel zur Erzeugung der Gegenstände aus Prinzipien, die das Subjekt in sich selbst zu entwickeln vermag. Die höchsten Einsichten fallen mit den Gründen des Seins zusammen, sie sind nicht aus Einzelerfahrungen abgezogen oder willkürlich festgesetzt. Sie machen die eigenste Natur des vernünftigen Denkens aus, dessen konstruktiver Gewalt schliesslich jedes Geheimnis sich entschleiern muss. Jedes Seiende hat sich in einer Wahrnehmung zu legitimieren. Aber wenn wir es bloss auf diese Weise kennen, ist es noch ein Ding an sich ; erst wenn wir es machen können, wird es zu einem Ding für uns. Das ist die rationalistische Ansicht.

Im Gegensatz dazu bedeutet für den Empirismus der Ausweis durch Wahrnehmung das A und O. Er hält sich an das, was ist, an die Feststellung. „Die Welt ist alles, was der Fall ist... Die Welt zerfällt in Tatsachen“, heisst es im philosophischen Hauptwerk seiner modernen Anhänger.[1]) Soweit die Zukunft in Frage kommt, ist nicht Konstruktion, sondern Induktion die kennzeichnende Leistung der Wissenschaft. Je öfter etwas da war, umso gewisser wird es in aller Zukunft da sein. Die Erkenntnis bezieht sich einzig auf das, was ist, und seine Wiederholung. Neue Formen des Seins, vor allem solche, die der geschichtlichen Aktivität des Menschen entspringen, liegen jenseits der empiristischen Theorie. Gedanken, die nicht allein aus dem schon herrschenden Bewusstsein

---

[1]) L. Wittgenstein, Tractatus Logico-Philosophicus. London, New York 1922, S. 30.

aufzunehmen, sondern im Zusammenhang mit eigener Zielsetzung und Entschlusskraft zu fassen sind, alle über das Vorhandene und sich Wiederholende hinausreichenden geschichtlichen Tendenzen, gehören nach dieser Auffassung nicht unter die Begriffe der Wissenschaft. Der Empirismus versichert zwar unermüdlich seine Bereitschaft, jede Ansicht aufzugeben, wenn die zukünftige Erfahrung ihn eines besseren belehren sollte. „Keine Bestimmung der physikalischen Sprache ist endgültig gesichert", und die Nachprüfung betrifft „im Grund nicht eine einzelne Hypothese sondern das gesamte System der Physik als ein Hypothesensystem (Duhem, Poincaré)."[1]) Der Empirismus reduziert jedoch die Nachprüfung auf neutrale, objektive, wertfreie, das heisst trotz allem isolierte Gesichtspunkte. Man ändert entweder die physikalischen Grundsätze, mit denen eine Beobachtung in Konflikt gerät, oder erkennt die Feststellung nicht an. Darin steckt aber keine Notwendigkeit, der Gesichtspunkt des Zweckmässigen, der hier entscheidet, lässt sich nicht selbst theoretisch bestimmen.[2]) Dem Denken wird die Funktion abgesprochen, die Beobachtungen sowie die Art, in der die Wissenschaft sie zusammenfasst, auf Grund einer auch die Wissenschaft selbst und ihre Formen noch einbeziehenden Theorie zu beurteilen. Der Empirismus setzt die je anerkannte Wissenschaft in ihrer gegebenen, mit dem Bestehenden versöhnten Struktur und Betriebsweise als höchste geistige Autorität überhaupt. Sie gilt ihm als blosser Ordnungs- und Umordnungsapparat von Fakten, gleichviel welche Fakten sie aus der Unendlichkeit von Fakten aufnimmt; gerade als ob die Auswahl, Beschreibung, Anerkennung und Zusammenstellung in dieser Gesellschaft keinen Akzent und keine Richtung hätte. Die Wissenschaft wird danach wie ein System von Schläuchen gleichsam bloss immer mehr angefüllt und durch Reparaturen in Stand gehalten. Dieses Tun, das man früher die Tätigkeit des Verstandes nannte, steht nach dem Empirismus nicht selbst wieder in Zusammenhängen, die rückwirkend ihm erst Richtung und Sinn verleihen. Alles, was im Idealismus Idee und Zielsetzung, im Materialismus gesellschaftliche Praxis und bewusste geschichtliche Aktivität hiess, hat nach dem Empirismus, soweit er es überhaupt als Voraussetzung der

---

[1]) R. Carnap, a. a. O., S. 246.

[2]) In der Ansicht, die Lösung des Konflikts zwischen Tatsache und Theorie sei selbst nicht theoretisch fassbar, stimmt der logische Empirismus mit der vorherrschenden Erkenntnistheorie überein. „... hier tritt das Genie in seine Rechte", erklärt auch H. Weyl (Philosophie der Naturwissenschaft. In: Handbuch der Philosophie, Abteilung 2. München und Berlin 1927, S. 113).

Erkenntnis zulässt (O. Neurath)[1]), mit der Wissenschaft wesentlich nur als Beobachtungsgegenstand und nicht als konstitutives Interesse und Direktiv zu tun. Es existiert kein an den Methoden und Resultaten der Wissenschaft orientiertes, mit bestimmten Interessen verflochtenes Denken, das ihre Begriffsbildung und ihre Gesamtgestalt, so sehr es von ihnen abhängt, auch wieder kritisieren dürfte. Es gibt überhaupt keine Kritik einer Fachdisziplin ausserhalb einer Fachdisziplin, kein Denken, das, mit den Kenntnissen der Zeit ausgerüstet, auf bestimmte historische Ziele lossteuernd, den Fachleuten etwas zu sagen hätte. Solches Denken und das von ihm in den Erkenntnisprozess eingehende kritische, dialektische Element, durch das eben dieser mit dem geschichtlichen Leben in bewusster Verbindung gehalten wird, ferner die damit zusammenhängenden Kategorien, wie der Unterschied von Wesen und Erscheinung, Identität im Wechsel, Vernünftigkeit von Zielsetzungen, ja der Begriff des Menschen, der Person oder gar der Gesellschaft und Klasse in einem Sinn, der bestimmte Aspekte und Stellungnahmen voraussetzt, — all dies existiert für den empiristischen Gelehrten nicht. Soweit er solche Begriffe ausnahmsweise gebraucht, haben sie rein klassifikatorische Bedeutung wie etwa zoologische Gattungen. Eben deshalb steht die Gestalt der Erkenntnis und damit des Seins, soweit wir von ihm wissen können, für ihn so fest wie nur je für einen Dogmatiker.

Im Grunde ist die empiristische der rationalistischen Denkart auch hierin verwandter, als sie meint. Trotz des Kampfes gegen den rationalistischen Grundbegriff, die synthetischen Urteile a priori, die sachhaltigen Aussagen, denen keine Erfahrung widersprechen könne, setzt der empiristische Philosoph die Formen des Seins als konstant. Die ganze Welt hat grundsätzlich in einem festen System Platz, das freilich jeweils nicht endgültig ist. Für einen Empiristen „ist es absurd, von einem einzigen und totalen System der Wissenschaft zu reden.“[2]) Und doch setzt die Versicherung, die richtige Gestalt der gesamten Erkenntnis sei mit Physik identisch, die Physik sei die grosse „Einheitswissenschaft“, in der alles aufgehen müsse, bestimmte Formen als konstant. Sie stellt ein Urteil a priori dar. Es wird behauptet, der Sinn aller Begriffe der Wissenschaft sei durch physikalische Bestimmungen zu definieren, und davon abstrahiert, dass schon der Begriff des Körperlichen im physikalischen Verstand ein sehr besonderes

---

[1]) Vgl. vor allem : Soziologie im Physikalismus. In : Erkenntnis, Bd. 2 (1931), S. 423 ff. ; und : Empirische Soziologie. Wien 1931, S. 128 ff.

[2]) O. Neurath, L'Encyclopédie comme Modèle. In : Revue de Synthèse, Paris, Bd. XII, n° 2 (1936).

subjektives Interesse, ja die gesamte gesellschaftliche Praxis involviert.[1]) Der naiv-harmonistische Glaube, der solcher Idealvorstellung von Einheitswissenschaft und schliesslich diesem ganzen neuen Empirismus zugrundeliegt, gehört der entschwindenden Welt des Liberalismus an. Man kann sich mit jedem über alles verständigen. Das ist nach den empiristischen Philosophen ein „glücklicher Umstand", den man nicht etwa selbst erst zu begreifen hat, um Bedeutung und Reichweite dieses Consensus zu bestimmen, sondern als „ganz allgemeinen ordnungshaften Zug der Erfahrung"[2]) eben hypostasiert. Schon Ernst Mach hatte die subjektiven Faktoren, die er nur als Einfluss der „Nerven unseres Leibes"[3]) auf die Wahrnehmungen zuliess, als grundsätzlich eliminierbar angesehen. Die Naturwissenschaft ermittle diese Abhängigkeit, indem sie Ereignisse nicht von einem Subjekt, sondern von vielen beobachten lasse. Dadurch gelinge es, die zufällige Verschiedenheit der individuellen Nervensysteme auszuschalten und die reine Abhängigkeit der beobachteten physikalischen Ereignisse zu konstatieren. „Hierbei verhalten sich die KLM..,K'L'M'.. [die verschiedenen Beobachter bzw. ihre Nervensysteme.M.H.] wie physikalische Apparate, von deren Eigentümlichkeiten, speziellen Konstanten usw. die Anzeigen, die Ergebnisse befreit werden müssen... So wird von hier aus eine sichere Basis für das ganze Gebiet der Forschung gewonnen."[4]) Die Vorstellung, nicht etwa bloss in der Physik, sondern in der Erkenntnis überhaupt das Subjekt

---

[1]) Die philosophischen Folgen des Umstands, dass die puren körperlichen Dinge der Physik in Abstraktion von allem Subjektiven, von der gesamten menschlichen Praxis, wie konkrete Realitäten genommen werden, erörtert E. Husserl in einer soeben erschienenen Arbeit (E. Husserl, Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendentale Phänomenologie. In: Philosophia, Bd. I., Belgrad 1936, S. 77 ff.). Sie ist mir erst nach der Abfassung des obigen Artikels bekannt geworden. Wenn sich diese späte Publikation des letzten wirklichen Erkenntnistheoretikers auch nicht speziell auf die „ ‚physikalische Bewegung' (‚Wiener Kreis', ‚logisierender Empirismus')" bezieht, sondern auf den Physikalismus überhaupt, dessen Idee in historischem Rückblick entwickelt wird, so haben die Hypostasierungen, die Husserl aufdeckt, auch zu dieser neuesten Abart geführt. Der unkritische Objektivismus, die Verabsolutierung der Fachwissenschaft, die — von der heutigen Problematik aus gesehen — mannigfache Affinität von Empirismus und Rationalismus, die Entgiftung der Humeschen Skepsis bei den Nachfolgern, alle diese auch im Texte berührten Verhältnisse werden in der Analyse Husserls vermerkt und zu erklären versucht. Bei aller Gegensätzlichkeit der Denkart Husserls zu der hier vertretenen Theorie hat seine Altersstudie mit ihrer höchst abstrakten Problematik mehr mit den gegenwärtigen geschichtlichen Aufgaben zu tun als der sich zeitgemäss dünkende Pragmatismus oder das vermeintlich dem „Mann am Schraubstock" angepasste Reden und Denken mancher jüngeren Intellektuellen, die sich schämen, es zu sein. — Eine kritische Analyse der Husserlschen Philosophie wird in einem unserer nächsten Hefte erscheinen.

[2]) R. Carnap, Die physikalische Sprache als Universalsprache der Wissenschaft. In: Erkenntnis, Bd. 2 (1931), S. 445/47.

[3]) E. Mach, Die Analyse der Empfindungen. Jena 1922, S. 28/29.

[4]) a. a. O., S. 281/82.

radikal verschwinden zu lassen, indem die individuellen Verschiedenheiten selbst als Tatsachenreihen festgestellt werden, ist in Wahrheit eine genau zu umgrenzende Forschungsmaxime. Die Umwandlung dieses Postulats in den Glauben an seine in jedem historischen Moment gegebene grundsätzliche Erfüllbarkeit, der nur zufällige Schwierigkeiten entgegenstünden, führt notwendig zu einem unhistorischen, unkritischen Begriff der Erkenntnis und zur Hypostasierung einzelner naturwissenschaftlicher Verfahrungsweisen.

Es gibt danach keine Verschiedenheit theoretischer Strukturen, die auf geschichtlich bedingten Interessengegensätzen beruht und anstatt durch „gemeinsames Experiment" etwa durch konsequentes Zuwiderhandeln ausgetragen wird. Das harmonische Verhältnis der Subjekte zueinander wird auch zu einem Faktum, und zwar zu einem solchen, das noch allgemeineren Charakter hat als selbst ein Naturgesetz, gewissermassen zu einem ewigen Faktum — das mit den rationalistischen und transzendentalen Prinzipien also direkt zusammenfällt. „Die Feststellung des Wertes einer physikalischen Grösse für einen konkreten Fall ist... von dem untersuchenden Subjekt unabhängig. ...Wenn zwei Subjekte verschiedener Meinung sind in bezug auf die Länge eines Stabes, die Temperatur eines Körpers, die Frequenz einer Schwingung", wird man „versuchen, durch ein gemeinsames Experiment zu einer Einigung zu kommen. Die Physiker sind der Ansicht, dass... wo die Übereinstimmung praktisch nicht erreicht wird, nur technische Schwierigkeiten (Unvollkommenheit der technischen Hilfsmittel, Mangel an Zeit u.dgl.) im Wege stehen... Die physikalischen Bestimmungen gelten intersubjektiv."[1] Und so steht es auch in Biologie, Psychologie und Theorie der Gesellschaft : „Alle sonst noch in der Wissenschaft... verwendeten Sprachen lassen sich... auf die physikalische Sprache zurückführen"[2], und dadurch „wird die gesamte Wissenschaft zur Physik."[3] Für den logischen Empirismus bleiben trotz einiger anders klingender Versicherungen die Formen der Erkenntnis und somit das Verhältnis der Menschen zur Natur und zueinander ewig dieselben. Auch nach dem Rationalismus sind alle subjektiven und objektiven Möglichkeiten in Einsichten beschlossen, die das Individuum je schon besitzt. Indem er jedoch zum Masstab der Zukunft nicht allein Feststellungen über vorhandene Sachen, sondern ebensosehr die aktive, aus dem Innern wirkende Subjektivität mit ihren Strebungen und

[1] R. Carnap, a. a. O
[2] a. a. O.
[3] a. a. O., S. 463.

Ideen nimmt, ist er nicht so sehr der Gegenwart verhaftet wie der Empirismus, der den Begriff des Neuen mit dem einer Unzulänglichkeit von Prognosen verwechselt. Leibnizens Theorie des Subjekts als der „substantia ideans"[1]), im Sinn des Urhebers von Entscheidungen und Akten, steht einer materialistischen Auffassung der Geschichte näher als eine Philosophie, die das denkende Subjekt darauf reduziert, Protokollsätze unter allgemeinere Aussagen zu befassen und wieder daraus abzuleiten.

Der Empirismus verwirft den Begriff des Subjekts überhaupt, und derjenige der Tendenz macht ihm keine Schwierigkeit. Für den Empirismus bedeutet Tendenz nur das wahrscheinliche Verhalten von Gegenständen, das auf Grund beobachteter Regelmässigkeiten zu errechnen ist. Die bekannten Verhaltungsweisen aller Gegenstände in einer bestimmten Umgebung sind die Teiltendenzen; das wahrscheinliche Ereignis wird als Resultante aus ihnen kombiniert. Die behavioristische Psychologie setzt es sich zum Ziel, eine Lehre vom Menschen aufzustellen, in der ausschliesslich Begriffsbildungen und sonstige Verfahrungsweisen angewandt werden wie nach empiristischer Deutung in den Wissenschaften der anorganischen Natur. Geschichtliche Tendenzen, so könnte man im Sinne des Behaviorismus etwa folgern, scheinen sich deshalb von physikalischen zu unterscheiden, weil menschliche Willensakte dabei eine Rolle spielen. Aber mit dem sogenannten Willen steht es ebenso wie mit anderen Regelmässigkeiten in der Natur. Schon William James erklärte Willensakte als Bewegungen, die Denkvorgänge zu ihrer Bedingung haben. Das Kind stellt durch Beobachtung fest, dass es bestimmte Bewegungen machen kann, wenn es vorher an sie denkt. Gewisse Vorstellungen und Gedanken sind mit gewissen Bewegungen so verknüpft wie etwa die Aufstellung zweier entgegengesetzt geladener Metallkugeln in gehöriger Entfernung mit dem Funken. Zwischen Motiv und Ursache gibt es keinen qualitativen Sprung, beide sind bloss Bedingungen, auf die regelmässig ein bestimmtes Ereignis eintritt. Auf A folgt B. Ein Kopf ersinnt eine Handlung, und sie wird ausgeführt, auf den Kopf fällt ein Ziegelstein, der Kopf zerbricht. Es ist dieselbe Art von objektiver Gesetzmässigkeit. Soweit der erwachsene Mensch an Bewegungen denken kann, ohne sie auszuführen, rührt dies nur daher, dass sonstige Gedanken oder Umstände vorhanden sind, deren Folgen diesen Zusammenhang durchkreuzen.[2]) Sonst

---

[1]) Leibniz, Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie. Übers. von Buchenau, Bd. II, Leipzig 1906, S. 299.

[2]) Vgl. B. Russell, Mensch und Welt. Übers. v. Grelling, München 1930, S. 246/47.

müsste man nach dieser Theorie immer auch tun, was man denkt. Jeder Willensakt ist als die Resultante aus den verschiedenen Regelmässigkeiten menschlichen Verhaltens aufzufassen, die in der gegebenen Situation im Spiele sind. In der Tat ist Regel der Ausdruck für wiederholt beobachtete Folgen, und bei vorhandenem A wird das Ereignis B wahrscheinlich, wenn es früher häufig nach ihm eingetreten ist. Nur hängt es zuweilen von den Menschen ab, ob das Wahrscheinliche auch eintritt, und davon bleibt die Kategorienbildung des Behaviorismus unberührt. Diese Erwägung gehöre in ein anderes Fach.

Die Tätigkeit der Wissenschaft, Vorgänge in allgemeinere Zusammenhänge einzuordnen, sie unter Regeln zu befassen, besorgt ein legitimes und nützliches Geschäft. Die Verwahrung dagegen im Namen einer „Freiheit" von Bedingungen ist ein Kampf gegen Windmühlen, insofern die Wissenschaft die Abstraktionen, die sie Regeln und Gesetze nennt, nicht naiv mit real wirkenden Kräften gleichsetzt und etwa die Wahrscheinlichkeit, dass B auf A folgt, mit der wirklichen Anstrengung verwechselt, es herbeizuführen, eine Gleichsetzung, die auch dann noch vorliegt, wenn Anstrengung, Handlung immer bloss als Zustand oder Ereignis verdinglicht und niemals als die besondere Struktur eines Zusammenhangs von Subjekt und Objekt begriffen wird. Dieses Befassen unter Regeln, das Deduzieren aus allgemeinen Begriffen und Sätzen als ausschliessliche Form der Beurteilung von Vorkommnissen, war im Beginn des Positivismus noch mit der ausgesprochenen Ansicht verknüpft, A sei von vorneherein schon Teil eines festen Zusammenhangs AB oder AC oder AD und man müsse bloss abwarten, wie es sich nun zeige, während es doch an den Menschen mitsamt ihrer Wissenschaft liegen kann, was ein Zustand wirklich ist, das heisst, was sie aus ihm machen, zum Beispiel, ob sie zur Stunde die Menschheit vollends zu Grabe tragen oder erst wirklich ins Leben rufen. Nach den heutigen Empiristen bleibt das für die Beurteilung der Gegenwart belanglos — der jetzt herrschende Zustand ist ein Faktum, ebenso die Anstrengung, ihn zu verändern, soweit sie nicht bloss in ihren Trägern lebendig, sondern vom gemeinen Bewusstsein in gehöriger Form verstanden wird. Der nächste Zustand ist ein anderes Faktum. „Zusammenfassungen" wie Anfang oder Ende der Menschheit sind weder bequeme noch sonst vertretbare Abkürzungen, weil man auch bei grösserem Zeitaufwand sich schwerlich darüber einigen wird, wenigstens — so fügen wir hinzu — solange jene nicht solider begründet ist als in der Gegenwart. Natürlich lässt sich jedes Geschehen in Fakten zerlegen und das Faktum spielt — freilich in jeweils der Situation entsprechender und höchst verschiedener Weise — eine entschei-

dende Rolle im Beweisgang, aber auf diesen Umstand eine empiristische Sekte abzustellen, dazu ist es nicht mehr an der Zeit. Es sieht wie ein Versprechen aus, dass die Erkenntnis beim Gesicherten bleiben und sich auf die historisch strittigen Fragen nicht oder doch erst viel später einlassen wird. „Die Auffassung, wir hätten im Denken ein Mittel zur Hand, mehr über die Welt zu wissen, als beobachtet wurde... scheint uns durchaus mysteriös“, heisst es in einer Veröffentlichung des Wiener Kreises.[1] Die Beherzigung dieses Prinzips ist besonders in einer Welt angezeigt, deren geschmückte Fassade in allen Teilen Einigkeit und Ordnung spiegelt, während in ihrem Innern der Schrecken wohnt. Alleinherrscher, schlechte Gouverneure kolonialer Provinzen und sadistische Gefängniskommandanten haben sich immer schon Besucher dieser Geistesart gewünscht. Nimmt aber die Wissenschaft als ganze einen solchen Charakter an, verliert das Denken überhaupt den Eigensinn und die Unbeirrbarkeit, einen Wald von Beobachtungen zu durchdringen und „mehr über die Welt zu wissen“ als selbst die wohlmeinende Tagespresse, so nehmen sie passiv am allgemeinen Unrecht teil.

Gegen diese Reflexion vermöchte der Empirismus einzuwenden, woher denn die Unbeirrbarkeit des Denkens stamme, wenn es nicht den unzähligen Beobachtungen des Tages andere entgegenzusetzen habe. Es könne sich gegen Erfahrung nur wieder auf Erfahrung berufen; seine Begriffe seien ja nicht eingeboren oder inspiriert. Aber gerade weil auf Fakten auch dort Beziehung genommen wird, wo man andere Fakten durchschaut oder abschafft, weil überall gleichermassen Fakten im Spiele sind, kommt es bei der Entscheidung auf das konstruktive, die Fakten wertende, Oberfläche und Kern voneinander scheidende Denken an, und der Name des Empirismus ist heute entweder ganz nichtssagend oder wirklich der Verzicht auf Vernunft im eigentlichen Wortsinn. Die Rolle des Empirismus in der Welt lässt sich an vielen Situationen verdeutlichen. Die folgende Szene ist einem Artikel E. de Spenglers[2] entnommen, in dem vom Sohne Carl Vogts, des Gegners von Marx, die Rede ist: „Dans son beau volume consacré à son père, il rappelle avec complaisance que les membres d'une association antivivisectionniste ayant demandé de visiter les laboratoires de l'université, le professeur Schiff leur fit remarquer que les animaux n'étaient nullement endormis, mais que pas un cri se faisait entendre. Une habile section des cordes vocales

---

[1]) H. Hahn, Logik, Mathematik und Naturerkennen. Wien 1933, S. 9.

[2]) „Le Gutenberg“, Organe de la Fédération Suisse des Typographes, vom 26.8.1936.

leur avait simplement enlevé le moyen d'exhaler leurs plaintes." Das Wohlgefallen des jüngeren Herrn Vogt an der getäuschten Gutgläubigkeit jener Vereinsmitglieder ist ein Muster des Wohlgefallens an einem bescheidenen Empirismus in der auf Täuschung abgestellten Welt.

Ebenso wie die Handlungen von Individuen durch Verfahrungsweisen vorherzusagen sind, die mit den Prognosen physikalischer Prozesse genau übereinstimmen, so lassen sich auch Prognosen über gesellschaftliche Gruppen machen. Die empiristische Theorie der Gesellschaft ist der „Sozialbehaviorismus". „Staaten, Völker, Altersgruppen, Religionsgemeinschaften, das sind alles Komplexe, die aus Einzelelementen, den Individuen, gebildet werden. Solche zusammengesetzte Gruppen weisen gewisse gesetzmässige Zusammenhänge auf, sie haben eine bestimmte Physiognomie... Die wissenschaftliche Untersuchung hat gezeigt..., dass die Abgrenzung der ‚Gesellschaftsklassen', die politisch eine wachsende Rolle spielt, soziologisch sich vertreten lässt. Eine ‚Anthropologie der nichtbesitzenden Klassen' bringt biologisch bemerkenswertes Material."[1]) Die Theorie der Gesellschaft hat es freilich mit den Experimenten nicht so leicht wie die Physik. Aber schliesslich bestehen die angeführten „Grossgebilde" aus „einzelnen Lebewesen, Menschen und anderen Tieren. Deren Verhalten unter dem Einfluss von Reizen untersucht der ‚Behaviorismus' als Teil der Biologie (vgl. Pawlow u.a.)."[2]) Die Soziologie sei einer Biologie vergleichbar, der nur ein einziges Tierindividuum zur Verfügung stehe und die „aus Gesetzen über die Arme, Gesetze über die Beine ableiten müsste, aus Gesetzen über das vierjährige Tier, solche über das sechsjährige, wobei aber Erfahrungen über Wandlungen auch schon gesetzmässige Veränderungen der Gesetze gelehrt haben."[3]) Dabei sind sich die Empiristen klar, dass auf solche Weise „gerade bedeutsame Wandlungen... nicht im vorhinein erfasst werden. Die Vergleiche der Gesamtkomplexe geben uns keine Möglichkeit, Revolutionen anzukündigen, wenn sie nicht eine übliche Erscheinung sind. Man muss die neue Erscheinung abwarten, um dann für sie wieder neue Gesetzmässigkeiten zu finden."[4]) Natürlich soll man nicht müssig dabei zusehen. „Wer Späne braucht, muss das Holzhacken erwarten oder mitbetreiben. Dazu kommt, dass soziologische Einsicht in gegenwärtige Zusammenhänge im allgemeinen der am besten erringt, der enger mit der sozialen Struktur

---

[1]) O. Neurath, Empirische Soziologie. Wien 1931, S. 105.
[2]) a. a. O., S. 67.
[3]) a. a. O., S. 66.
[4]) a. a. O., S. 106.

der Gegenwart verbunden ist. Auch in der Physik übt die enge Verbindung mit der technischen Praxis einen Anreiz aus. Noch mehr gilt das von der Soziologie. Der Gelehrte ist ein Element wie jedes andere."[1])

Individuelle und gesellschaftliche Tendenzen bilden also für den Empiristen keine Ausnahme in seinem Begriffsapparat. Es handelt sich dabei um Formulierung von Beobachtungen. Für den Soziologen bietet die Praxis einen Anreiz. Auf das Subjekt trifft man selbst hier nicht. Ob die „bedeutsamen Wandlungen" passiv oder aktiv erwartet werden, auch als Handelnde gelten die Menschen in der Wissenschaft bloss als Tatsachen und Gegenstände. Der Gelehrte ist objektiv genug, sich als Element vorzustellen. Diese Sachlichkeit hat ihre theoretischen Konsequenzen. Da die Gesellschaft selbst bloss ein Inbegriff von Individuen sei, erweist sich der Unterschied zwischen Subjekt und Objekt, zwischen der Erkenntnis und ihrem Gegenstand, zwischen Theorie und Praxis auch im gesellschaftlichen Masstab nicht etwa als stets zu überwindender, in der Geschichte sich verschiebender, sondern als gar nicht vorhanden, als leere Redensart. Das Problem dieser Spannung zwischen Bewusstsein und Sein, das im Zentrum der Philosophie der Idealisten und Materialisten gestanden ist, hat sich diesem Empirismus gleichsam von selbst gelöst, es gibt bloss Tatsachen, und der begriffliche Apparat der Wissenschaft dient ihrer Fixierung und Vorausberechnung. Soweit sie selbst betrachtet wird, hat man es wiederum mit Tatsachen zu tun, etwa mit Gewohnheiten, die physiologisch oder sonstwie bedingt sind. Eine andere sinnvolle Betrachtungsweise gibt es nicht.

Unter der bürgerlichen Produktionsweise, deren Wissenschaft mehr auf die Resultate der Abstraktion als auf die theoretische Rekonstruktion des Ganzen abzielt, gelten Tiere, Menschen und Gesellschaft gleicherweise als Summen von Dingen und Ereignissen; der Prozess, wie diese Abstrakta im Zusammenhang der gesellschaftlichen Praxis zustandekommen, fällt nicht ins Bewusstsein. Der Empirismus hält es jeweils auf der erreichten Stufe fest. Soweit er an die Genesis erinnert wird, verweist er das Problem an die psychologische oder soziologische oder sonst eine Disziplin, die schon dafür sorgen werde. Seine Behauptungen laufen darauf hinaus, dass alles, was man konstatieren kann, immer nur Gegenstände sind und nichts als Gegenstände. Wenn wir unsere Willensakte analysieren, kommen wir auf Wünsche, efühle, Vorstellungen und Bewegungen, die miteinander zusam-

---

[1]) a. a. O., S. 131.

menhängen. Es sei ein Widersinn, vom Subjekt oder auch von einer Wirklichkeit zu reden, die nicht gegeben sein könnten, die vor oder hinter den einzelnen Tatsachen und ihren Zusammenhängen lägen. Wenn wir vom Subjekt allein reden, ohne weiterzugehen, ist es ein isolierter Gegenstand, eine körperliche Ereignisreihe wie jede andere, und als solche wird es ausschliesslich angesehen. Wie sollte man sonst in einer Welt der Missverständnisse Einigung darüber erzielen. Und hinter dieser oder sonst einer sprachlichen Festlegung, die treffend sein mag oder nicht, verschwindet das reale Subjekt. Man soll davon nicht einmal sprechen dürfen — ebensowenig wie, nach den logischen Empiristen, von einer bewusstseinsunabhängigen Wirklichkeit. Mit solcher zweifelhaften Sprachreinigung glaubt man die Probleme aus der Welt geschafft zu haben.

Die Auffassung, dass die Wissenschaft sich darin erschöpfe, gegebene Tatsachen zu konstatieren und zu ordnen, um künftige vorauszusagen, isoliert die Erkenntnis, ohne die Isolierung wieder aufzuheben. Die Konsequenz ist ein von den Empiristen gespenstisch verzerrtes Bild der Welt, das sie als solches nicht erkennen. Sofern die Wissenschaftler handeln, werden sie nach dieser Überzeugung aus Gelehrten zu Handelnden, sie verwandeln sich in Elemente, Gegebenheiten, Tatsachen, um sogleich wieder Gelehrte zu werden, wenn sie davon reden. Als Wissenschaftler nimmt sich der geschulte Spezialist für eine Kette von Urteilen und Schlüssen, als sozialer Faktor erscheint er sich als blosser Gegenstand. Dasselbe gelte für jedermann. Die Person fällt in zahllose Funktionen auseinander, der Zusammenhang ist unbekannt. In der Gesellschaft ist der Mensch einerseits Familienvater, andererseits Geschäftsmann, andererseits Gedanke, oder vielmehr er ist gar nicht Mensch, sondern alles dieses und noch vieles andere in einer schicksalhaften Reihenfolge. Ebenso besteht Wissen aus Tatsachen und Handeln aus Tatsachen; die Komponenten des Wissens, die Wahrnehmungen, Begriffe und Fakten kann man zu nichts anderem, etwa zum Subjekt, erkennend in Beziehung setzen, weil das andere dabei selbst zur Tatsache würde und somit kein anderes wäre. Logisch gesehen, beruht diese unangreifbare Abgeschlossenheit der Wissenschaft auf der Hypostasierung des abstrakten Begriffs des Gegebenen oder der Tatsache. Während seit Descartes bloss das als existierend gelten sollte, was jeder einzelne feststellen konnte, wurde im Empirismus durch die Preisgabe des Subjekts als der kritisch sichtenden Instanz der Unterschied zwischen dem Begriff des Gegebenen und dem des Etwas überhaupt verwischt, so dass Gegebenes, Tatsache, Gegenstand nur scheinbar noch etwas Bestimmtes besagen. Mit dem Besonderen und Unterschiedenen

sollen es nur die Fachwissenschaften zu tun haben, die Philosophie dagegen nur mit dem Nebel des Allgemeinen, den Tatsachen als solchen, den blossen Aussagen, der Sprache unabhängig vom Inhalt, der puren Form. Dem anonymen Verwertungsprozess der Gesellschaft bleibt es überlassen, wie bei anderen differenten Branchen die Produkte beider Zweige zusammenzubringen. Über die Elemente der Erkenntnis, das Allgemeine und das Besondere, wird so wenig durch Vernunft bestimmt wie über sonstige Elemente der gesellschaftlichen Reproduktion. Vernunft gibt es bloss innerhalb der Einzelbetriebe und Fächer, das heisst sie existiert nur als Verstand. Diese nichtssagende Allgemeinheit des Gegebenen, als welches die Welt aufzufassen der Philosophie bei solcher Teilung übrigbleibt, wird durch den Begriff des Empirismus, den man als spezifische Lehre festhält, weiterhin als Besonderes und Bestimmtes hingestellt, das einzige, woran zu glauben sei.

Im älteren Empirismus war diese Gleichsetzung der ganzen Welt mit blossen Gegebenheiten, diese Einebnung der gesamten Praxis gegenüber dem Erkennen, durch religiöse oder skeptische Gedanken vermittelt und wenigstens dadurch als problematisch dargestellt. Die Unfähigkeit, das Bestehende als Ergebnis des gesellschaftlichen Lebensprozesses zu begreifen, an dem das Individuum selbst teilnimmt, die Entfremdung des Produkts der gesellschaftlichen Tätigkeit gegenüber den isolierten Individuen, eine Entfremdung, die auch als Hypostasierung von Tatsachen erscheint, wird bei Berkeley im offen religiösen Glauben empfunden, die Tatsachen seien dem Individuum von Gott gegeben, und bei Hume in der eingestandenen Verzweiflung an der Lösung ihrer Herkunft. Bei ihnen ist die Fragwürdigkeit der hermetischen Isolierung der Erkenntnis wenigstens durch Erinnerung daran, und bestehe sie bloss in der Skepsis, noch offengehalten. Hume versank zuzeiten über dieses Resultat in „philosophische Melancholie". „Die intensive Betrachtung der mannigfachen Widersprüche und Unvollkommenheiten in der menschlichen Natur", heisst es gegen Ende des theoretischen Teiles des Treatise[1]), „hat ja derartig auf mich gewirkt und mein Gehirn so erhitzt, dass ich im Begriffe bin, allen Glauben und alles Vertrauen auf unsere Schlüsse wegzuwerfen und keine Meinung für möglicher und wahrscheinlicher anzusehen als jede beliebige andere. Wo bin ich, oder was bin ich ? Aus welchen Ursachen leite ich meine Existenz her, und welches zukünftige Dasein habe ich zu hoffen ? Um wessen Gunst soll ich mich bewerben, und wessen Zorn muss ich

---

[1]) Hume, a. a. O., S. 346/47.

fürchten? Was für Wesen umgeben mich? und auf wen wirke ich, oder wer wirkt auf mich? Ich werde verwirrt bei allen diesen Fragen: ich fange an, mir einzubilden, dass ich mich in der denkbar beklagenswertesten Lage befinde, dass ich umgeben bin von der tiefsten Finsternis, des Gebrauchs jedes Gliedes und jedes menschlichen Vermögens vollständig beraubt." Er hat die Erledigung des konstruktiven Denkens, die Einebnung des Gegensatzes von Subjekt und Objekt, Theorie und Praxis, Denken und Wollen, wohin seine Philosophie des zur Macht gekommenen Bürgertums geführt hat, auch als etwas Negatives empfunden. Bei seinen Nachfolgern ist davon keine Rede mehr, über die Ohnmacht der Vernunft findet sich kein Ausdruck der Trauer. Die Stellungnahme des modernen Empirismus besteht bloss noch im Verschweigen, wenn sie nicht in ahnungslosem Anklang an ein Hegelsches Wort erklärt, bei den Lebensproblemen beginne „das Mystische".

Man kann die Wissenschaft von allen übrigen Sphären des gesellschaftlichen Lebens trennen, man kann sie als Feststellung und Vorhersage von Tatsachen auffassen. Aber wir wissen mindestens seit Hegels Phänomenologie, dass das Unmittelbarste, die Gegebenheit der Empfindung und Wahrnehmung, bloss dem beschränktesten Verstand als ein Letztes erscheint und in Wahrheit vermittelt und abhängig ist. „Dieser Barbarei", schreibt Hegel schon in seiner Kritik der Philosophie von E. Schulze[1]), einer Kritik, in der aller logische Empirismus schon im vorhinein erfasst ist, „dieser Barbarei, die unleugbare Gewissheit und Wahrheit in die Tatsachen des Bewusstseins zu legen, hat sich weder der frühere Skeptizismus, noch ein Materialismus, noch selbst der gemeinste Menschenverstand, wenn er nicht ganz tierisch ist, schuldig gemacht, sie ist bis auf die neuesten Zeiten in der Philosophie unerhört. Ferner bieten nach diesem neuesten Skeptizismus unsere Physik und Astronomie und das analytische Denken aller vernünftigen Zweifelsucht Trotz; und es fehlt ihm also auch die edle Seite des spätern alten Skeptizismus, nämlich welche sich gegen das beschränkte Erkennen, gegen das endliche Wissen wendet." Die Entwicklung der idealistischen Philosophie in Deutschland von ihren Anfängen bei Leibniz bis zur Gegenwart hat jedenfalls die Einsicht zu begründen vermocht, nach der die Welt der Wahrnehmung nicht ein blosser Abklatsch oder irgend etwas Festes und Substantielles ist, sondern ebensosehr ein Produkt menschlicher Aktivität. Kant hat den Nachweis erbracht, dass die Welt, von der wir im individuellen und wissenschaftlichen

[1]) „Verhältnis des Skeptizismus zur Philosophie". Werke, Bd. XVI, S. 108 (Jubiläumsausgabe Bd. I, S. 253).

Bewusstsein Kenntnis haben, nicht einfach von Gott gegeben da ist und von uns hingenommen wird, sondern mit ein Erzeugnis unseres verarbeitenden Verstandes ist. Das Kapitel vom Schematismus der reinen Verstandesbegriffe soll überdies zeigen, wie auch die in der empirischen Wahrnehmung aufgenommenen Inhalte, wenn sie ins Bewusstsein kommen, bereits durch produktive menschliche Vermögen vorgeformt und gesondert sind. Die Neukantianer haben dieses Erbe wenigstens bewahrt, indem sie es differenzierten und ausbreiteten. So wurde, hauptsächlich im Anschluss an Fortschritte der Ethnologie und Psychologie, die konstitutive Bedeutung der Sprache für die sinnlichen Gegebenheiten dargelegt. „Die Bezeichnung“, so wird erklärt[1]), „entwickelt sich nicht am fertigen Gegenstand, sondern der Fortschritt des Zeichens und die dadurch erreichte immer schärfere ‚Distinktion‘ der Bewusstseinsinhalte ist es, wodurch sich für uns immer klarere Umrisse der Welt, als eines Inbegriffs von ‚Gegenständen‘ und ‚Eigenschaften‘, von ‚Veränderungen‘ und ‚Tätigkeiten‘, von ‚Personen‘ und ‚Sachen‘, von örtlichen und zeitlichen Beziehungen ergeben.“ Das Gegebene wird durch die Sprache nicht bloss ausgedrückt, sondern auch gestaltet, es ist vielfach vermittelt. Gemäss seiner weltanschaulichen Voraussetzung hat freilich der Neukantianismus die Praxis, welche die Tatsachen erzeugt und strukturiert, als geistigen Prozess verstanden. Wenn Cassirer die menschliche Bedingtheit der Wahrnehmungswelt erkennt, so erklärt er doch den die Abhängigkeit vermittelnden Faktor, die Sprache, „als ein Vehikel in jenem grossen Prozess der ‚Auseinandersetzung‘ zwischen Ich und Welt..., in dem die Grenzen beider sich erst bestimmt abscheiden.“[2]) Auch diese Auffassung ist noch zu eng. Um das Tatsachenbewusstsein der gegenwärtigen Menschen in den richtigen Zusammenhang zu bringen, genügt es nicht, das abstrakte Prinzip des Ichs in seiner geschichtlichen Verflechtung zu verfolgen. Der Gegensatz von Ich und Welt gehört in seiner bestimmten Gestalt jeweils einem vergänglichen historischen Ganzen an. Der Begriff des Ichs als monadisch abgeschlossener Wesenheit erweist sich der Idee und Sache nach als abstrakt. Wenn jedoch der klassische Idealismus und seine Nachfolger die Bedingtheit der Wahrnehmung eben idealistisch verstanden und die einseitige Kennzeichnung des Wissens als Tatsachenfeststellung wesentlich bloss durch eine Theorie transzendentaler, das heisst intellektueller Faktoren zu überwinden strebten, so zeigen sie doch nicht die

---

[1]) E. Cassirer, Philosophie der symbolischen Formen. 1. Teil. Berlin 1923, S. 233.
[2]) a. a. O., S. 232.

Beschränktheit, Tatsachenwissen und Seinserkenntnis unvermittelt gleichzusetzen, eine Beschränktheit, die schon der Titel des Empirismus verrät. Die Tatsachen der Wissenschaft und die Wissenschaft selbst sind Ausschnitte aus dem Lebensprozess der Gesellschaft, und um wirklich zu begreifen, was es jeweils mit den Tatsachen wie mit dem wissenschaftlichen Ganzen auf sich hat, muss man den Schlüssel zur historischen Situation haben, d.h.die richtige gesellschaftliche Theorie.

Dem Empirismus, besonders dem der neusten Observanz, der auch das Kriterium der individuellen Selbstwahrnehmung preisgegeben hat und sich in restloser Sauberkeit bloss auf logische Intaktheit des Systems und auf Protokollsätze verlassen will, könnte ein Missgeschick passieren. Nehmen wir an, zu einer bestimmten Zeit und in einem bestimmten Land arbeiteten die Wissenschaften vom Menschen, Nationalökonomie, Geschichte, Psychologie und Soziologie nach seinen eigensten Prinzipien. Sie machten genaue Feststellungen, besässen einen äusserst feinen logistischen Zeichenapparat und gelangten in einer Reihe von Fällen zu scharfen Prognosen. Die Tagesereignisse wirtschaftlicher und politischer Art werden genau registriert, einige Preisschwankungen am Markt genau berechnet, wenn freilich nur in begrenztem Zeitraum, die Reflexe und Reaktionen des durchschnittlichen Menschen vom Säuglings- bis zum Greisenalter werden aufgenommen und die Affekte in Verbindung zu messbaren physiologischen Vorgängen gebracht. Über das Verhalten der Mehrzahl aller Menschen in dem betreffenden Land werden zutreffende Voraussagen gemacht, z.B. über ihren Gehorsam gegen strenge Verordnungen, ihre Genügsamkeit bei allgemeinem Nahrungsmangel infolge kriegerischer Politik, ihre Passivität angesichts der Verfolgung und Ausrottung ihrer bewährtesten Freunde, ihren Jubel bei öffentlichen Festen und den positiven Ausfall von Wahlen für eine brutale und lügnerische Bürokratie. So weit und noch weiter könnten die Sozialwissenschaften aller Art in dem Bestreben gelangt sein, der empiristisch ausgelegten Physik es gleichzutun. Die „Tatsachen der reinen Sinneserfahrung", die beweisenden Protokollsätze, strömten den Gelehrten in ähnlicher Fülle zu, wie die spontanen Beifallskundgebungen der schlechten Regierung, welche diese genau registrierende, vergleichende, Zusammenhänge feststellende Wissenschaft ohne Zweifel in den Dienst ihres alles erfassenden Herrschaftsapparats zu stellen wüsste. — Und doch könnte das Bild von Welt und Menschen, das so zustandekäme, von der in diesem Zeitpunkt erreichbaren Wahrheit unendlich weit entfernt sein. In den jede innere Freiheit vernichtenden ökonomischen Mechanismus eingespannt, durch abgefeimte Metho-

den der Erziehung und Propaganda in der Entwicklung ihrer Intelligenz gehemmt, durch Angst und Schrecken um ihr Selbstbewusstsein gebracht, könnten die Menschen jenes Landes verkehrte Eindrücke haben, ihnen selbst widersprechende Handlungen begehen, in jeder Empfindung, jedem Ausdruck und jedem Urteil bloss Täuschungen und Lügen produzieren. Sie könnten im strengen Sinn des Wortes in allen Äusserungen besessen sein. Jenes Land gliche einem Tollhaus und einem Gefängnis zugleich, und seine glatt funktionierende Wissenschaft merkte es nicht. Sie verfeinerte die physikalischen Theorien, spielte in Nahrungs- und Zerstörungsmittelchemie sowie in der Sternkunde eine führende Rolle und leistete nie Dagewesenes in der Bereitstellung von Mitteln der menschlichen Verwirrung und Selbstvernichtung. Aber das Entscheidende merkte sie nicht. Sie merkte auch nicht, dass sie längst zu ihrem eigenen Gegenteil geworden wäre, aus Wissenschaft trotz einzelner virtuos eingerichteter Teilsysteme zu barbarischem Unwissen und Borniertheit. Der Empirismus aber müsste sie fernerhin verklären, denn unerschütterlich stellte sie Tatsachen fest, bezeichnete, ordnete, prognostizierte sie Tatsachen, und wo sollte man übrigens sonst erfahren, was Wissenschaft ist, wenn nicht bei ihr selbst, bei den Gelehrten, die sie betreiben, und diese stimmen darin überein, dass alles in Ordnung ist.

Dieses Missgeschick könnte dem Empirismus leicht passieren. Er kann sich nicht einmal vorstellen, wie es zu vermeiden sei. Sollte etwa der sich dem wissenschaftlichen Registriermechanismus entziehende Kampf unbeirrbarer Gruppen, denen das Leben unter den herrschenden Verhältnissen unerträglich war, zum Ziele führen und das Bild mit einem Schlage sich ändern, so fiele nach dem Empirismus doch kein Schatten auf die überraschte Wissenschaft. Zwar zeigte sich das frühere Bewusstsein und Verhalten der Menschen als falsch, als erzwungene Anpassung und Produkt einer sie versklavenden Situation. Nach wenigen Jahren freier Entwicklung gälte die alte Epoche als Verwirrung des Denkens und Verbiegung aller menschlichen Kräfte unter einem ungeheuren Druck. Zwar erkennten die Massen selbst ihre früheren Reden, Handlungen, ja ihre geheimen Gedanken nunmehr als schlecht und unwahr, aber wie hätte denn die Wissenschaft damals etwas davon merken sollen? Die Aufgabe des Gelehrten ist es doch festzustellen, und nicht, Prophetie zu treiben. Wissenschaftliche Prognosen beziehen sich selten auf „bedeutsame Wandlungen", begreiflicherweise mangelt es an Beobachtungsmaterial. „Man muss die neue Erscheinung abwarten, um dann für sie wieder neue Gesetzmässigkeiten zu finden." Die aktiven Gruppen und Individuen jedoch, die jenen Umschwung herbeiführten, standen anders

zur Theorie, sie haben sich nicht in ununterbrochener Reihenfolge von Gelehrten in Praktiker und von Praktikern wieder in Gelehrte zurückverwandelt. Ihr Kampf gegen das Bestehende war die wirkliche Einheit des Gegensatzes von Theorie und Praxis. Weil sie eine bessere Wirklichkeit im Sinne hatten, haben sie die gegebene zu durchschauen vermocht. In der Art ihrer Wahrnehmung steckte ihr spezifisches Tun, wie in der geprellten Wissenschaft die Praxis der schlechten Gesellschaft. Sie blieben auch in der „Sinnlichkeit“ bewusst und aktiv.

Von dem protokollarisch registrierten Zauber haben sie nichts übersehen, sondern sie haben ihn vielmehr durchschaut. Empirisches Material, die ganze erreichbare Wissenschaft wird auch von der Dialektik in strenger Genauigkeit aufgenommen, und Einzeltatsachen, die Häufung von Einzeltatsachen können, wenn Denken mit im Spiel ist, durchaus entscheidend sein. Aber sie erscheinen jeweils in einem spezifischen Zusammenhang, der in jeden Begriff hineinspielt und als ganzer die Realität zu spiegeln versucht. In der empiristischen Methodenlehre werden die Begriffe und Urteile bloss in ihrer Isolierung, als selbständige feste Bausteine genommen, die man zusammensetzen, auswechseln, teilweise erneuern kann, was bloss in Sonderfällen den Sinn nicht zerstört, wenn es nämlich unproblematische Erfahrungen in fester Form zu bewahren und mit ihnen zu operieren gilt. Insofern das Denken jedoch ein Bild der lebendigen Sache zu entwerfen versucht, wobei erst im Ende des Gedankenzugs die Funktion der einzelnen Teile erhellt und das Ganze klar wird, versagt die empiristische Lehre ; die empirischen Bestandteile werden im dialektischen Denken zu Strukturen der Erfahrung vereinigt, die nicht bloss für die beschränkten Zwecke, denen die Wissenschaft zu dienen hat, sondern auch für die historischen Interessen von Bedeutung sind, mit denen jenes verbunden ist. Im Gegensatz zur gewohnheitsmässigen Betriebsamkeit folgt das seiner selbst bewusste Individuum nicht bloss der Richtung der Aufmerksamkeit auf die Möglichkeit bestimmter Prognosen und Nutzeffekte, wie sie in der Naturwissenschaft durch allgemeine Bedürfnisse in gewissem Grade vorgezeichnet ist. Wenn der gesunde Menschenverstand die Welt so wahrnimmt, wie es der Situation seiner Träger entspricht, so bildet die Veränderung des Bestehenden den Aspekt, unter dem das aktive Individuum das Gegebene gruppiert und zur Theorie konstruiert. Die Theorie ist in ihren Verfahrungsweisen und Kategorien sowie in ihren Wandlungen nur im Zusammenhang mit eben dieser Parteinahme begreiflich, die selbst noch jenen gesunden Menschenverstand und seine Welt enthüllt. Das richtige Denken hängt ebensosehr vom richtigen Wollen ab wie das Wollen vom Denken.

Für das wirkliche, bewusst handelnde Individuum bedeutet Theorie etwas anderes als für den empiristischen Gelehrten. Dieser übernimmt ihre Formen als Konvention aus dem herrschenden Wissenschaftsbetrieb. Reicht jedoch ein Denken über die Fortsetzung des gesellschaftlichen Lebens in seiner gegebenen Gestalt hinaus, so sind auch die Formen der Darstellung nicht vorgegeben, in der Theorie werden vielmehr die empirischen Elemente zu einem Gesamtbild konstruiert, das die Wirklichkeit bewusst sub specie der eigenen weitergreifenden Interessen spiegelt. Konstruktion und Darstellung sind im Zusammenhang mit der Forschung eigene Momente der Erkenntnis. In der Physik bedeutet nach den Empiristen der Körper „eine Ereignisreihe..., die durch gewisse Kausalbeziehungen zusammenhängt und genügend Einheit besitzt, um einen Einzelnamen zu verdienen.“[1]) Der Gebrauch solcher Namen gilt dann als „bequeme Abkürzung“, und es entsteht wenig Streit darüber, was so zusammenhängt. Im Hinblick auf die Menschenwelt stimmen die Ansichten über Kausalbeziehungen, Einheit und Bequemlichkeit des Ausdrucks nicht so gut zusammen wie in der Physik. Der unabhängig Handelnde sieht Einheit und Abhängigkeit, wo für das ergebene Bewusstsein alles disparat erscheint, und umgekehrt, und doch gilt, wo jener in seinem Kampfe Einheit antrifft, z.B. in dem erwähnten System von Unterdrückung und Aussaugung, diese „Ereignisreihe“ nicht bloss als Abkürzung und Fiktion, sondern als bittere Realität. Das sich geschichtlich wandelnde Interesse an der Entfaltung des Allgemeinen, dieses subjektive und sich selbst verändernde Moment, wird in der dialektischen Theorie nicht als blosse Fehlerquelle, sondern als inhärierender Faktor der Erkenntnis verstanden. Alle Grundbegriffe der dialektischen Gesellschaftstheorie, wie Gesellschaft, Klasse, Ökonomie, Wert, Erkenntnis, Kultur und so fort bilden Teil eines theoretischen Zusammenhangs, den subjektives Interesse durchherrscht. Tendenzen und Gegentendenzen, aus denen die geschichtliche Welt sich konstituiert, bedeuten Entwicklungen, die ohne den Willen zu menschenwürdigem Dasein, den das Subjekt in sich selbst erfahren oder vielmehr produzieren muss, nicht zu erfassen sind. Nicht einmal als „Ballungen“ liesse der Empirist sie zu, als welche er doch die Begriffe der „vulgären“ Sprache zu seinen Formeln in Beziehung setzt.[2]) Die Anlage und Verfassung des Menschen, die sich post factum, also nach dem

[1]) B. Russell, Mensch und Welt, a. a. O., S. 130.

[2]) Die empiristische Sachlichkeit dringt sogar in die französische Sprache vor. Um den „Ballungen“ gerecht zu werden, hat der Übersetzer seine Sprache um „grégats“ bereichern müssen. Vgl. O. Neurath, L'Encyclopédie, a. a. O., S. 190.

Umschwung in jenem eingebildeten Land als die wahren auch für den Empiristen enthüllten, der freilich diese Redeweise verschmähen muss, hatte die Erkenntnis der handelnden Gruppen im ganzen und in den Teilen schon während ihres Kampfes bestimmt, ohne dass sie eine Tatsache hätten behaupten müssen, die nicht grundsätzlich auch damals schon empirisch erweisbar war — wenn das richtige Interesse den Blick lenkte. Die vernünftige Erkenntnis widerspricht nicht den Feststellungen der Wissenschaft, nur bleibt sie nicht bei ihnen stehen wie die empiristische Philosophie.

Diese könnte daran erinnern, dass die verwirklichte Freiheit jenes erfundenen Landes bloss von uns erdichtet sei. Wenn im obigen vom „Entscheidenden" die Rede war, das die empirische Wissenschaft nicht merkte, wenn vom Interesse am Allgemeinen und von der Idee eines menschenwürdigen Daseins gesprochen wurde, so erklärt der Empirismus solche Ausdrücke als Vermengung von persönlichen Wünschen, moralischem Glauben und Gefühlen mit der Wissenschaft. Wertung und Wissenschaft auseinanderzuhalten, sei eine der wichtigsten Errungenschaften des modernen Denkens. Jenem auf die Freiheit gerichteten Willen stünden andere Zielsetzungen gegenüber, und es sei nicht Beruf der Wissenschaft, zu entscheiden, welche von allen die richtige sei. Bevor jene Kämpfer ihr Ziel erreichten, habe sich das Interesse, das ihre Vorstellungen und ihre ganze Theorie strukturierte, in nichts von anderen Wünschen unterschieden, nichts vor ihnen vorausgehabt. Der Begriff einer vom Interesse durchherrschten Theorie sei unvereinbar mit objektiver Wissenschaft. Nun ist es freilich nicht zu leugnen, dass die Gelehrten der letzten Jahrzehnte im Gegensatz zu den politischen Ökonomen und anderen Sozialwissenschaftlern, die noch bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ihre Theorien und Systeme erklärtermassen im Hinblick auf eine günstige Entwicklung des Menschengeschlechts konzipierten, eben davon nichts wissen wollen und über dem Ausschalten aller bewussten sozialen Impulse bei ihrer Arbeit nur noch von den unbewussten sich leiten lassen. Sie empfangen ihre Problematik und die Richtung, in der Lösung und „Prognosen" erwartet werden, ohne viel darüber nachzudenken, aus der Lage ihrer Wissenschaft und aus der Situation des akademischen beziehungsweise öffentlichen Geistes. Die subalterne Rolle des Denkens, das bloss noch die Stellung einer Dienstmagd für die je geltenden Zwecke der Industriegesellschaft mit ihrem zweifelhaften Schicksal bekleidet, wird von diesen späten Apologeten der Wertfreiheit verklärt. Die zielsetzenden Mächte bedienen sich des Denkens, das auf jede bestimmende Rolle verzichtet hat. Und die Gelehrten, in deren allgemein gesunkener sozialer Geltung dieser Zustand einen genauen Ausdruck

findet, bescheiden sich dabei und versprechen, sich an solche Ordnung der Dinge zu halten, indem sie den Verzicht, in den einzelnen Schritten der theoretischen Reflexion auch zu wissen, wohin sie laufen soll, gehorsam als Sauberkeit, wissenschaftliche Strenge oder sonstwie hinstellen, ähnlich wie die Bürger eines schlechten Staates ihre schweigende Duldung der Tyrannei als Treue und Loyalität.[1])

Die intellektuelle Sauberkeit braucht dort, wo die Verhältnisse von bewusstem Interesse aus begriffen werden, wahrhaftig nicht geringer zu sein als bei jenen, die es auszuschalten trachten, und es ist ferner kein Wort darüber zu verlieren, dass eine unbeirrbare Parteinahme existiert, welche die historische Situation erhellt, wogegen innere Abhängigkeit vom jeweils Vorhandenen, die sich mit virtuosen Leistungen auf Spezialgebieten verbinden mag, zumindest in menschlichen Dingen die Einsicht verbaut. Wenn das dialektische Denken sich des weiteren zutraut, angesichts des drohenden Untergangs der Menschheit in Kriegen und endloser Barbarei von allgemeinem Interesse zu sprechen, Entscheidendes von Unwichtigem zu sondern und von dieser Einstellung her seine Begriffe zu strukturieren, so lässt sich dafür freilich kein unzweifelhafter Beweis erbringen, umso weniger, als der Umstand mit

[1]) Der Relativismus im Sinn einer Indifferenz der Wissenschaft gegenüber Werten und Zielen wird heutzutage ohne Widerspruch als Kennzeichen liberaler Gesinnung hingestellt. Mit Unrecht. Die Toleranz der Aufklärung war nicht neutral. Sie hiess Parteinahme für das Bürgertum gegen den Feudalismus, für den Deismus gegen die Kirche, für profitable Zwangsarbeit der Kriminellen gegen ihre Verstümmelung usf. Der moderne Relativismus ist vielmehr die ideologische Kapitulation des Liberalismus vor der neuen Autokratie, das Eingeständnis seiner Ohnmacht, der Übergang zur autoritären Gesinnung, die wie auf anderen Gebieten so auch hier die natürliche Fortsetzung, den „Super-Relativismus" darstellt. „Wir erkennen grundsätzlich die Forderung des Relativismus an", sagen die Positivisten (O. Neurath, L'Encyclopédie comme Modèle, a. a. O., S. 189). Naiv genug bringen sie den Relativismus mit der Demokratie und einem friedliebenden Charakter zusammen und meinen, diese neigen „einer relativistischen Grundanschauung zu" (H. Kelsen, Wissenschaft und Demokratie. Feuilleton in der Neuen Zürcher Zeitung vom 23.2. 1937, No. 321). Mussolini hat die Situation besser erkannt. Seit je hat er sich gerühmt, den Relativismus gegenüber den Sozialisten und allen übrigen politischen Bekenntnissen angewandt zu haben. Dass die von ihm geführte Bewegung sich auf kein Programm festgelegt und sich je nach der Sachlage aristokratisch und demokratisch, revolutionär und reaktionär, proletarisch und antiproletarisch, pazifistisch und antipazifistisch genannt hat, begründet nach Mussolini ihren Anspruch, sich „unmittelbar von den aktuellsten Richtungen des europäischen Geistes herzuleiten", nämlich von den relativistischen Strömungen der Philosophie. „Aus dem Umstand, dass alle Ideologien einander wert, nämlich alle miteinander blosse Fiktionen sind, schliesst der moderne Relativist, dass jedermann das Recht hat, sich die seine zu machen und ihr mit aller Energie, zu der er nur fähig ist, Geltung zu verschaffen" (Vgl. B. Mussolini, Relativismo e fascismo. In : Diuturna, Mailand 1924, S. 374 ff.). Der philosophisch unmögliche Relativismus bildet ein Moment in der gesellschaftlichen Dynamik, die auf autoritäre Formen hintreibt. Die Gleichgültigkeit gegenüber der Idee in der Theorie ist der Vorbote des Zynismus in der Praxis.

zur Situation gehört, dass die Allgemeinheit heute noch blind ist und den desavouiert, der für sie denkt und handelt. Die Empiristen pflegen zu sagen, zwischen Physik und Theorie der Gesellschaft bestehe kein grundsätzlicher Unterschied, diese habe es nur noch nicht so weit gebracht. In der Tat herrscht aus guten Gründen hier noch nicht die gleiche Kollegialität wie dort. Doch daraus folgt nicht, dass die Begriffsbildung nun solange aussetzen müsse und Kategorien wie Allgemeininteresse, Fesselung menschlicher Kräfte, Glück und Entfaltung nichts in der Wissenschaft zu suchen haben. Die Auswahl des Materials, die Übernahme begrifflicher Bestimmungen, die dort unproblematisch und unbelastet vor sich gehen, bedeuten hier vielmehr bewusste Entscheidungen, ohne die man in einer Scheinobjektivität verharrt, welche für bestimmte zeitgenössische Soziologenschulen auch charakteristisch ist. Der empiristische Wahrheitsbegriff, der freilich die Beziehung auf das mit allen erreichbaren Kenntnissen ausgestattete subjektive Interesse an einer vernünftigen Gesellschaft und die damit gesetzte Unsicherheit nicht an sich hat, bringt die Erkenntnis auf die Idee eines bürgerlichen Berufs herunter, dessen Angehörige die Erlebnisse des gemeinen Bewusstseins aufnehmen, systematisieren und reproduzieren helfen. Geradezu gehört es zum Wesen dieses Begriffs der Erkenntnis, dass sie, wenn neun Zehntel aller Menschen Gespenster sehen, wenn sie unschuldige Gruppen der Gesellschaft als Teufel und Dämonen ausrufen und Räuberhauptleute zu Göttern erklären, also angesichts jener furchtbaren Verwirrung, die der Auflösung einer Gesellschaftsform voranzugehen pflegt, grundsätzlich unfähig ist, diesem Anschwellen prätendierter Erfahrungen ein anderes Bild der Realität vorzuhalten und das gemeine Bewusstsein zu kritisieren. Wo die gedankenlose Menge verrückt ist, kann die gedankenlose Philosophie nicht bei Sinnen sein. Dem Geisterglauben sind die Empiristen ohnehin nicht unzugänglich gewesen[1]). Und diese Schule ruft zum Kampf gegen die Metaphysik.

Nun ist oben bereits erwähnt worden, der moderne Empirismus unterscheide sich selbst vom älteren. Wiederholt versichert die neueste empiristische Schule, über den älteren und gewöhnlichen Empirismus hinauszugehen. „Unser logisches Wissen", schreibt Russell, „ist... nicht von der Erfahrung allein ableitbar, und der Empirismus kann daher nicht in seiner Gesamtheit anerkannt werden, trotz der vorzüglichen Dienste, die er auf verschiedenen

[1]) Vgl. hierzu F. Engels, Dialektik und Natur. In : Marx-Engels-Archiv. Frankfurt a. M. 1927, S. 207 ff. Ferner Zeitschrift für Sozialforschung, Jahrgang II (1933), S. 28 f. und Jahrgang IV (1935), S. 324 f.

ausserlogischen Gebieten zu leisten vermag."[1]) Die Sätze der formalen Logik und Mathematik sind danach nicht von empirischen Gegebenheiten abzuleiten. Indem der logische Empirismus diese von ihm selbst vornehmlich gepflegten Teile der Wissenschaft als solche anerkennt, ohne auch sie noch wie John Stuart Mill auf empirische Befunde zurückführen zu wollen, sieht er sich als eigene Schule an. Aber die Gestalt, die sich hier das vom blossen Feststellen unterschiedene Denken gegeben hat, ist dem Vorhandenen gegenüber bescheiden genug. Hatte die traditionelle Logik von ihrem Ursprung her das Bewusstsein bewahrt, in ihren Grundsätzen die allgemeinste Beschaffenheit des Seins zu erfassen, so erklärt diese moderne Logik, dass sie überhaupt nichts erfasse, sondern völlig gehaltleer sei. Aus ihren Sätzen soll gar nichts über die Wirklichkeit erschlossen werden. Vielmehr ist die ganze Logik ebenso wie die Mathematik, die nach den Untersuchungen von Russell und Whitehead selbst als Teil der Logik erscheint, bloss ein äusserst differenziertes System von Sätzen über Begriffe, Urteile und Schlüsse, wie sie in der Wissenschaft und schliesslich auch in der Sprache des gewöhnlichen Lebens Verwendung finden. Die Untersuchung dieser logischen Elemente und ferner die Aufstellung eines Begründungssystems für die verschiedenen Urteilsformen machen nach Russell die Aufgabe der Logik aus. Weil die sprachlichen Elemente dabei ohne Rücksicht auf ihr Verhältnis zur Wirklichkeit betrachtet werden, das heisst auf die Wahrheit oder Unwahrheit des Gedankens, zu dem sie gehören, wird diese Logik als formale bezeichnet. Darüber, wie die Form ohne das Eingehen auf den Inhalt zu bestimmen sei, wird in den Schriften wenig Klares gesagt. Gewöhnlich werden einige Beispiele angeführt, in denen über die Verschiedenheit der bezeichneten Tatbestände keine Meinungsdifferenz aufzutreten pflegt, und dann gesagt, was trotz dieser Verschiedenheit in allen Beispielen dasselbe bleibe, das sei die Form, das Unterschiedliche dagegen der Inhalt, und zugleich werden Sätze angeführt, in denen das Auftreten eines und desselben Gegenstands unbestritten ist, wobei dann das Verschiedene als Form bezeichnet wird. Nachdem Russell zunächst Beispiele verschiedenartiger Sätze über Sokrates angeführt hat, in denen eben der Gegenstand, Sokrates, derselbe bleibt, fährt er fort : „Nehmen wir als Beispiel die folgende Reihe von Sätzen : ‚Sokrates trank den Giftbecher', ‚Coleridge trank den Giftbecher', ‚Coleridge trank Opium', ‚Coleridge ass Opium'. Hier bleibt die Form durch die

---

[1]) B. Russell, Unser Wissen von der Aussenwelt. Übers. v. Rothstock, Leipzig 1926, S. 47.

ganze Reihe durch konstant, alle Bestandteile dagegen werden ausgewechselt. Die Form ist also kein Bestandteil, sondern die Art, wie die Bestandteile zusammengefügt werden."[1]) Die Logik biete dann die Möglichkeit, durch Analyse der formalen Elemente der Wissenschaft begriffliche Unklarheiten, scheinbare Gegensätze, Widersprüche aufzudecken, übersehene Alternativen nachzuweisen, anstelle komplizierter theoretischer Strukturen einfachere und übersichtlichere zu setzen, verschiedene Ausdrucksweisen in verschiedenen oder auch denselben Disziplinen aufeinander abzustellen und grössere Einheitlichkeit zu schaffen. Sie verwendet für alle Formelemente sowie für die einzelnen Operationen Zeichen wie die Mathematik. Insbesondere beim Schliessen verfährt sie rechenmässig mit den symbolisch fixierten Sätzen, was Missverständnisse erschwert und die Übersichtlichkeit erleichtert. Mit Stolz sagt diese Logik von sich aus, dass sie nirgends die sachhaltige Erkenntnis vermehrt, wie sie von den Einzelwissenschaften in ihrer gegenwärtigen Struktur gefördert und verstanden wird. Sie will ihnen bei der Formulierung der Resultate und gegenseitigen Verständigung behilflich sein, kurz den Betrieb rationalisieren. „Es gibt keine Philosophie als Theorie, als System eigener Sätze neben denen der Wissenschaft."[2]) Die Meinung, dass die besondere logische Zutat den oben dargelegten allgemeinen Charakter des Empirismus änderte, wäre daher verfehlt.

Die Selbstauffassung der Logik als eines Systems von Sprachformen, das gehaltleer sei, erweist sich freilich im Fortgang als problematisch und wird im Kampf mit der Metaphysik rasch preisgegeben. Die Trennung von Form und Inhalt ist entweder undurchführbar oder unzutreffend. Es ist ein Schein, dass sie ohne sachliche Stellungnahme möglich sei. In der theoretischen Physik, in der sie in Wirklichkeit gründet, erscheint sie deswegen plausibel, da hier zur Zeit das „Gegebene" als isolierte Wahrnehmungen gegenüber den komplizierten Vorgängen der Formulierung und Neuformulierung eine untergeordnete Rolle spielt. Dass jene Trennung in der Menschenwelt mit läppischen Beispielen belegt zu werden pflegt, ist kein Zufall. Die Verknüpfung mit Sachentscheidungen zeigt sich bereits bei den ersten Schritten dieser Wissenschaft. Jeder Ausdruck in der Sprache habe eine feste Bedeutung. Das Urteil gilt als zusammengesetztes Zeichen, und jedes Teilzeichen ist darin entweder einer bestimmten oder einer unbestimmten Sache zugeordnet. Man kann also mit jedem Urteil verfahren wie mit irgendeinem festen Ding, Lücken machen und

---

[1]) B. Russell, Unser Wissen von der Aussenwelt, a. a. O., S. 55.
[2]) R. Carnap, Die alte und die neue Logik, a. a. O., S. 26.

ausfüllen, Sokrates durch Coleridge ersetzen usf.[1]) Bei solcher Vertauschung von Zeichen müssen gewisse Regeln befolgt werden, wenn nicht der Charakter des Urteils vernichtet werden und an seiner Stelle ein sinnloses Gebilde entstehen soll. Der Ausbau dieses Regelsystems, zu dem vornehmlich logische Schwierigkeiten innerhalb der Mathematik den Anstoss gaben, bildet einen besonders gepflegten Teil dieser modernen Logik. Die Bestimmung, welche Zeichenverbindung als sinnvoll anzusprechen sei, das heisst die Unterscheidung zwischen Aussagen und bedeutungslosen Lautgebilden, ist aber von den konkreten Entscheidungen über sachliche Probleme nicht zu trennen. Die Idee, dass der Logiker bei den Kollegen von den anderen Fakultäten oder gar bei Journalisten und Kaufleuten bloss herumzugehen brauchte, um anerkannte Urteile einzusammeln, damit er zu Hause den Begriff der Form davon abstrahieren kann, reduziert ihn auf besondere Kenntnisse, die zu bestimmten Zwecken greifbar aufgestapelt sind, auf ein Denken, das sich streng innerhalb der jeweils anerkannten Klassifikationssysteme bewegt und bloss Relationen zwischen fixierten Begriffen erforscht.

Der Denkprozess, in dem die festen Begriffe in Strukturen einbezogen werden, wo sie spezifische Bedeutungsfunktionen üben, entzieht sich dem formalistischen Logiker. Bei Urteilen über menschliche Dinge ist er auf triviale Elemente und Verknüpfungen beschränkt. Er findet in der Wissenschaft sowohl wie im alltäglichen Leben ausser den mathematischen Formeln gewiss unzählige Sätze, über deren Sinn, auch wenn sie isoliert genommen werden, kein Zweifel herrscht. Die darin vorkommenden Begriffe lassen sich in unproblematischer Weise auf „Wurzelbegriffe" zurückführen, und diese beziehen sich auf Erlebnisse, die in dieser Gesellschaft grundsätzlich jederzeit und von jedem wiederholbar sind. Es handelt sich da um Qualitäten und Strukturen, über die kein Streit besteht. Der Satz : „Arthropoden sind Tiere mit gegliedertem Körper, gegliederten Extremitäten und einer Körperdecke aus Chitin" wird in der Zoologie gewiss als sinnvoll gelten, auch dass Humboldt in Amerika gewesen ist oder Tommy einen Schnupfen hat, gibt kein Problem wegen des Sinns auf. Aber schon die Behauptung, irgendein Richterspruch sei gerecht oder ungerecht, ein Mensch sei zurückgeblieben oder hochentwickelt, ferner die Aussage, aus einer Gestalt des Bewusstseins gehe eine andere hervor, die Ware sei Einheit von Gebrauchswert und Tauschwert, oder gar der Satz, das Wirkliche sei vernünftig oder unvernünftig —

[1]) Vgl. R. Carnap, Abriss der Logistik. Wien 1929, S. 3 ff.

diese Urteile lassen sich weder durch statistische Erhebungen bei kleinen Leuten noch bei Universitätsgelehrten als erlaubt feststellen. Die Erfahrung, das „Gegebene“, ist hier nicht etwas allgemein und unabhängig von der Theorie Vorhandenes, sondern durch das erkenntnismässige Ganze, in dem jene Sätze fungieren, vermittelt, wenngleich die Realität, auf die es zielt, recht substantiell, will sagen unabhängig vom Bewusstsein des Theoretikers existiert. Dieses theoretische Ganze, das auf seinen einzelnen Stufen bestimmt strukturierte Erfahrungen bedingt, kann in seinem Verhältnis zu den Menschen und zur gegebenen Wirklichkeit nicht ein für allemal bestimmt werden. Ebenso wie die Alltagssprache oder die Sprache der Klassifikationssysteme des ordnenden Verstandes geschichtliche Einheiten darstellen, haben bestimmte geistige Leistungen, so sehr sie auch in vielen allgemeinen Zügen mit jenen Systemen übereinstimmen mögen, ihre eigene Struktur und ihre eigene Geschichte. Die Weise, in der das Gegebene hier durch das Denken vermittelt, Zusammenhänge zwischen den Gegenständen sichtbar gemacht, differenziert und umgeformt werden, die sprachliche Struktur, welche die Wechselwirkung zwischen Gedanken und Erfahrung, diese innere Entwicklung bewirkt, ist die Darstellungsform oder der Stil ; er ist für diese Logik ein unüberwindliches Hindernis. Auch die Entwicklung der Naturwissenschaft beeinflusst die Wahrnehmung. Die Relativitätstheorie ist ein wichtiger Faktor bei der Umstrukturierung der Erfahrung, wenn man die Vorstellungswelt des alltäglichen Lebens mit hinzurechnet. Innerhalb ihres eigenen Gebiets, der Physik, bleibt freilich die Empirie, sofern man sie vom Denken isoliert, derselben Art wie auf dem früheren Stand der Forschung, nämlich ein Inbegriff „atomischer“ Wahrnehmungen. Dies liegt im Wesen der Physik als isolierter Disziplin und tut der Bedeutung ihrer Theorien nicht den leisesten Abbruch — nur der empiristischen Logik, die solche Leistungen in gehörigem Abstand von individueller Existenz und gesellschaftlicher Praxis betrachtet und dann bestimmte Momente an ihnen zum Prototyp der Erkenntnis macht.

Von diesen ganzen Verhältnissen sieht die neue Logik ab. Ihre Leistungen beziehen sich auf das verstandesmässige Denken, das für die Reproduktion des Lebens in seinen gegebenen Formen, der die Wissenschaft dient, typisch ist. Im Hinblick darauf formuliert sie ihre Regeln und ist sie überhaupt strukturiert.[1]) Sie sollte sich jedoch hüten, Denkgebilden gegenüber, die nicht dazu passen, eine kritische Stellung einzunehmen. Solange sie erklärt,

---

[1]) Vgl. dazu besonders die Ausführungen in Jahrgang IV (1935) dieser Zeitschrift, S. 353 ff.

die von ihr aus Vergleichen häufiger Denkgebilde abstrahierten und in systematischen Zusammenhang gebrachten Prinzipien definiere sie als Form des Denkens, wäre nur gegen den fragwürdigen Gebrauch des Wortes etwas einzuwenden. Es besteht kein Grund, das Denken auf jene Fälle einzuschränken, aus denen diese Logik die Beispiele hernimmt. Doch hätte dann die Versicherung, dass ihre Sätze Tautologien seien, einige Berechtigung. Was wir als Denken bezeichnen, bezeichnen wir als Denken. Angesichts eines Gebildes von eigentümlicher Struktur und eigener Form der Darstellung wäre nach alter naturwissenschaftlicher Verfahrungsweise dieser Begriff des Denkens neu zu formulieren, etwa als Spezies einer umgreifenderen Gattung zu fassen; die logischen Empiristen jedoch machen hier von der Möglichkeit Gebrauch, störende Protokollsätze auch abzulehnen. Indem ihre Logik denkerischen Leistungen gegenüber, die in der Entwicklung der Menschengeschichte ihre Rolle gespielt haben und spielen, einfach die von ihr berücksichtigten Fälle als die echten und wahren Gedanken hinstellt, fällt sie ganz aus der Rolle der Tautologie heraus und erweist sich als eine dem Empirismus widerstreitende, subjektive Stellungnahme.

Es kommt zum Vorschein, dass die beiden Elemente des logischen Empirismus bloss äusserlich miteinander vereinigt sind. Trotz mancher Neuerungen, die bei allem auf sie verwandten Scharfsinn noch fragwürdig sind, wie z.B. die Typenlehre, ist die neue Logik im wesentlichen mit der formalistischen überhaupt identisch, und was gegen diese zu sagen war, gilt ohne Einschränkung auch für jene. Die „Form“ ist aus einem der Art und dem Umfang nach beschränkten Material von Begriffen, Urteilen und sonstigen theoretischen Gebilden abstrahiert. Erklärt eine logische Doktrin sich selbst nun als die Logik schlechthin, so ist sie damit aus dem Formalismus herausgetreten, und ihre Aussagen haben inhaltliche Bedeutung und weitgehende philosophische Konsequenzen. Von der bekämpften materialen Logik, die sich selbst als Moment der jeweils erreichten inhaltlichen Erkenntnis versteht, von Aristoteles und Hegel unterscheidet sie wesentlich der Umstand, dass sie es nicht weiss. Oder sie beugt jedem Missverständnis, einen universalen Anspruch zu erheben, der mit dem Namen der Logik freilich geschichtlich verbunden ist, unzweideutig vor und verbietet ausdrücklich jede normative Wendung ihrer Sätze oder gar eine kritische Folgerung daraus. Dann verliert sie die philosophische, im besonderen die antimetaphysische Bedeutung, die sie im Empirismus angenommen hat. Diesem widerstreitet sie auf jeden Fall, und stets hat sie und die Mathematik auch in seinen Systemen eine ungelöste Schwierigkeit gebildet. Die Versuche John Stuart

Mills und Machs, logische Sätze aus fragwürdigen psychologischen Tatsachen abzuleiten, sind offenkundig gescheitert, auch wenn man Husserls logische Untersuchungen in dem Formalismus, den sie selbst an sich haben, nicht gelten lässt. Hume war überlegen genug, eine derartige Ableitung der mathematischen und mit ihnen verwandten Sätze gar nicht zu versuchen. Dafür stehen dann die evidenten Ideenrelationen bei ihm neben den empirischen Tatsachen, ohne dass ihr Verhältnis klar geworden wäre. Für Berkeley war die Mathematik eine ähnliche Pest wie der Materialismus. Der „Analyst" und andere Streitschriften bezeugen es. Offen und konzessionslos setzt er den Empirismus der modernen wissenschaftlichen Entwicklung entgegen und bekennt sich zur Bibel und zum gesunden Menschenverstand — ohne Ausstattung mit neuer Mathematik, deren Anfänge, wie M. Cantor sagt, durch ihn gefährdet waren. Innerhalb Berkeleys eigenen Denkens hat sich die starre Scheidung von sinnlicher und rationaler Erkenntnis, die jedem Empirismus einwohnt, in der bekannten Weise geltend gemacht : er wurde vom Empiristen zum Platoniker. Dem Leser von Lockes Essay, der in den drei ersten Büchern im Empirismus unterrichtet wurde, war seit je im vierten eine Überraschung aufbewahrt. Moral und Mathematik sollen von der Erfahrung nicht abhängen und doch für sie gelten. Das Grundbuch der Lehre enthält denselben Widerspruch zwischen dem empirischen Begriff der Wissenschaft und den rationalen Elementen, die sich in ihr finden, wie die moderne Ansicht, welche die beiden Pole dieses Widerspruchs in der Überschrift zusammensetzt.

Trifft die moderne formalistische Logik auf theoretische Gebilde, die als ganze oder in isolierten Teilen zu ihrem Begriff von Denken nicht passen wollen, so stellt sie nicht etwa die Universalität ihrer eigenen Prinzipien in Frage, sondern den widerspenstigen Anlass, mag er beschaffen sein, wie immer er wolle. Während ihre Vertreter verkünden, es sei falsch, das Denken als ein Mittel anzusehen, „etwas zu wissen, was immer und überall in der Welt unbedingte Geltung haben muss"[1]), während sie dem Denken beharrlich die „Exekutivgewalt" absprechen, geben sie gegenüber dem fremden Gedanken die Zurückhaltung auf. Diese ganze philosophische Haltung besässe aber, wie wir gesehen, ihrem Wesen nach kein legitimes Mittel, einem Wahn entgegenzutreten, wäre er nur verbreitet genug. Der Hexenglauben wurde mit den Mitteln streng rationalistischer Philosophie bekämpft. Die Empiristen hätten angesichts einer grösseren Quantität von Protokollsätzen nicht

---

[1]) H. Hahn, a. a. O.

einmal auf der Unwahrscheinlichkeit bestehen dürfen. Dafür gelten ihnen Aristoteles und Kant und Hegel als die grössten Wirrköpfe, ihre Philosophie als ein wissenschaftliches Nichts, bloss weil sie nicht zur Logistik passt und die Beziehung zu den „Wurzelbegriffen" und „Elementarerlebnissen" des Empirismus problematisch ist. In der Oberflächlichkeit und Anmassung, mit der hier über geistige Leistungen geurteilt wird, kündigt sich ein Verhältnis zum kulturellen Erbe an, das sich praktisch zuweilen bei nationalen Erhebungen und ihren Freudenfeuern zu betätigen pflegt, mögen diese jenen Autoren persönlich noch so zuwider sein. Russell ist z.B. auf Hegels materiale Logik gestossen und hat gefunden, dass darin Logik und Metaphysik gleichgesetzt sind. Dies erklärt sich Russell wie folgt : „Hegel war der Ansicht, es wäre möglich, auf Grund apriorischen Denkens zu zeigen, die Welt müsste verschiedene wichtige und interessante Eigenschaften haben, weil jede Welt ohne diese Eigenschaften voll innerer Widersprüche und darum unmöglich wäre. So ist das, was er ‚Logik' nennt, eine Untersuchung über die Natur des Weltalls, insofern als diese Natur allein aus dem Prinzip gefolgert werden kann, das Weltall müsse seiner Struktur nach logisch mit sich selbst in Übereinstimmung sein. Ich für meine Person glaube nun zwar nicht, dass aus diesem Prinzip allein in Bezug auf die bestehende Welt irgend etwas von Bedeutung gefolgert werden könnte. Aber wie dem auch sei, Hegels Beweisführung" gehört jedenfalls nicht in die Logik, die er übrigens aus der Tradition „in unkritischer Weise in seine eigenen Schriften" übernommen hat.[1]) Über die Geistesverfassung des typischen Philosophen vor ihm selbst hat Russell eine klare Vorstellung : „Die Paradoxa, die seine (des Nichtempiristen.M.H.) Logik scheinbar ‚beweist', entstammen in Wahrheit... seiner mystischen Intuition. Sie sind gleichzeitig das Ziel, das, seinem dunklen Empfinden nach, seine logischen Überlegungen erreichen müssen, denn das logische Bedürfnis will in Einklang kommen mit der unmittelbaren Erkenntnis. Das ist die Art, in welcher unter den grossen Philosophen die Mystiker — vor allen anderen Plato, Spinoza und Hegel — die Logik auffassten und zur Anwendung brachten. Da die Richtigkeit ihrer vermeintlichen, während der mystischen Extase empfangenen Überzeugung gewöhnlich von vornherein für sie selbst feststand, so fiel der logische Unterbau oft etwas dürftig aus" usw. Er kann es ihnen nicht verzeihen, dass sie „um ein treffendes Wort von Santayana zu gebrauchen — maliziös gegenüber der Welt

---

[1]) B. Russell, Unser Wissen von der Aussenwelt, a. a. O., S. 48.

der Wissenschaft und des gesunden Menschenverstandes“ gewesen sind.[1]) Während Russell in den Büchern der späteren Periode, denen diese Zitate entnommen sind, meist einen populären Ton anschlägt, treten in den Schriften des Wiener Kreises solche Urteile in streng sachlichen Zusammenhängen auf. Sie sind daher auch unerbittlich. „Alle Philosophie im alten Sinn“, heisst es schlicht bei Carnap, „knüpfe sie nun an Plato, Thomas, Kant, Schelling oder Hegel an, oder baue sie eine neue ‚Metaphysik des Seins‘ oder eine ‚geisteswissenschaftliche Philosophie‘ auf, erweist sich vor dem unerbittlichen Urteil der neuen Logik nicht etwa nur als inhaltlich falsch, sondern als logisch unhaltbar, d.h. sinnlos.“[2]) Im Gegensatz zu den übrigen Philosophen, die, soweit sie nicht mit dem logischen Empirismus übereinstimmen, gerade noch eines absprechenden Urteils gewürdigt werden, hat Kant (durch Reichenbach) eine differenzierte Widerlegung erfahren. Viel ist von ihm offenbar nicht übrig geblieben. Seine Kritik der reinen Vernunft war „im Effekt“ grossartig. Sie sollte die Leibnizsche Logik treffen. „Wir Logistiker wissen... heute, dass diese Kritik nun längst schon durch unumstössliche Tatsachen widerlegt ist.“[3])

Unter den vom Empirismus unverstandenen Ansichten wird besonders die Lehre bekämpft, dass Wahrheit nicht ein isoliertes und in seiner Isolierung festgehaltenes Urteil sei, sondern jeweils ein Ganzes der Erkenntnis. Die Logistiker halten sich bei diesem mit ihren Ansichten in der Tat unverträglichen Prinzip gewöhnlich nicht an Hegel, sondern an seinen englischen Schüler Bradley. Was sie diesem entgegenzusetzen wissen, möge das folgende Muster deutlich machen : „Die durch die Einzeldisziplinen entdeckten Wahrheiten verhalten sich zueinander nun nicht etwa so, dass sie, jede für sich, nur relativ wären, nur einseitige Ansichten böten und erst durch alle übrigen Ansichten ergänzt werden müssten, um wirklich wahr zu werden. Eine solche von manchen Philosophen (wie etwa Bradley) vertretene Meinung enthält einen schweren Verstoss gegen die Logik. (Der Fehler, den sie begeht, ist etwa der, dass sie glaubt, anstelle des Satzes ‚es ist ziemlich kalt‘ sagen zu dürfen : ‚es ist nicht ganz wahr, dass es kalt ist, aber ziemlich wahr‘.) Sondern jeder Satz, bei dessen Gewinnung keine Irrtümer oder Fehler unterlaufen sind, ist für sich selbst vollkommen wahr, er ist ein Teil der ganzen Wahrheit, nicht bloss eine Annäherung an sie oder ein Aspekt von ihr. (Enthält er aber einen Fehler,

---

[1]) a. a. O., S. 59/60.

[2]) R. Carnap, Die alte und die neue Logik, a. a. O., S. 13.

[3]) H. Scholz, Die klassische deutsche Philosophie und die neue Logik. In : Actes du Congrès International de Philosophie Scientifique, VIII, Paris 1936, S. 2.

so ist er eben einfach falsch, und wiederum kein Aspekt der Wahrheit.)“[1]) Diese Sätze, die selbst ein Beispiel dafür bilden, dass etwas ziemlich falsch sein kann, ohne doch absolut falsch sein zu müssen, weil es unter Umständen eine gewisse Annäherung an einen richtigen Gedanken bilden könnte, ermangeln an der entscheidenden Stelle, nämlich dort, wo vom Fehler die Rede ist, der Bestimmtheit. Das naive Missverständnis liegt jedoch vor allem in der Vorstellung, dass es mit jedem Urteil in jedem Gedankengang dieselbe Bewandtnis habe wie mit der Konstatierung des relativ einfachen Sachverhalts der Kälte. Sie meinen, jedes intellektuelle Ganze sei aus Urteilen zusammengesetzt, über deren Wahrheit sich im einzelnen und unabhängig vom Ganzen ebenso entscheiden liesse wie über die Kälte, während es in der Realität, zumindest in vielen recht wichtigen Fällen, darauf ankommt, erst das Ganze zu wissen, bevor entschieden werden kann. Die erreichte Einsicht mag in einem einfachen Satz ausgedrückt sein, wie z.B. eben dieser Hegelschen Formulierung, dass das Wahre das Ganze ist. Aber um solche Einsichten zu begreifen, genügt es nicht, wie beim Urteil „es ist ziemlich kalt“ an den durchschnittlichen Grad der Bildung zu appellieren und einen normalen Stoffwechsel vorauszusetzen. Vielmehr ist der Gedanke, der in allgemeinen philosophischen Formulierungen ausgedrückt ist, das Zeichen für ein Bewusstsein, das durch eine Reihe von Überlegungen, die zu ihm geführt haben, wirklich hindurchgegangen ist. Das, was es dann weiss, ist, wenn man will, ebenso „empirisch“ wie eine einfache Feststellung. Nur ist der Gedanke an seinem Zustandekommen in aktiverer Weise beteiligt als in dem Satz „es ist ziemlich kalt“. Dies drückt Hegel so aus, „dass das Absolute wesentlich als Resultat zu begreifen sei.“ Aber nicht bloss für das absolute Wissen, dessen Problematik freilich nicht so einfach zu erledigen ist, wie die Empiristen meinen, sondern für die meisten Theorien, die über die Gegenwart hinauszielen, gilt die Hegelsche Anschauung. Die dialektische Logik bezieht sich auf das Denken bei der Nachkonstruktion der lebendigen Realität, auf das Denken im Prozess, nicht bloss auf einen fest gewordenen Ausdruck. Sie ist keine „Physik der Sprache“, sondern die inhaltliche Erkenntnis selbst unter dem Aspekt ihrer Darstellung. Wenn Schlick den Satz „es ist ziemlich kalt“ und Russell die bereits erwähnte Konstatierung „Tommy hat einen Schnupfen“ gegen Bradley ins Feld führt[2]),

---

[1]) Moritz Schlick, Philosophie und Naturwissenschaft. In : Erkenntnis, Bd. 4 (1934), S. 381.

[2]) Vgl. B. Russell, Mensch und Welt, a. a. O., S. 279 ff.

so ist damit wenig getan. Der Forderung an den Philosophen, sein „instinktives Gegengefühl“[1]) zu überwinden und erst einmal Logistik zu lernen, die von dieser Schule immer wieder verkündigt wird, ist die Erinnerung entgegenzuhalten, dass man die Anfangsgründe der Dialektik kennen muss, bevor man sie widerlegt. Der Standpunkt, „von dem aus die alte Philosophie aus den Angeln zu heben ist“[2]), kann gewiss nicht in der primitiven Verkennung gefunden werden, mit der die neuen Empiristen von ihr sprechen. Das gilt umso mehr, als nicht bloss die Logistik dieser Fähigkeit entbehrt, sondern auch jede andere Theorie, mag sie selbst mit der bekämpften Tradition hinlänglich vertraut sein. Die idealistische Philosophie, die Metaphysik ist überhaupt nicht durch blosse theoretische Ablehnung aus den Angeln zu heben, ihre Negation liegt auch nicht darin, dass man „der Philosophie den Rücken kehrt und abgewandten Hauptes — einige ärgerliche und banale Phrasen über sie hermurmelt“[3]), sondern darin, dass man sie verwirklicht.

Die Harmonie und sinnvolle Existenz, welche die Metaphysik mit Unrecht als die eigentliche Realität gegenüber den Widersprüchen der erscheinenden behauptet, ist nicht bedeutungslos. Das Bekenntnis, dass man damit nichts anzufangen wisse und sich an die Tatsachen halten solle, der Vorsatz der Wissenschaft, keinen wesentlichen Unterschied zu machen zwischen der Verschwörung brutaler Machthaber gegen jede menschliche Aspiration auf Glück und Freiheit und andererseits dem Kampfe dagegen, diese ganze Philosophie, die beides bloss auf den abstrakten Begriff des Gegebenen bringt und diese Haltung auch noch als Objektivität verherrlicht, ist auch den übelsten Gewalten noch willkommen. Man verlangt vom Gelehrten nichts weiter, als dass er die technischen Mittel zur Verewigung des Bestehenden, vor allem zur Kriegswirtschaft bereitstellt, die längst den Frieden in sein Gegenteil verkehrte. Den grossen Gruppen der Mittelklassen, die im freien Spiel der wirtschaftlichen Kräfte ins Hintertreffen geraten sind, bleibt dort, wo sie sich den ökonomisch Mächtigsten nicht völlig anschliessen, nur die Möglichkeit einer stillen Existenz, die Zurückhaltung in allen entscheidenden Fragen. Das Denken verzichtet auf seinen Anspruch, zugleich kritisch und zielsetzend zu sein. Seine rein registrierenden und kalkulatorischen Funktionen werden von seiner Spontaneität getrennt. Entscheidung und

---

[1]) R. Carnap, Die alte und die neue Logik, a. a. O., S. 13.
[2]) a. a. O.
[3]) K. Marx, Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Aus dem literarischen Nachlass, hrsg. v. F. Mehring, I. Bd., Stuttgart 1920, S. 390.

Praxis gelten nun als etwas dem Denken bloss Entgegengesetztes, als „Wertungen", private Willkür, unkontrollierbare Gefühle; der Intellekt dagegen soll mit dem bewussten Interesse, einer bestimmbaren Richtung seines Gangs höchstens äusserlich verbunden sein, der Idee soll er entbehren. Man hat Denken und Wollen, die Teile des geistigen Prozesses gedanklich voneinander geschieden, wogegen logisch nichts einzuwenden ist. Man stellt sie nun in ihrer Abstraktheit als Schemata auf, in deren Rahmen sich die Vernunft wirklich zu halten habe, so dass einerseits bloss berechnet und andererseits bloss entschieden werden dürfe, wogegen logisch sehr viel einzuwenden ist. Das gilt auch, wenn von den Vertretern solcher missverstandenen Strenge zugestanden wird, dass die Entscheidungen sich der Rechnungsresultate „bedienen" dürften. Diese Ideologie, die Identifikation des Denkens mit den Fachwissenschaften, läuft angesichts der herrschenden ökonomischen Gewalten, die sich der Wissenschaft wie der gesamten Gesellschaft für ihre besonderen Zwecke bedienen, in der Tat auf die Verewigung des gegenwärtigen Zustands hinaus. Die erwähnten liberalistischen Gruppen, deren Bewusstsein durch diese Philosophie am besten umrissen wird, haben ihn mit ihrer zunehmenden Ohnmacht in Europa mindestens seit vielen Jahrzehnten als den natürlichen angesehen und finden angesichts seiner Akzentuierung in den totalitären Staaten eben diese vom logischen Empirismus propagierte Sauberkeit als gegebenes theoretisches Verhalten. (Die Einsicht in den tiefen Zusammenhang zwischen der Verklärung der isolierten Qualität der Sauberkeit und dem Bedürfnis nach Säuberung, dem in jenen Staaten die furchtbarsten Konzessionen gemacht werden, muss diesen Philosophen schon deshalb entgehen, weil sie in ihrem barbarischen Verhältnis zur Sprache den im Wort gelegenen Hinweis bloss als verwirrend betrachten. Sie machen den umgekehrten Fehler wie eine bestimmte moderne Art der Metaphysik, welche die Philosophie in Hermeneutik verwandelt und den Sachen bloss dadurch auf die Spur kommen will, dass sie die geschichtlich ursprüngliche Bedeutung der Worte verfolgt. Die modernen Empiristen dagegen glauben, man könne durch ein ausdenkbares Verfahren, bloss eine genaue Kenntnis der „Sprechgewohnheiten" vorausgesetzt, die lebendige Sprache „gehalttreu" in irgendeine erfundene übersetzen, z.B. in die physikalische, ohne dabei etwas zu verlieren. Sie meinen, man könnte statt Mensch ebensogut Larifari sagen und statt Kapitalismus Ruarua, ja, soweit diese Begriffe nicht überhaupt auf die Liste der verbotenen Worte gehören, sei die Wahl „neutraler" Ausdrücke noch vorzuziehen, weil sie, einmal richtig definiert, Missverständnisse unmöglich machten.)

Die Verwechslung kalkulatorischen Denkens mit der Vernunft

schlechthin hypostasiert das in dieser Wirtschaftsform monadologisch gegen andere abgeschlossene Individuum. Das folgende Bild soll die Täuschung erhellen. Mehrere hundert Personen sind auf Lebenszeit in einem Gefängnis eingesperrt. Es besteht nur aus einem einzigen grossen Raum. Für die Lebensnotwendigkeiten wird von aussen, freilich ungenügend, gesorgt. Es gibt zu wenig Speise, auch ist die Anzahl der guten Ruhelager zu gering. Gewöhnlich herrscht ein Höllenlärm, denn manchen hat man ihre Instrumente zum Spielen gelassen, ausserdem sind unzivilisierte Leute darunter. Es waltet die Atmosphäre eines Asyls für Geisteskranke dritter Klasse. Der denkende Einzelne hat für sich zu sorgen. Er muss seine Mitgefangenen beobachten, ihr Verhalten bis in alle Einzelheiten studieren, um bei der Ankunft der Speisen nicht ganz leer auszugehen. Er errechnet die Zeiten, in denen am wenigsten Lärm herrscht oder gewöhnlich eine Ruhestatt frei ist, und wägt beides gegeneinander ab. Er treibt Psychologie und Soziologie, jede Art empirischer Wissenschaft, die ihm nützen kann. Es mögen sich einzelne Gruppen zusammentun, Kämpfe stattfinden, Ausgleiche getroffen werden. Je nach ihren Kräften und Interessen stossen die Individuen zu den einzelnen Gruppen oder trennen sich von ihnen. Am Ende unterwerfen sie sich vielleicht den Stärksten und Brutalsten, denn sie selbst bilden in ihrer Zersplitterung kein organisiertes und selbsthandelndes Subjekt. Die Klugheit, der Verstand, die Berechnung bleiben die kennzeichnenden intellektuellen Verhaltungsweisen der Gefangenen. Aber mögen sich diese Fähigkeiten in unerhörter Weise entfalten, — sie repräsentieren nur einen Spezialfall des Denkens. Das Kalkulieren ist im Hinblick auf menschliche Angelegenheiten ein armseliges Auskunftsmittel. Es sind Formen denkbar, in denen die geistigen Kräfte der Individuen nicht bloss dazu dienen, sich dem Wechselspiel anzupassen, das aus ihrem chaotischen Handeln entspringt, sondern selbst ihr Leben bestimmen und einrichten. Dem innerlich isolierten Gefangenen erscheinen das Gedränge um die Speise, die drohende Haltung der übrigen, der Lärm und die relative Stille als Naturmächte, von denen er unweigerlich abhängt. Es bleibt ihm nichts übrig, als sich diesen Fakten in möglichst rationaler Weise zu unterwerfen. Sie sind Realitäten, wie die Gefängnismauern und die jeweils gelieferte Quantität des Unterhalts. Insofern jedoch den Menschen Sachverhalte, die von ihnen selbst abhängen, noch als fremde, unabänderliche gegenüberstehen, ist ihr Denken schwächlich und abstrakt; denn dort, wo heute nur Abhängigkeit besteht, könnte in solchem Mass konstruktive Entscheidung stattfinden, dass der Charakter des intellektuellen Verhaltens sich änderte. Das kalkulatorische, das „Verstandes“-

Denken ist einem Menschentypus zugeordnet, der noch relativ ohnmächtig ist. Er ist trotz aller Betriebsamkeit in entscheidenden Dingen passiv. Auch die Funktionen des Disponierens und Regulierens, die ohnehin immer ausschliesslicher zum Privileg der Stärksten werden, haben in dieser gespaltenen Welt noch den Charakter der Anpassung und Schlauheit weit mehr als der Vernunft. Da die Entfaltung einer höheren Spontaneität von der Konstitution eines gemeinschaftlichen Subjekts abhängt, kann sie der einzelne nicht dekretieren. Zu den Wegen, die dahin führen, gehört jedoch selbst in dem Bild vom Gefängnis, dass der einzelne nicht im Registrieren und Prognostizieren von Fakten, im blossen Kalkulieren verharrt, sondern dass er lernt, hinter die Fakten zu blicken, die Oberfläche vom Wesen zu unterscheiden, ohne sie freilich für nichts zu achten, Begriffe zu konzipieren, die nicht bloss Klassifikationen des Gegebenen sind, und seine gesamte Erfahrung fortwährend auf bestimmte Zielsetzungen hin zu strukturieren, ohne sie doch zu verfälschen, kurz dass er lernt, dialektisch zu denken. Der moderne Empirismus mitsamt der Logistik ist eine Logik von Monaden ; die Kritik, die sie wegen ihres „Solipsismus“ erfahren hat, ist ganz berechtigt.[1])

Im Eingang dieser Betrachtungen wurde der logische Empirismus als Versuch angezeigt, unter den Widersprüchen des modernen Bewusstseins Einheit und Harmonie herzustellen. Während neuromantische Philosophen diese Absicht durch Entwertung der Wissenschaft zu verwirklichen strebten, glaubt es die neueste Spielart des Positivismus durch Hypostasierung der Fachwissenschaft

[1]) Vom solipsistischen Charakter des modernen Positivismus war im Text nicht noch einmal die Rede. Seit Lenins Buch gegen den Empiriokritizismus (1908) ist er wiederholt erörtert worden. Inzwischen hat sich nichts geändert, es sei denn, dass die positivistischen Formulierungen grössere Vorsicht zeigen. Nicht dass es kein Bewusstsein und psychisches Leben gebe, sondern dass die psychologischen Begriffe auf physikalische zurückzuführen seien, lautet jetzt die These, die freilich auf dasselbe hinausläuft. Der logische Empirist kann sich offenbar gar nicht vorstellen, dass es zuweilen auf das Innere der Menschen ankommt und nicht bloss auf die äusseren Folgen. Es mache für die Erkenntnis keinen Unterschied, ob wir dem Menschen Bewusstsein zusprechen oder nicht. Die Ansicht des Empedokles, dass Anziehung und Abstossung der Materie als Liebe und Hass zu verstehen seien, gibt Carnap als metaphysische Schaumschlägerei zum besten (Carnap, „Logic“. In : Factors Determining Human Behavior. Cambridge, Mass. 1937, S. 110). Er meint, diese Versicherung bedeute überhaupt nichts. Was der Materie recht ist, ist, im Physikalismus, dem Menschen billig. Auch im Hinblick auf den Leib soll es keinen Sinn haben, ihn von Liebe und Hass, Lust und Schmerzen bewegt zu denken. Nach der eigenen Terminologie der Schule bedingt freilich dieses logische Verdikt keinen Solipsismus oder gar Nihilismus, welch letzterer in der Versicherung bestünde, dass nicht bloss du nichts bist, sondern auch ich selbst nichts bin, was ziemlich genau dem Selbstgefühl totalitärer Gefolgschaften entspräche, sondern eine methodische Vorschrift : die Behauptung, dass einer ein Bewusstsein habe, ist nicht falsch, sondern bloss bedeutungslos !

zu erreichen. Beide philosophische Richtungen haben es an sich, die Realität nicht im bewussten Zusammenhang mit einer bestimmten geschichtlichen Aktivität als einen Inbegriff von Tendenzen zu fassen, sondern sich an sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt zu halten. Die prometaphysische Ansicht entschuldigt das Gegebene, indem sie es auf ein sinnvolles Sein bezieht, das unabhängig von geschichtlichen Veränderungen existiere. Der Wissenschaftsglaube verwirft die metaphysischen Kategorien überhaupt und fühlt „genug Lebenskraft in sich.., die Gegenwart zu bejahen", d.h. er will hinter der Physik „eine Wissenschaft voll lebendiger Darstellungen erkennen, voll innerer Bewegtheit und voll der grossen Spannung, Antwort zu finden auf die Fragen des Erkenntnis suchenden Geistes."[1]) Er romantisiert die Fachwissenschaft, indem er in den physikalischen Lehren den Beweis erblickt, „dass der Mensch mit der Erkenntnis wächst und in sich die Möglichkeit zu Denkformen trägt, die er auf früherer Stufe noch nicht zu ahnen vermochte."[2]) Aber wenn die Metaphysik auch im Unrecht ist, die Menschen durch ein Sein zu vertrösten, das mit den Mitteln der Wissenschaft grundsätzlich nicht festzustellen ist, so wird doch die Wissenschaft selbst naiv metaphysisch, wo sie sich mit Erkenntnis und Theorie überhaupt verwechselt und sogar den Namen der Philosophie, d.h. jeder ihr gegenüber kritischen Instanz, diskreditieren möchte. Soweit sich von einer Anschauung zeigen lässt, dass sie mit bestimmten wissenschaftlichen Einsichten unverträglich ist, hat sie in der Tat als falsch und antiquiert zu gelten. Auch ein konstruktives Denken findet die einzelnen Kenntnisse, deren es sich bedient, in fachlicher Prägung vor, als physikalische, geographische, psychologische usf. Indem es im Hinblick auf ein konkretes Problem Begriffe verschiedener Disziplinen einbezieht, ohne die Grenzen zu respektieren, setzt es sich nicht über den Inhalt hinweg oder beachtet ihn gar nicht, wie die ungebundene metaphysische Schau, es bringt ihn vielmehr in den auf Grund der Situation richtigen Zusammenhang. Dieses positive Verhältnis zur Wissenschaft heisst aber nicht, ihre Sprache sei nun selbst die eigentliche und wahre Form der Erkenntnis. Der von den Disziplinen erfasste Teil der Realität ist sowohl der Ausdehnung als der Art nach, wie von ihm gesprochen wird, gegenüber der heute erreichbaren Erkenntnis beschränkt. Wenngleich es falsch ist, gegen die Resultate der Wissenschaft zu verstossen, so ist es naiv und sektenhaft, bloss ihr gemäss zu denken und zu sprechen. In

[1]) H. Reichenbach, Die philosophische Bedeutung der modernen Physik. In: Erkenntnis, Bd. 1 (1930), S. 70/71.
[2]) a. a. O.

diesen gegenwärtigen Jahren will uns eine Sprache, die in der Angst das Nichts sich offenbaren sieht und nach der das „Nichts selbst nichtet“, trotz ihrer Verwandtschaft mit den entfesselten Urmächten jedenfalls nicht sinnloser erscheinen als die zuversichtliche Exaktheit, die noch in dem Urteil, dass ein Mensch qualvoll gestorben ist, eine Prognose entdeckt, eine Exaktheit, die es mit jener Metaphysik gemein hat, vom qualitativen Sprung in der Geschichte abzusehen, und in ihrem geradlinigen Fortschrittsglauben das Bestehende ebensowenig in Frage stellt wie der ausweglose Pessimismus einer vor-autoritären Metaphysik. Der sektenhafte Geist dieser harmonischen Weltansicht ist auch da vorhanden, wo man zwar fortfährt, sich einer lebenden Sprache zu bedienen, aber mit einem überlegenen Bewusstsein, dass man es „eigentlich“ meine wie die Physik und nur der Bequemlichkeit halber „grob“ verfahre. Die Wissenschaft und ihre Interpretation sind zwei verschiedene Dinge. Wenn ein anderer Wiener Schüler Machs erklärt : „Subjekte und Objekte sind also Elementenbüschel resp. Elementenbündel, die aus nacheinander auftretenden Gruppen von miteinander auftretenden Elementen bestehen“[1]), so hat dies nicht etwa die Physik bewiesen, sondern der Satz gehört zu einer vereinheitlichten Weltanschauung, an die man sich hält, wie die modernen europäischen und amerikanischen Buddhisten oder die Christian Science an die für sie spezifischen Formeln und Redeweisen. Das Aufstellen eines „index verborum prohibitorum“, wo alle Worte hineinkommen, die irgendein berühmter Fachgelehrter als entbehrlich betrachtet, die Aufstellung einer Einheitssprache und Einheitswissenschaft gehören, ihre spezifische Nützlichkeit einmal zugestanden, jedenfalls nicht zu der Wissenschaft, die vom philosophischen Denken zu respektieren wäre.

All dies soll freilich der eigenen Meinung der Schule nach gar nicht zur Sache gehören. Die fruchtbare Diskussion beginnt nach ihr erst dort, wo Teilfragen der Logistik, der logischen Syntax der Sprache, der Wahrscheinlichkeitsrechnung erörtert werden. Aber auch diese Apologetik einer heute fragwürdigen Sachlichkeit gehört nicht in die Wissenschaft, sondern zum Verhalten einer philosophischen Sekte, die ihre Ruhe in einer bestimmten, in sich geschlossenen Weltanschauung gefunden hat, einer Weltansicht allerdings, die wie die meisten Religionen ihren Anhängern das verschiedenartigste Verhalten zu den geschichtlichen Problemen ermöglicht. Ebenso wie Ernst Mach ein fortschrittlicher Mensch gewesen ist, so haben sich viele Mitglieder des Kreises für freiheitliche Ziele

---

[1]) F. Adler, Ernst Machs Überwindung des mechanischen Materialismus. Wien 1918, S. 88.

eingesetzt. Nach ihrer Doktrin ist das zufällig, sie bietet so wenig ein Gegenmittel gegen politischen wie gegen spiritistischen Aberglauben. Die aufrechte Gesinnung einzelner Persönlichkeiten und der Scharfsinn mancher ihrer fachlichen Leistungen machen ihre Philosophie nicht besser. Die Logistiker mögen das kalkulatorische Denken auf einen dem heutigen Entwicklungsgrad der Industrie und Technik adäquaten Stand bringen und wirklich mit einigen altertümlichen Moden dort aufräumen, ihre Reflexion über den Sinn dessen, was sie tun, kann doch überaltert sein, ebenso wie die Funktion einer Fabrik im Ganzen der Wirtschaft bloss einen Beitrag zur allgemeinen Verwirrung und Verlängerung des gesellschaftlichen Chaos bilden kann, auch wenn sie im Innern noch so modern eingerichtet und durchrationalisiert ist. Jener Ruf zur Sache, um die es doch allein zu tun sei, ist von Hegel als eine Gestalt des gegenwärtigen Bewusstseins in der Phänomenologie des Geistes schon erschöpfend behandelt worden, worauf nach obigem hier nur zu verweisen ist.[1])

Durch irgendeine Lehre im eigenen Innern den Frieden herzustellen, so als ob der Gang der äusseren Geschichte nichts damit zu tun hätte, erzielt immer bloss eine vermeintliche Harmonie und Abgeschlossenheit gegen die Welt, gleichviel ob die Metaphysik oder die Wissenschaft ein grösseres Gewicht in ihr hat. An sich bilden sowohl die Probleme, die, wenn auch in verkehrter Form, in der Metaphysik bewahrt sind, wie auch die Resultate der Wissenschaft Elemente kultureller Entwicklung. Wenn der Humanität durch den Empirismus gedient wird, indem dieser die Forderung vertritt, dass Behauptungen sich vor dem Verstande auszuweisen haben, so gibt es andererseits metaphysische Schriften, in denen mehr Einsicht in die Realität enthalten ist als in den Werken der den Bedürfnissen der Gegenwart angepassten Fachwissenschaft. Gewiss lassen sich Metaphysik und Wissenschaft nicht etwa wie gleichwertige Zweige der Erkenntnis hinstellen. Dies hat Bergson getan und ist damit im Unrecht.[2]) Die Wissenschaft ist weitgehend selbst die Kritik der Metaphysik. Der logische Empirismus wirft jedoch das Denken, das allein diese Verhältnisse aufzuhellen vermag, ja jede die Fachwissenschaft selbst kritisch einbeziehende Theorie mit der Metaphysik zusammen. Wenn die Metaphysiker an den herrschenden Zuständen mitschuldig sind, indem ihre Sinndeutung diese glorifizierte, wenn ihre Ver-

---

[1]) Vgl. Hegel, Phänomenologie des Geistes, V C a. Werke II, S. 295 ff., besonders 309 ff. (Jubiläumsausgabe, Bd. II, S. 303 ff., besonders S. 317 ff.)
[2]) Vgl. diese Zeitschrift, Jahrgang IV (1935), S. 321 ff.

kehrtheit im Reden besteht, so verstummt bei den Szientivisten der Mensch, und die Fachwissenschaft führt allein das Wort. Einer mittleren gesellschaftlichen Position entsprechend, erscheint ihnen der Feind auf beiden Seiten. Sie sind gegen das Denken, ob es mit der Vernunft nach vorwärts oder mit der Metaphysik nach rückwärts will. Die Verteidigung der Wissenschaft gegen die Theologie mittels erkenntnistheoretischer und logischer Argumente war fortschrittlich im siebzehnten Jahrhundert, die Philosophen machten sich zum Anwalt eines Faktors der neuen gesellschaftlichen Lebensweise. In unseren Tagen, in denen diese geschichtliche Form ihre Bedeutung für die Menschen längst geändert hat, immer noch zu meinen, das ihr zugehörige Fachwissen und der Betrieb seiner Herstellung sei die einzig legitime intellektuelle Betätigung, und was über sie hinausgehe, sei prinzipiell Theologie oder sonst ein transzendenter Glaube, oder die krasse Reaktion und Sinnwidrigkeit, zu meinen, der entscheidende Gegensatz habe sich nicht verschoben und sei nach wie vor und in derselben Schattierung Wissenschaft contra Metaphysik und Metaphysik contra Wissenschaft, setzt eine unendlich einfache Ansicht der historischen Situation voraus. Die Kenntnis, die von der Wissenschaft zutage gefördert ist, steht der Reproduktion des gesellschaftlichen Mechanismus zur Verfügung und wird andererseits zu seiner Überwindung mobilisiert. Die widerspruchsvollen Gestalten, in die sie auf solche Weise eingeht, kennzeichnen längst die geistige Situation, in der Fachwissen und Metaphysik, ohne es zu ahnen, zusammengekommen sind. Das Denken, das nicht dem Bestehenden und seinen vorgezeichneten Erlebnisformen, sondern einer glücklicheren Zukunft verhaftet ist, geht aus diesem Bestehenden selbst hervor. In einer Periode der Niederlage ist es naturgemäss wieder seltener geworden, sein Mangel ist identisch mit der allgemeinen Entmutigung. Für die Empiristen, auch die fortschrittlichsten, gibt es jedoch nur einen erkennbaren Feind. Sie verwirren heillos die Fronten und schimpfen jeden einen Metaphysiker oder Dichter, gleichviel ob er die Dinge in ihr Gegenteil verkehrt oder sie beim Namen nennt. Aber auch den Dichter muss eine Philosophie verkennen, welche die Logik mit Logistik und die Vernunft mit der Physik verwechselt, denn sein Ziel braucht nicht bloss die Dichtung zu sein, sondern die Wahrheit, und es könnte leicht eintreten, dass eine Dichtung, die sich ebenso sauber in ihren Grenzen hält, wie es nach dem Positivismus das Erkennen tun soll, angesichts des Grauens dieser Tage ebenso verstummt, wie die unmittelbar betroffene Wissenschaft.

Auf den neuen Angriff darf die Metaphysik stolz sein ; sie wird mit dem Denken verwechselt.

A Recent Attack on Metaphysics.

Metaphysics and science stand opposed in modern times. In the average mind, aspects of each exist side by side without real unity. Philosophers have for centuries struggled to resolve the contradictions and to give the intelligible universe a true unity. The modern school of „logical empiricism“ seeks to achieve harmony by attributing validity only to the physical sciences. All statements that cannot be reduced to the concepts and judgments of the specialized disciplines are devoid of meaning for this school.

Each of the two components of this philosophy, namely, a certain form of logic and empiricism, contains errors. Traditional empiricism maintained that all knowledge is compounded from isolated perceptions. The new doctrine, however, holds that science has no immediate concern with perceptions, but that the statements of observers announcing such perceptions — „protocol statements“ as they are called — constitute its only subject matter. The task of science is to organize this material in such a way that predictions may be made from it.. The author attempts to show that this description holds only for a particular function of knowledge, which, to be sure, is highly significant for industry and technology. To the extent that thought is not limited to these ends, it performs other functions. Thought plays a particularly important role in establishing perceptions and in constructing a theoretical reflection of living reality. Empiricism totally ignores thought, together with all the intellectual factors which, bound up with definite interests, sketch a living picture of reality. The concept of history, which is only intelligible from subjectively determined goals, belongs among those concepts which logical empiricism must inevitably misconstrue because of its behavioristic theory of man.

Logistics, which modern empiricism adopts, is basically nothing but the old formal logic, enriched by a few theories and symbolic techniques. In the author's opinion, the separation of the form and content of knowledge, which is fundamental for logistics, has dubious validity. Confronted with more complex structures of knowledge, comprehensible only in their totality, logistics reveals its impotence. Furthermore, logistics conflicts with empiricism itself. Having derived their propositions from limited material, the empiricists should claim only limited validity for logistics, if they are consistent in their doctrine. But in setting itself up as a norm for criticizing metaphysical statements, logistics shows that it contradicts a doctrine which has use for facts alone.

Thus, logical empiricism does not destroy metaphysics. Since it subsumes under the term metaphysics all thought which transcends the special disciplines, romantic illusions as well as dialectical theories, it misunderstands the decisive contradictions of the present situation. In fact, it contributes to the general confusion, to a large extent. However important the achievements of the logical empiricists may be in special fields, they have failed to work out a clear philosophy.

La dernière attaque contre la métaphysique.

Métaphysique et science s'opposent dans les temps modernes. Des éléments empruntés aux deux modes de pensée se juxtaposent sans s'unir dans la conscience moyenne. Depuis des siècles, les philosophes s'efforcent de résoudre les contradictions et de donner à l'univers de notre intelligence une unité véritable. L'école moderne de „l'empirisme logique“ veut arriver à cette harmonie en ne reconnaissant de valeur qu'aux sciences positives. Dans la mesure où des opinions ne se laissent pas réduire aux concepts et aux jugements des disciplines spécialisées, elles passent pour dénuées de signification.

Les deux composants de cette philosophie, une certaine forme de la logique et l'empirisme, contiennent l'un et l'autre des erreurs. L'ancien empirisme soutient que toute connaissance se ramène à des perceptions isolées. D'après la doctrine nouvelle, la science n'a pas affaire immédiatement à des perceptions ; cependant, les propositions d'observateurs qui constatent des perceptions, ce qu'on appelle les protocoles (Protokollsätze), constituent leur matière exclusive. La science aurait pour tâche d'ordonner cette matière de telle sorte que des prévisions soient toujours possibles. H. essaye de montrer que cette description ne vaut que pour une fonction spéciale de la connaissance, qui, il est vrai, a une signification particulière pour l'industrie et la technique. Dans la mesure où la pensée ne se limite pas à ces buts, elle exerce d'autres fonctions. Avant tout, la pensée joue un rôle de premier plan lorsqu'il s'agit d'ordonner les perceptions en une structure qui corresponde à l'ensemble du réel. L'empirisme ignore totalement la pensée, unité de tous les facteurs intellectuels, qui, liés sans doute à certains intérêts pratiques, permettent d'esquisser un tableau vivant de la réalité. Le concept de tendance historique, compréhensible seulement à partir de buts subjectivement déterminés, appartient au nombre de ceux que l'empirisme logique, par sa théorie behavioriste de l'homme, est inévitablement conduit à méconnaître.

La logistique, à laquelle l'empirisme moderne s'est uni, n'est au fond que la vieille logique formaliste, enrichie de quelques théories et de quelques procédés symboliques. La distinction de la forme et du contenu de la connaissance, qui se trouve à la base de la logique, apparaît à H. très suspecte. Lorsqu'on arrive à des connaissances complexes, compréhensibles seulement dans leur totalité, elle se révèle impuissante. De plus, la logique entre en conflit avec l'empirisme lui-même. Car, comme la logique a tiré ses propositions d'un matériel très restreint, elle n'a le droit de revendiquer qu'une modalité hypothétique, comme c'est le cas, d'après l'empirisme, pour les autres propositions générales. Mais en s'érigeant en norme vis-à-vis des opinions métaphysiques et en passant à la critique, elle montre qu'elle contredit une doctrine qui ne reconnaît que les faits.

Ainsi l'empirisme logique ne dépasse pas la métaphysique. Comme il embrasse sous le terme de métaphysique toute pensée qui va au delà des disciplines spéciales, les illusions romantiques aussi bien que les théories dialectiques, il méconnaît les contradictions décisives de la situation actuelle, et il contribue pour sa bonne part à la confusion générale. Quelque importants que soient, dans des domaines spécialisés, les travaux des partisans de l'empirisme logique, en tout cas, une claire philosophie leur fait défaut.

Über den affirmativen Charakter der Kultur.[1]

Von

Herbert Marcuse.

I

Die Lehre, dass alle menschliche Erkenntnis ihrem Sinn nach auf die Praxis bezogen sei, gehörte zum Kernbestand der antiken Philosophie. Aristoteles war der Ansicht, dass die erkannten Wahrheiten die Praxis führen sollten, sowohl in der alltäglichen Erfahrung wie in den Künsten und Wissenschaften. Die Menschen bedürfen in ihrem Daseinskampfe der Anstrengung der Erkenntnis, des Suchens der Wahrheit, weil ihnen nicht unmittelbar schon offenbar ist, was das für sie Gute, Zuträgliche und Richtige ist. Der Handwerker und der Kaufmann, der Kapitän und der Arzt, der Feldherr und der Staatsmann — alle müssen über das rechte Wissen in ihrem Sachgebiet verfügen, um so handeln zu können, wie es die jeweils wechselnde Situation erfordert.

Während Aristoteles an dem praktischen Charakter jeder Erkenntnis festhält, macht er einen bedeutsamen Unterschied zwischen den Erkenntnissen. Er ordnet sie gleichsam in einer Wertreihe, deren unterste Stelle das zweckmässige Bescheidwissen mit den notwendigen Dingen des alltäglichen Daseins einnimmt und auf deren oberster Stufe die philosophische Erkenntnis steht, die für keinen ausserhalb ihrer selbst liegenden Zweck, sondern nur noch um ihrer selbst willen geschieht und die den Menschen das höchste Glück gewähren soll. Innerhalb dieser Reihe liegt

---

[1]) Diese Arbeit ist durch die Ausführungen Max Horkheimers über den „affirmativen Charakter" und den „falschen Idealismus" der Kultur der neueren Zeit angeregt worden (vgl. diese Zeitschrift, V. Jahrgang 1936, bes. S. 219).

ein grundsätzlicher Einschnitt : zwischen dem Notwendigen und Nützlichen einerseits und dem „Schönen" andererseits. „Nun ist aber auch das ganze Leben geteilt in Musse und Arbeit und Krieg und Frieden, und die Tätigkeiten sind geteilt in notwendige und nützliche und in schöne."[1]) Indem diese Teilung selbst nicht in Frage gestellt wird, indem mit den anderen Bereichen des „Schönen" die „reine" Theorie sich zu einer selbständigen Tätigkeit neben und über den anderen Tätigkeiten verfestigt, bricht der ursprüngliche Anspruch der Philosophie zusammen : die Praxis nach den erkannten Wahrheiten zu gestalten. Die Trennung des Zweckmässigen und Notwendigen vom Schönen und vom Genuss ist der Anfang einer Entwicklung, welche das Feld freigibt für den Materialismus der bürgerlichen Praxis einerseits und für die Stillstellung des Glücks und des Geistes in einem Reservatbereich der „Kultur" andererseits.

In der Begründung, welche für die Verweisung der höchsten Erkenntnis und der höchsten Lust auf die reine zwecklose Theorie gegeben wird, kehrt ein Motiv immer wieder : Die Welt des Notwendigen, der alltäglichen Lebensbesorgung, ist unbeständig, unsicher, unfrei, — nicht bloss faktisch, sondern in ihrem Wesen. Die Verfügung über die materiellen Güter ist nie ganz das Werk menschlicher Tüchtigkeit und Weisheit ; der Zufall herrscht über sie. Das Individuum, welches sein höchstes Ziel : seine Glückseligkeit, in diese Güter setzt, macht sich zum Sklaven von Menschen und Dingen, die seiner Macht entzogen sind : es gibt seine Freiheit auf. Reichtum und Wohlstand kommen und bleiben nicht durch seine autonome Entscheidung, sondern durch die wechselnde Gunst undurchschaubarer Verhältnisse. Der Mensch unterwirft also seine Existenz einem ausserhalb seiner selbst liegenden Zweck. — Dass ein solcher äusserer Zweck allein schon den Menschen verkümmert und versklavt, setzt eine schlechte Ordnung der materiellen Lebensverhältnisse voraus, deren Reproduktion durch die Anarchie einander entgegengesetzter gesellschaftlicher Interessen geregelt wird, eine Ordnung, in der die Erhaltung des allgemeinen Daseins nicht mit dem Glück und der Freiheit der Individuen zusammengeht. Sofern die Philosophie um das Glück der Menschen besorgt ist — und die klassische antike Theorie hält an der Eudaimonie als dem höchsten Gut fest —, kann sie es nicht in der bestehenden materiellen Lebensgestaltung finden : sie muss deren Faktizität transzendieren.

Die Transzendierung betrifft mit der Metaphysik, Erkenntnis-

---

[1]) Aristoteles, Pol. 1333a, 30 ff.

theorie und Ethik auch die Psychologie. Wie die ausser-seelische Welt zerfällt die menschliche Seele in einen niederen und einen höheren Bereich; zwischen den Polen der Sinnlichkeit und der Vernunft spielt sich die Geschichte der Seele ab. Die Abwertung der Sinnlichkeit erfolgt aus denselben Motiven wie die der materiellen Welt: weil sie ein Feld der Anarchie, der Unbeständigkeit, der Unfreiheit ist. Die sinnliche Lust ist nicht an sich schlecht; sie ist schlecht, weil sie — wie die niederen Tätigkeiten des Menschen — in einer schlechten Ordnung sich erfüllt. Die „niederen Seelenteile" binden den Menschen an die Gier nach Erwerb und Besitz, Kauf und Verkauf; er wird dazu geführt, „um nichts anderes sich zu beeifern als um Geldbesitz und was etwa damit zusammenhängt."[1]) Entsprechend wird der „begehrliche" Seelenteil, der sich auf die sinnliche Lust richtet, von Plato auch der „geldliebende" genannt, „weil vorzüglich durch Geld die Begierden dieser Art befriedigt werden."[2])

In allen ontologischen Einteilungen des antiken Idealismus kommt die Schlechtigkeit einer gesellschaftlichen Wirklichkeit zum Ausdruck, in der die Erkenntnis der Wahrheit über das menschliche Dasein nicht mehr in die Praxis aufgenommen ist. Die Welt des Wahren, Guten und Schönen ist in der Tat eine „ideale" Welt, sofern sie jenseits der bestehenden Lebensverhältnisse liegt, jenseits einer Gestalt des Daseins, in welcher der grösste Teil der Menschen entweder als Sklaven arbeiten oder im Warenhandel ihr Leben verbringen und nur eine kleine Schicht überhaupt die Möglichkeit hat, sich um das zu kümmern, was über die Besorgung und Erhaltung des Notwendigen hinausliegt. Wenn die Reproduktion des materiellen Lebens unter der Herrschaft der Warenform sich vollzieht und das Elend der Klassengesellschaft immer wieder erzeugt, ist das Gute, Schöne und Wahre solchem Leben transzendent. Und wenn unter dieser Form alles zur Erhaltung und Sicherung des materiellen Lebens Notwendige hergestellt wird, ist das darüber Hinausliegende allerdings „überflüssig". Das, worauf es eigentlich für den Menschen ankommt: die höchsten Wahrheiten, die höchsten Güter und die höchsten Freuden sind durch einen Abgrund des Sinns vom Notwendigen getrennt, sie sind ein „Luxus". Aristoteles hat den Sachverhalt nicht verhüllt. Die „erste Wissenschaft", bei der auch das höchste Gut und die höchste Lust aufgehoben sind, ist das Werk der Musse einiger weniger, für die alle Lebensnotwendigkeiten schon anderweitig ausreichend besorgt sind. Die „reine Theorie" ist als Beruf einer

---

[1]) Plato, Republ. 525 und 553 (Übersetzung v. Schleiermacher).
[2]) Plato, a. a. O. 581.

Elite appropriiert und durch eiserne gesellschaftliche Schranken von dem grössten Teil der Menschheit abgeschlossen. — Aristoteles hat nicht behauptet, dass das Gute, Schöne und Wahre allgemeingültige und allgemein-verpflichtende Werte seien, die von „oben her“ auch den Bereich des Notwendigen : der materiellen Lebensbesorgung, durchdringen und verklären sollten. Erst wenn dies beansprucht wird, ist der Begriff von Kultur ausgebildet, der ein Kernstück der bürgerlichen Praxis und Weltanschauung darstellt. Die antike Theorie meint mit der Höherwertigkeit der über das Notwendige hinausliegenden Wahrheiten auch das soziale „Oben“ mit : es sind die Wahrheiten, die bei den herrschenden gesellschaftlichen Schichten beheimatet sein sollen. Und andererseits wird die gesellschaftliche Herrschaftsstellung dieser Schichten von der Theorie dadurch wenigstens noch mitbegründet, dass es deren „Beruf“ sein soll, um die höchsten Wahrheiten Sorge zu tragen.

Die antike Theorie steht mit der aristotelischen Philosophie gerade an dem Punkt, wo der Idealismus vor den gesellschaftlichen Widersprüchen die Fahne streicht und diese Widersprüche als ontologische Sachverhalte ausspricht. Die platonische Philosophie kämpfte noch gegen die Lebensordnung der warenhandelnden Gesellschaft Athens. Platos Idealismus ist von gesellschaftskritischen Motiven durchzogen. Was von den Ideen her gesehen als Faktizität erscheint, ist die materielle Welt, in der Menschen und Dinge als Waren einander entgegentreten. Die rechte Ordnung der Seele wird zerstört durch die „Gier nach Reichtum, die den Menschen so in Anspruch nimmt, dass er für nichts anderes Zeit hat als für die Sorge um sein Hab und Gut. Daran hängt der Bürger mit ganzer Seele, und so kommt es eben, dass er auf nichts anderes denkt als den täglichen Gewinn...“[1]) Und es ist die eigentliche idealistische Grundforderung, dass diese materielle Welt entsprechend den in der Erkenntnis der Ideen gewonnenen Wahrheiten verändert und verbessert werde. Platos Antwort auf die Forderung ist sein Programm einer Neuorganisation der Gesellschaft. Aus ihm wird offenbar, wo er die Wurzel des Übels gesehen hat : er verlangt für die massgebenden Schichten die Aufhebung des Privateigentums (auch an Frauen und Kindern) und das Verbot des Warenhandels. Aber dasselbe Programm will die Gegensätze der Klassengesellschaft in der Tiefe des menschlichen Wesens begründen und verewigen : während der grösste Teil der Mitglieder des Staates vom Anfang bis zum Ende ihres Daseins auf

---

[1]) Plato, Leges 831. — Vgl. J. Brake, Wirtschaften und Charakter in der antiken Bildung. Frankfurt a. M. 1935, S. 124 ff.

die freudlose Besorgung der Lebensnotwendigkeiten abgerichtet ist, bleibt der Genuss des Wahren, Guten und Schönen einer kleinen Elite als Beruf vorbehalten. — Aristoteles lässt zwar noch die Ethik in der Politik enden, aber die Neuorganisation der Gesellschaft steht bei ihm nicht mehr im Zentrum der Philosophie. In dem Masse wie er „realistischer" als Plato ist, ist sein Idealismus auch schon resignierter vor den geschichtlichen Aufgaben der Menschheit. Der wahre Philosoph ist für ihn nicht mehr wesentlich der wahre Staatsmann. Die Entfernung zwischen Faktizität und Idee ist grösser geworden, gerade weil sie enger zusammengedacht werden. Der Stachel des Idealismus : die Idee zu verwirklichen, stumpft sich ab. Die Geschichte des Idealismus ist auch die Geschichte seines Sich-Abfindens mit dem Bestehenden.

Hinter der ontologischen und erkenntnistheoretischen Trennung von Sinnen- und Ideenwelt, von Sinnlichkeit und Vernunft, von Notwendigem und Schönem steckt nicht nur die Verwerfung, sondern zugleich auch schon die Entlastung einer schlechten geschichtlichen Form des Daseins. Die materielle Welt (womit hier die mannigfachen Gestalten des jeweils „unteren" Beziehungsgliedes jener Relation zusammengefasst sein sollen) ist an sich selbst blosser Stoff, blosse Möglichkeit, mehr dem Nicht-Sein als dem Sein verwandt und wird nur, sofern sie an der „oberen" Welt teilnimmt, zur Wirklichkeit. In allen ihren Gestalten bleibt die materielle Welt eben Materie, Stoff für etwas anderes, das ihr erst Wert verleiht. Alle Wahrheit, Güte und Schönheit kann ihr nur „von oben" kommen : von Gnaden der Idee. Und alle Tätigkeit der materiellen Lebensbesorgung bleibt ihrem Wesen nach unwahr, schlecht, hässlich. Mit diesen Charakteren aber ist sie so notwendig, wie der Stoff notwendig ist für die Idee. Das Elend der Sklavenarbeit, die Verkümmerung von Menschen und Dingen zur Ware, die Freudlosigkeit und Gemeinheit, in der sich das Ganze der materiellen Daseinsverhältnisse immer wieder reproduziert, stehen diesseits des Interesses der idealistischen Philosophie, weil sie ja noch gar nicht die eigentliche Wirklichkeit sind, die Gegenstand dieser Philosophie ist. Auf Grund ihrer unabdingbaren Stofflichkeit ist die materielle Praxis von der Verantwortung für das Wahre, Gute und Schöne entlastet, das vielmehr in der Beschäftigung mit der Theorie aufgehoben sein soll. Die ontologische Sonderung der ideellen von den materiellen Werten beruhigt den Idealismus in allem, was die materiellen Lebensvorgänge betrifft. Aus einer bestimmten geschichtlichen Form der gesellschaftlichen Arbeitsteilung und Klassenschichtung wird ihm eine ewige, metaphysische Form des Verhältnisses von Notwendigem und Schönem, Materie und Idee.

In der bürgerlichen Epoche hat die Theorie des Verhältnisses zwischen Notwendigem und Schönem, Arbeit und Genuss entscheidende Veränderungen erfahren. Zunächst verschwindet die Ansicht, nach der die Beschäftigung mit den höchsten Werten an bestimmte gesellschaftliche Schichten als Beruf appropriiert sei. An ihre Stelle tritt die These von der Allgemeinheit und Allgemeingültigkeit der „Kultur". Die antike Theorie hatte mit gutem Gewissen ausgesprochen, dass die meisten Menschen ihr Dasein mit der Besorgung der Lebensnotwendigkeiten verbringen müssen, während ein kleiner Teil sich dem Genuss und der Wahrheit widmet. So wenig sich der Sachverhalt geändert hat : das gute Gewissen ist verloren gegangen. Die freie Konkurrenz stellt die Individuen als Käufer und Verkäufer von Arbeitskraft einander gegenüber. Die reine Abstraktheit, auf welche die Menschen in ihren gesellschaftlichen Beziehungen reduziert sind, erstreckt sich auch auf den Umgang mit den ideellen Gütern. Es soll nicht mehr wahr sein, dass die einen geboren und würdig sind für die Arbeit, die anderen für die Musse, die einen für das Notwendige, die anderen für das Schöne. Wie jedes Individuum unmittelbar zum Markte ist (ohne dass seine persönlichen Eigenschaften und Bedürfnisse anders relevant werden als warenmässig), so auch unmittelbar zu Gott, unmittelbar zu Schönheit, Güte und Wahrheit. Als abstrakte Wesen sollen alle Menschen an diesen Werten in gleicher Weise teilnehmen. Wie in der materiellen Praxis das Produkt von den Produzenten sich trennt und in der allgemeinen Dingform des „Gutes" sich verselbständigt, so verfestigt sich in der kulturellen Praxis das Werk, sein Gehalt zu einem allgemeingültigen „Werte". Die Wahrheit eines philosophischen Urteils, die Güte einer moralischen Handlung, die Schönheit eines Kunstwerks sollen ihrem Wesen nach jeden ansprechen, jeden betreffen, jeden verpflichten. Ohne Unterschied des Geschlechts und der Geburt, unbeschadet ihrer Stellung im Produktionsprozess haben sich die Individuen den kulturellen Werten zu unterwerfen. Sie haben sie in ihr Leben aufzunehmen, ihr Dasein von ihnen durchdringen und verklären zu lassen. Die „Zivilisation" wird beseelt durch die „Kultur".

Auf die verschiedenen Versuche, den Begriff der Kultur zu definieren, wird hier nicht eingegangen. Es gibt einen Kulturbegriff, der ein für die Sozialforschung wichtiges Werkzeug darstellen kann, weil in ihm die Verflochtenheit des Geistes in den geschichtlichen Prozess der Gesellschaft ausgesprochen wird. Er meint das jeweilige Ganze des gesellschaftlichen Lebens, sofern darin sowohl die Gebiete der ideellen Reproduktion (Kultur im engeren Sinne, als die „geistige Welt") als auch der materiellen

Reproduktion (der „Zivilisation“) eine historisch abhebbare und begreifbare Einheit bilden.[1]) Es gibt jedoch noch eine andere sehr verbreitete Verwendung des Kulturbegriffs, bei welcher die geistige Welt aus einem gesellschaftlichen Ganzen herausgehoben und hierdurch die Kultur zu einem (falschen) Kollektivum und zu einer (falschen) Allgemeinheit erhöht wird. Dieser zweite Kulturbegriff (besonders ausgeprägt in Wendungen wie „nationale Kultur“, „germanische Kultur“ oder „romanische Kultur“) spielt die geistige Welt gegen die materielle Welt aus, indem er die Kultur als das Reich der eigentlichen Werte und Selbst-Zwecke der gesellschaftlichen Nutz- und Mittel-Welt entgegenhält. Durch ihn wird die Kultur von der Zivilisation unterschieden und vom Gesellschaftsprozess soziologisch und wertmässig entfernt.[2]) Er ist selbst schon auf dem Boden einer bestimmten geschichtlichen Gestalt der Kultur erwachsen, die im folgenden als affirmative Kultur bezeichnet wird. Unter affirmativer Kultur sei jene der bürgerlichen Epoche des Abendlandes angehörige Kultur verstanden, welche im Lauf ihrer eigenen Entwicklung dazu geführt hat, die geistig-seelische Welt als ein selbständiges Wertreich von der Zivilisation abzulösen und über sie zu erhöhen. Ihr entscheidender Zug ist die Behauptung einer allgemein verpflichtenden, unbedingt zu bejahenden, ewig besseren, wertvolleren Welt, welche von der tatsächlichen Welt des alltäglichen Daseinskampfes wesentlich verschieden ist, die aber jedes Individuum „von innen her“, ohne jene Tatsächlichkeit zu verändern, für sich realisieren kann. Erst in dieser Kultur gewinnen die kulturellen Tätigkeiten und Gegenstände ihre hoch über den Alltag emporgesteigerte Würde : ihre Rezeption wird zu einem Akt der Feierstunde und der Erhebung.

Mag die Unterscheidung von Zivilisation und Kultur auch erst in jüngster Zeit zum terminologischen Rüstzeug der Geisteswissenschaften geworden sein, — der durch sie ausgedrückte Sachverhalt ist für die Lebenspraxis und Weltanschauung des bürgerlichen Zeitalters seit langem charakteristisch. „Zivilisation und Kultur“ ist nicht einfach eine Übersetzung des antiken Verhältnisses von Zweckmässigem und Zwecklosem, Notwendigem und Schönem. Indem das Zwecklose und Schöne verinnerlicht und mit den

---

[1]) Vgl. Studien über Autorität und Familie. Schriften des Instituts für Sozialforschung, Bd. V, Paris 1936, S. 7 ff.

[2]) O. Spengler fasst das Verhältnis von Zivilisation und Kultur nicht als Gleichzeitigkeit, sondern als „notwendiges organisches Nacheinander“ auf : die Zivilisation ist das unausweichliche Schicksal und Ende jeder Kultur (Der Untergang des Abendlandes, I. Bd., 23.-32. Aufl., München 1920, S. 43 f.). An der oben angedeuteten traditionellen Bewertung von Kultur und Zivilisation wird durch solche Umformulierung nichts geändert.

Qualitäten der verpflichtenden Allgemeingültigkeit und der erhabenen Schönheit zu den kulturellen Werten des Bürgertums gemacht werden, wird in der Kultur ein Reich scheinbarer Einheit und scheinbarer Freiheit aufgebaut, worin die antagonistischen Daseinsverhältnisse eingespannt und befriedet werden sollen. Die Kultur bejaht und verdeckt die neuen gesellschaftlichen Lebensbedingungen.

Die Welt des Schönen jenseits des Notwendigen war für die Antike wesentlich eine Welt des Glücks, des Genusses. Die antike Theorie hatte noch nicht bezweifelt, dass es den Menschen auf dieser Welt zuletzt um ihre irdische Befriedigung, um ihr Glück geht. Zuletzt, — nicht zuerst. Zuerst ist der Kampf um die Erhaltung und Sicherung des blossen Daseins. Angesichts der dürftigen Entfaltung der Produktivkräfte in der antiken Wirtschaft kam es der Philosophie nicht in den Sinn ,die materielle Praxis könne je so gestaltet werden, dass in ihr selbst Raum und Zeit für das Glück entstünde. Die Angst steht am Anfang aller idealistischer Lehren, die höchste Glückseligkeit in der ideellen Praxis zu suchen : Angst vor der Unsicherheit aller Lebensverhältnisse, vor dem „Zufall" des Verlusts, der Abhängigkeit, des Elends, aber auch Angst vor der Sättigung, dem Überdruss, dem Neid der Menschen und Götter. Doch die Angst um das Glück, welche die Philosophie zur Trennung des Schönen vom Notwendigen getrieben hatte, hält die Forderung nach Glück noch in der getrennten Sphäre aufrecht. Das Glück wird zum Reservatbereich, damit es überhaupt noch da sein kann. Es ist die höchste Lust, die der Mensch in der philosophischen Erkenntnis des Wahren, Guten und Schönen finden soll. Sie trägt die Gegenzüge der materiellen Faktizität : sie gibt das Dauernde im Wechsel, das Reine im Unreinen, das Freie im Unfreien.

Das abstrakte Individuum, welches mit dem Beginn der bürgerlichen Epoche als Subjekt der Praxis auftritt, wird, allein schon durch die neue gesellschaftliche Frontenbildung, auch zum Träger einer neuen Glücksforderung. Nicht mehr als Vertreter oder Delegat höherer Allgemeinheiten, sondern als je einzelnes Individuum soll es nun die Besorgung seines Daseins, die Erfüllung seiner Bedürfnisse selbst in die Hand nehmen, unmittelbar zu seiner „Bestimmung", seinen Zwecken und Zielen stehen, ohne die sozialen, kirchlichen und politischen Vermittlungen des Feudalismus. Sofern in solcher Forderung dem einzelnen ein grösserer Raum individueller Ansprüche und Befriedigungen zugewiesen war — ein Raum, den die sich entfaltende kapitalistische Produktion mit immer mehr Gegenständen möglicher Befriedigung als Waren zu füllen begann —, bedeutet die bürgerliche Befreiung des Indi-

viduums die Ermöglichung eines neuen Glücks. Ihre Allgemeingültigkeit wird sogleich zurückgenommen, da die abstrakte Gleichheit der Individuen in der kapitalistischen Produktion sich als konkrete Ungleichheit realisiert : nur ein kleiner Teil der Menschen verfügt über die nötige Kaufkraft, um sich die zur Sicherung seines Glücks erforderliche Warenmenge verschaffen zu können. Auf die Bedingungen zur Erlangung der Mittel erstreckt sich die Gleichheit nicht mehr. Bei den Schichten des bäuerlichen und städtischen Proletariats, auf die das Bürgertum im Kampf gegen die feudalen Mächte angewiesen war, konnte die abstrakte Gleichheit nur als wirkliche Gleichheit einen Sinn haben. Für das zur Herrschaft gekommene Bürgertum genügte die abstrakte Gleichheit, um wirkliche individuelle Freiheit und wirkliches individuelles Glück erscheinen zu lassen : es verfügte bereits über die materiellen Bedingungen, die solche Befriedigung verschaffen konnten. Ja das Stehenbleiben bei der abstrakten Gleichheit gehörte selbst zu den Bedingungen seiner Herrschaft, die durch das Weitertreiben des Abstrakten zum konkreten Allgemeinen gefährdet werden musste. Andererseits konnte es den allgemeinen Charakter der Forderung : dass sie sich auf alle Menschen erstrecke, nicht aufgeben, ohne sich selbst zu denunzieren und den beherrschten Schichten offen zu sagen, dass für den grössten Teil der Menschen in Bezug auf die Verbesserung der Lebensverhältnisse alles beim alten bliebe ; es konnte dies umso weniger, je mehr der steigende gesellschaftliche Reichtum die wirkliche Erfüllung der allgemeinen Forderung zur realen Möglichkeit machte und mit dem relativ wachsenden Elend der Armen in Stadt und Land kontrastierte. So wird aus der Forderung ein Postulat, aus ihrem Gegenstand eine Idee. Die Bestimmung des Menschen, dem die allgemeine Erfüllung in der materiellen Welt versagt ist, wird als Ideal hypostasiert.

Die aufsteigenden bürgerlichen Gruppen hatten ihre Forderung nach einer neuen gesellschaftlichen Freiheit durch die allgemeine Menschenvernunft begründet. Dem Glauben an die gottgesetzte Ewigkeit einer hemmenden Ordnung hielten sie ihren Glauben an den Fortschritt, an eine bessere Zukunft entgegen. Aber die Vernunft und die Freiheit reichten nicht weiter als das Interesse eben jener Gruppen, das mehr und mehr zu dem Interesse des grössten Teils der Menschen in Gegensatz trat. Auf die anklagenden Fragen gab das Bürgertum eine entscheidende Antwort : die affirmative Kultur. Sie ist in ihren Grundzügen idealistisch. Auf die Not des isolierten Individuums antwortet sie mit der allgemeinen Menschlichkeit, auf das leibliche Elend mit der Schönheit der Seele, auf die äussere Knechtschaft mit der inneren Freiheit, auf den brutalen Egoismus mit dem Tugendreich der

Pflicht. Hatten zur Zeit des kämpferischen Aufstiegs der neuen Gesellschaft alle diese Ideen einen fortschrittlichen, über die erreichte Organisation des Daseins hinausweisenden Charakter, so treten sie in steigendem Masse mit der sich stabilisierenden Herrschaft des Bürgertums in den Dienst der Niederhaltung unzufriedener Massen und der blossen rechtfertigenden Selbsterhebung : sie verdecken die leibliche und psychische Verkümmerung des Individuums.

Aber der bürgerliche Idealismus ist nicht nur eine Ideologie : er spricht auch einen richtigen Sachverhalt aus. Er enthält nicht nur die Rechtfertigung der bestehenden Daseinsform, sondern auch den Schmerz über ihren Bestand ; nicht nur die Beruhigung bei dem, was ist, sondern auch die Erinnerung an das, was sein könnte. Indem die grosse bürgerliche Kunst das Leid und die Trauer als ewige Weltkräfte gestaltet hat, hat sie die leichtfertige Resignation des Alltags immer wieder im Herzen der Menschen zerbrochen ; indem sie die Schönheit der Menschen und Dinge und ein überirdisches Glück in den leuchtenden Farben dieser Welt gemalt hat, hat sie neben dem schlechten Trost und der falschen Weihe auch die wirkliche Sehnsucht in den Grund des bürgerlichen Lebens eingesenkt. Wenn sie den Schmerz und die Trauer, die Not und die Einsamkeit zu metaphysischen Mächten steigert, wenn sie die Individuen über die gesellschaftlichen Vermittlungen hinweg in nackter seelischer Unmittelbarkeit gegeneinander und gegen die Götter stellt, so steckt in dieser Übersteigerung die höhere Wahrheit : dass eine solche Welt nicht durch dieses oder jenes geändert werden kann, sondern nur durch ihren Untergang. Die klassische bürgerliche Kunst hat ihre Idealgestalten so weit von dem alltäglichen Geschehen entfernt, dass die in diesem Alltag leidenden und hoffenden Menschen sich nur durch den Sprung in eine total andere Welt wiederfinden können. So hat die Kunst den Glauben genährt, dass die ganze bisherige Geschichte zu dem kommenden Dasein nur die dunkle und tragische Vorgeschichte ist. Und die Philosophie hat die Idee ernst genug genommen, um noch für ihre Verwirklichung besorgt zu sein. Hegels System ist der letzte Protest gegen die Entwürdigung der Idee : gegen das geschäftige Spiel mit dem Geiste als einem Gegenstande, der mit der Geschichte der Menschen eigentlich nichts zu tun hat. Der Idealismus hat immerhin daran festgehalten, dass der Materialismus der bürgerlichen Praxis nicht das letzte Wort ist und dass die Menschheit darüber hinauszuführen sei. Er gehört einer fortschrittlicheren Stufe der Entwicklung an als der späte Positivismus, der (wie an anderer Stelle dieses Heftes gezeigt) in seinem Kampf gegen die metaphysischen Ideen nicht nur ihren metaphysischen Charakter,

sondern auch ihre Inhalte durchstreicht und sich unentrinnbar der bestehenden Ordnung verbindet.

Die Kultur soll die Sorge für den Glücksanspruch der Individuen übernehmen. Aber die gesellschaftlichen Antagonismen, die ihr zugrundeliegen, lassen den Anspruch nur als verinnerlichten und rationalisierten in die Kultur eingehen. In einer Gesellschaft, welche sich durch die wirtschaftliche Konkurrenz reproduziert, stellt schon die Forderung nach einem glücklicheren Dasein des Ganzen eine Rebellion dar : den Menschen auf den Genuss irdischen Glücks verweisen, das bedeutet, ihn jedenfalls nicht auf die Erwerbsarbeit, nicht auf den Profit, nicht auf die Autorität jener ökonomischen Mächte verweisen, die dieses Ganze am Leben erhalten. Der Glücksanspruch hat einen gefährlichen Klang in einer Ordnung, die für die meisten Not, Mangel und Mühe bringt. Die Widersprüche solcher Ordnung treiben dazu, den Anspruch zu idealisieren. Aber die wirkliche Befriedigung der Individuen lässt sich nicht in eine idealistische Dynamik einspannen, welche die Erfüllung immer wieder hinausschiebt oder überhaupt nur in das Streben nach dem nie schon Erreichten verlegt. Nur gegen die idealistische Kultur kann sie sich durchsetzen ; nur gegen diese Kultur wird sie als allgemeine Forderung laut. Sie tritt auf als die Forderung nach einer wirklichen Veränderung der materiellen Daseinsverhältnisse, nach einem neuen Leben, nach einer neuen Gestalt der Arbeit und des Genusses. So bleibt sie wirksam in den revolutionären Gruppen, die seit dem ausgehenden Mittelalter die sich ausbreitende neue Ungerechtigkeit bekämpfen. — Und während der Idealismus die Erde der bürgerlichen Gesellschaft überlässt und seine Ideen selbst unwirklich macht, indem er sich mit dem Himmel und der Seele begnügt, nimmt die materialistische Philosophie die Sorge um das Glück ernst und kämpft um seine Realisierung in der Geschichte. In der Philosophie der Aufklärung wird dieser Zusammenhang deutlich. „Die falsche Philosophie kann, wie die Theologie, uns ein ewiges Glück versprechen und, uns in schönen Chimären wiegend, dorthin uns führen auf Kosten unserer Tage oder unserer Lust. Die wahre Philosophie, wohl verschieden von jener und weiser als sie, gibt nur ein zeitliches Glück zu ; sie sät die Rosen und Blumen auf unserem Pfad und lehrt uns sie pflücken.“[1]) Dass es um das Glück der Menschen geht, gibt auch die idealistische Philosophie zu. In der Auseinandersetzung mit dem Stoizismus übernimmt die Aufklärung aber

---

[1]) La Mettrie, Discours sur le Bonheur. Œuvres Philosophiques, Berlin 1775, Bd. II, S. 102.

gerade jene Gestalt der Glücksforderung, welche in den Idealismus nicht eingeht und mit der die affirmative Kultur nicht fertig wird : „Und wie werden wir Anti-Stoiker sein ! Diese Philosophen sind streng, traurig, hart ; wir werden zart, froh und gefällig sein. Ganz Seele, abstrahieren sie von ihrem Körper ; ganz Körper, werden wir von unserer Seele abstrahieren. Sie zeigen sich unzugänglich der Lust und dem Schmerz ; wir werden stolz sein, das eine wie das andere zu fühlen. Auf das Erhabene ausgerichtet, erheben sie sich über alle Geschehnisse und glauben sich nur soweit wahrhaft Mensch, als sie aufhören zu sein. Wir, wir werden nicht verfügen über das, was uns beherrscht ; wir werden nicht unseren Empfindungen gebieten : indem wir ihre Herrschaft und unsere Knechtschaft zugestehen, werden wir versuchen, sie uns angenehm zu machen, in der Überzeugung, dass eben hier das Glück des Lebens liegt ; und endlich werden wir uns umso glücklicher glauben, je mehr wir Mensch sind, oder umso würdiger des Daseins, je mehr wir Natur, Menschlichkeit und alle sozialen Tugenden empfinden ; wir werden keine anderen anerkennen, noch ein anderes Leben als dieses hier."[1])

II

Die affirmative Kultur hat mit ihrer Idee der reinen Menschlichkeit die geschichtliche Forderung der allgemeinen Befreiung des Individuums aufgenommen. „Betrachten wir die Menschheit, wie wir sie kennen, nach den Gesetzen, die in ihr liegen, so kennen wir nichts Höheres, als Humanität im Menschen."[2]) In diesem Begriff soll alles zusammengefasst sein, was auf „des Menschen edle Bildung zur Vernunft und Freiheit, zu feineren Sinnen und Trieben, zur zartesten und stärksten Gesundheit, zur Erfüllung und Beherrschung der Erde"[3]) ausgerichtet ist. Alle menschlichen Gesetze und Regierungsformen sollten nur den einen Zweck haben : „dass jeder, unbefehdet vom andern, seine Kräfte üben und einen schöneren, freieren Genuss des Lebens sich erwerben könnte."[4]) Das Höchste, was aus dem Menschen gemacht werden kann, weist in seiner Verwirklichung auf eine Gemeinschaft freier und vernünftiger Personen, in der jeder dieselbe Möglichkeit zur Entfaltung und Erfüllung aller seiner Kräfte hat. Der Begriff der Person,

---

[1]) a. a. O., S. 86 f.

[2]) Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, 15. Buch, 1. Abschnitt (Werke, hrsg. v. Bernh. Suphan, Berlin 1877-1913, Bd. XIV, S. 208).

[3]) a. a. O., 4. Buch, 6. Abschnitt (Werke, a. a. O., Bd. XIII, S. 154).

[4]) a. a. O., 15. Buch, 1. Abschnitt (Werke, a. a. O., Bd. XIV, S. 209).

in dem der Kampf gegen unterdrückende Kollektivitäten bis heute lebendig geblieben ist, wendet sich über die sozialen Gegensätze und Konventionen hinweg an alle Individuen. Niemand nimmt dem einzelnen die Last seines Daseins ab, aber niemand schreibt ihm auch sein Dürfen und sein Tun vor — niemand ausser dem „Gesetz in seiner eigenen Brust". „Die Natur hat gewollt, dass der Mensch alles, was über die mechanische Anordnung seines tierischen Daseins geht, gänzlich aus sich selbst herausbringe, und keiner andern Glückseligkeit oder Vollkommenheit teilhaftig werde, als die er sich selbst, frei von Instinkt, durch eigene Vernunft verschafft hat."[1]) Aller Reichtum und alle Armut kommen aus ihm selbst und schlagen auf ihn selbst zurück. Jedes Individuum ist unmittelbar zu sich selbst : ohne irdische und himmlische Vermittlungen. Und so ist es auch unmittelbar zu allen anderen. Die klarste Darstellung hat diese Idee der Person in der klassischen Dichtkunst seit Shakespeare gefunden. In ihren Dramen sind die Personen einander so nahe, dass es zwischen ihnen nichts prinzipiell Unsagbares, Unaussprechbares gibt. Der Vers macht möglich, was in der Prosa der Wirklichkeit schon unmöglich geworden ist. In Versen sprechen die Personen über alle gesellschaftlichen Isolierungen und Distanzierungen hinweg von den ersten und letzten Dingen. Sie überwinden die faktische Einsamkeit in der Glut der grossen und schönen Worte, oder sie lassen die Einsamkeit selbst in metaphysischer Schönheit erscheinen. Verbrecher und Heiliger, Fürst und Diener, Weiser und Narr, reich und arm vereinigen sich in einer Diskussion, aus deren freiem Ablauf die Wahrheit herausleuchten soll. Die Einheit, welche die Kunst darstellt, die reine Menschlichkeit ihrer Personen ist unwirklich ; sie ist das Gegenbild dessen, was in der gesellschaftlichen Wirklichkeit geschieht. Die kritisch-revolutionäre Kraft des Ideals, das gerade in seiner Unwirklichkeit die besten Sehnsüchte der Menschen inmitten einer schlechten Realität wachhält, wird in jenen Zeiten wieder deutlich, wo der Verrat der saturierten Schichten an ihren eigenen Idealen ausdrücklich vollzogen wird. Das Ideal war freilich so konzipiert, dass weniger seine vorwärtstreibenden als seine retardierenden, weniger seine kritischen als seine rechtfertigenden Charaktere dominieren. Seine Realisierung soll durch die kulturelle Bildung der Individuen in Angriff genommen werden. Die Kultur meint nicht so sehr eine bessere wie eine edlere Welt : eine Welt, die nicht durch einen Umsturz der materiellen Lebensordnung, sondern durch ein Geschehen in der Seele

---

[1]) Kant, Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht, 3. Satz (Werke, hrsg. v. E. Cassirer, Berlin 1912 ff., Bd. IV, S. 153).

des Individuums herbeigeführt werden soll. Humanität wird zu einem inneren Zustand; Freiheit, Güte, Schönheit werden zu seelischen Qualitäten: Verständnis für alles Menschliche, Wissen um das Grosse aller Zeiten, Würdigung alles Schweren und Erhabenen, Respekt vor der Geschichte, in der das alles geworden ist. Aus solchem Zustand soll ein Handeln fliessen, das nicht gegen die gesetzte Ordnung anrennt. Kultur hat nicht, wer die Wahrheiten der Humanität als Kampfruf versteht, sondern als Haltung. Diese Haltung führt zu einem Sich-benehmen-können: bis in die alltäglichsten Verrichtungen hinein Harmonie und Abgewogenheit zeigen. Die Kultur soll das Gegebene veredelnd durchdringen, — nicht ein Neues an seine Stelle setzen. So erhebt sie das Individuum, ohne es aus seiner tatsächlichen Erniedrigung zu befreien. Sie spricht von der Würde „des" Menschen, ohne sich um einen tatsächlichen würdigeren Zustand der Menschen zu kümmern. Die Schönheit der Kultur ist vor allem eine innere Schönheit und kann auch dem Äusseren nur von innen her zukommen. Ihr Reich ist wesentlich ein Reich der Seele.

Dass es in der Kultur um seelische Werte geht, ist mindestens seit Herder konstitutiv für den affirmativen Kulturbegriff. Die seelischen Werte gehören zur Definition der Kultur gegenüber der blossen Zivilisation. Alfred Weber zieht nur die Konsequenz aus einer schon lange wirksamen Begriffsbildung, wenn er definiert: „Kultur... ist bloss, was seelischer Ausdruck, seelisches Wollen ist, und damit Ausdruck und Wollen eines hinter aller intellektuellen Daseinsbeherrschung dahinterliegenden ‚Wesens', einer ‚Seele', die bei ihrem Ausdrucksstreben und ihrem Wollen gar nicht nach Zweckmässigkeit und Nützlichkeit fragt...". „Daraus folgt der Begriff der Kultur als der jeweiligen Ausdrucks- und Erlösungsform des Seelischen in der materiell und geistig gebotenen Daseinssubstanz."[1]) Die Seele, wie sie solcher Auffassung zugrundeliegt, ist anderes und mehr als die Gesamtheit der psychischen Kräfte und Mechanismen (so, wie sie etwa in der empirischen Psychologie Gegenstand werden): sie soll dieses nicht-körperliche Sein des Menschen als die eigentliche Substanz des Individuums andeuten.

Der Substanzcharakter der Seele ist seit Descartes auf der Einzigartigkeit des Ich als Res cogitans gegründet. Während

---

[1]) Alfred Weber, Prinzipielles zur Kultursoziologie. In: Archiv für Sozialwissenschaft, 47. Bd., 1920/21, S. 29 f. — Vgl. G. Simmel, Der Begriff und die Tragödie der Kultur, wo „der Weg der Seele zu sich selbst" als die der Kultur zugrundeliegende Tatsache beschrieben wird (Philosophische Kultur, Leipzig 1919, S. 222). — O. Spengler bezeichnet die Kultur als „die Verwirklichung des seelisch Möglichen" (Der Untergang des Abendlandes, I. Bd., a. a. O., S. 418).

die ganze ausser-ichliche Welt zur prinzipiell messbaren und in ihrer Bewegung berechenbaren Materie wird, entzieht sich das Ich als einzige Dimension der Wirklichkeit dem materialistischen Rationalismus des aufsteigenden Bürgertums. Indem das Ich als wesensverschiedene Substanz der Körperwelt gegenübertritt, geschieht eine merkwürdige Aufteilung des Ichs in zwei Bereiche. Das Ich als Subjekt des Denkens (mens, Geist) bleibt in selbstgewisser Eigenständigkeit diesseits des Seins der Materie, gleichsam ihr Apriori, während Descartes das Ich als Seele (anima), als Subjekt der „Leidenschaften" (Liebe und Hass, Freude und Trauer, Eifersucht, Scham, Reue, Dankbarkeit usw.) materialistisch zu erklären versucht. Die Leidenschaften der Seele werden auf den Blutkreislauf und dessen Veränderung im Gehirn zurückgeführt. Die Zurückführung gelingt nicht ganz. Es werden zwar alle Muskelbewegungen und Sinnesempfindungen von den Nerven abhängig gedacht, die „wie feine Fäden oder Röhrchen aus dem Gehirn kommen", aber die Nerven selbst sollen „eine sehr feine Luft, einen Hauch enthalten, den man die Lebensgeister nennt."[1]) Trotz dieses immateriellen Restes ist die Tendenz der Interpretation eindeutig : das Ich ist entweder Geist (Denken, cogito me cogitare) oder, sofern es nicht blosses Denken, cogitatio, ist, ist es nicht mehr eigentlich Ich, sondern körperlich : die ihm zugeschriebenen Eigenschaften und Tätigkeiten gehören dann der Res extensa an.[2]) Und doch lassen sie sich nicht ganz in Materie auflösen. Die Seele bleibt ein unbeherrschtes Zwischenreich zwischen der unerschütterlichen Selbstgewissheit des reinen Denkens und der mathematisch-physikalischen Gewissheit des materiellen Seins. Das, was später eigentlich die Seele ausmacht : die Gefühle, Begierden, Triebe und Sehnsüchte des Individuums fallen schon im Ansatz der Vernunftphilosophie aus dem System heraus. Die Stellung der empirischen Psychologie, also der wirklich von der menschlichen Seele handelnden Disziplin, innerhalb der Vernunftphilosophie ist charakteristisch : sie kommt vor, ohne durch die Vernunft selbst gerechtfertigt werden zu können. Kant hat gegen die Behandlung der empirischen Psychologie innerhalb der rationalen Metaphysik (bei Baumgarten) polemisiert : sie muss „aus der Metaphysik gänzlich verbannt sein und ist schon durch die Idee derselben davon gänzlich ausgeschlossen." Aber er fährt fort : „Gleichwohl wird man ihr nach dem Schulgebrauch doch noch

---

1) Descartes, Über die Leidenschaften der Seele, Artikel VII.

2) Vgl. Descartes' Antwort auf die Einwände Gassendis zur zweiten Meditation (Meditationen über die Grundlagen der Philosophie, übers. von A. Buchenau, Leipzig 1915, S. 327 f.).

immer (obzwar nur als Episode) ein Plätzchen darin verstatten müssen, und zwar aus ökonomischen Bewegursachen, weil sie noch nicht so reich ist, dass sie allein ein Studium ausmachen, und doch zu wichtig, als dass man sie ganz ausstossen oder anderwärts anheften sollte... Es ist also bloss ein so lange aufgenommener Fremdling, dem man auf einige Zeit einen Aufenthalt vergönnt, bis er in einer ausführlichen Anthropologie (...) seine eigene Behausung wird beziehen können."[1]) Und in der Metaphysik-Vorlesung von 1792/93 äussert sich Kant noch skeptischer über diesen „Fremdling" : „Ist eine empirische Psychologie als Wissenschaft möglich ? Nein — unsre Kenntnis von der Seele ist gar zu eingeschränkt."[2])

Die Fremdheit der Vernunftphilosophie gegenüber der Seele weist auf einen entscheidenden Sachverhalt hin. In den gesellschaftlichen Arbeitsprozess geht die Seele in der Tat nicht ein. Die konkrete Arbeit ist auf die abstrakte reduziert, die den Tausch der Arbeitsprodukte als Waren ermöglicht. Die Idee der Seele scheint auf die Lebensbezirke hinzudeuten, mit denen die abstrakte Vernunft der bürgerlichen Praxis nicht fertig wird. Die Bearbeitung der Materie wird gleichsam nur von einem Teil der Res cogitans geleistet : von der technischen Vernunft. Beginnend mit der manufakturmässigen Teilung der Arbeit und vollendet in der Maschinenindustrie, treten „die geistigen Potenzen des materiellen Produktionsprozesses" den unmittelbaren Produzenten „als fremdes Eigentum und sie beherrschende Macht"[3]) gegenüber. Sofern das Denken nicht unmittelbar technische Vernunft ist, löst es sich seit Descartes mehr und mehr von der bewussten Verbindung mit der gesellschaftlichen Praxis und lässt die Verdinglichung stehen, die es selbst befördert. Wenn in dieser Praxis die menschlichen Beziehungen als sachliche Verhältnisse, als Gesetze der Dinge selbst erscheinen, so überlässt die Philosophie das Individuum diesem Schein, indem sie sich auf die transzendentale Konstitution der Welt in der reinen Subjektivität zurückzieht. Die Transzendentalphilosophie kommt an die Verdinglichung nicht heran : sie untersucht nur den Prozess der Erkenntnis der je schon verdinglichten Welt.

Durch die Dichotomie von Res cogitans und Res extensa wird die Seele nicht getroffen : sie lässt sich weder als blosse Res cogitans noch als blosse Res extensa verstehen. Kant hat die rationale

---

[1]) Kant, Kritik der reinen Vernunft. Werke, a. a. O., Bd. III, S. 567.
[2]) Die philosophischen Hauptvorlesungen Immanuel Kants, hrsg. v. A. Kowalewski. München u. Leipzig 1924, S. 602.
[3]) Marx, Das Kapital. Ausgabe Meissner, Hamburg. Bd. I, S. 326.

Psychologie zerstört, ohne die empirische Psychologie zu erreichen. Bei Hegel ist jede einzelne Bestimmung der Seele vom Geist her begriffen, in den sie als in ihre Wahrheit übergeht. Die Seele ist für Hegel wesentlich dadurch charakterisiert, dass sie „noch nicht Geist" ist.[1]) Wo innerhalb seiner Lehre vom subjektiven Geist die Psychologie, also die menschliche Seele abgehandelt wird, ist nicht mehr Seele, sondern Geist Leitbegriff. Hegel behandelt die Seele vornehmlich in der „Anthropologie", wo sie noch ganz „an die Naturbestimmungen gebunden" ist.[2]) Hier spricht Hegel von dem allgemeinen planetarischen Leben, von den natürlichen Rassen-Unterschieden, von den Lebensaltern, vom Magischen, vom Somnambulismus, von verschiedenen Formen psychopathischen Selbstgefühls und — nur auf wenigen Seiten — von der „wirklichen Seele", welche ihm nichts anderes ist als der Übergang zum Ich des Bewusstseins, womit die Seelenlehre als Anthropologie bereits verlassen und die Phänomenologie des Geistes erreicht ist. Die Seele verfällt also teils der physiologischen Anthropologie, teils der Philosophie des Geistes : auch im grössten System der bürgerlichen Vernunftphilosophie gibt es für die Eigenständigkeit der Seele keinen Ort. Die eigentlichen Gegenstände der Psychologie : Gefühle, Triebe, Wille kommen zu Worte nur als Daseinsformen des Geistes.

Die affirmative Kultur meint jedoch mit der Seele gerade das, was nicht Geist ist; ja der Seelenbegriff tritt in einen immer schärferen Gegensatz zum Geistbegriff. Was mit Seele gemeint ist, „bleibt dem taghellen Geiste, dem Verstande, der empirischen Tatsachenforschung für immer unzugänglich... Eher liesse sich ein Thema von Beethoven mit dem Seziermesser oder Säure zerlegen als die Seele durch die Mittel des abstrakten Denkens."[3]) Durch die Idee der Seele werden die nicht-leiblichen Vermögen, Tätigkeiten und Eigenschaften des Menschen (nach der traditionellen Einteilung sein Vorstellen, Fühlen und Begehren) zu einer unteilbaren Einheit zusammengefasst, — eine Einheit, welche sich in allem Verhalten des Individuums manifest durchhält und erst seine Individualität konstituiert.

Der für die affirmative Kultur typische Begriff der Seele ist nicht von der Philosophie geprägt worden : die Belege aus Descartes, Kant und Hegel sollten nur auf die Verlegenheit der Philosophie gegenüber der Seele hinweisen.[4]) Ihren ersten posi-

---

[1]) Hegel, Enzyklopaedie der philosophischen Wissenschaften, Bd. II, § 388.

[2]) Ebenda, § 387, Zusatz.

[3]) O. Spengler, a. a. O., S. 406.

[4]) Charakteristisch ist die Einführung des Seelenbegriffs in der Herbartschen Psychologie : die Seele ist „nicht irgendwo und nicht irgendwann", sie hat „garkeine

tiven Ausdruck hat die Idee der Seele in der Literatur der Renaissance gefunden. Hier ist die Seele zunächst ein unerforschter Teil der zu entdeckenden und zu geniessenden Welt, auf den jene Forderungen erstreckt werden, mit deren Verkündung die neue Gesellschaft die rationale Beherrschung der Welt durch den befreiten Menschen begleitet hatte : Freiheit und Selbstwert des Individuums. Der Reichtum der Seele, des „Innenlebens“ ist so das Korrelat neu erschlossener Reichtümer des äusseren Lebens. Das Interesse an den bisher vernachlässigten „individuellen, unvergleichbaren, lebendigen Zuständen“ der Seele gehörte zu dem Programm : „sein Leben voll und ganz auszuleben.“[1]) Die Beschäftigung mit der Seele „wirkt auf die zunehmende Differenzierung der Individualitäten, und sie erhöht das lebensfreudige Bewusstsein der Menschen von einer in dem Menschenwesen gegründeten natürlichen Entfaltung.“[2]) — Von der Vollendung der affirmativen Kultur, also etwa vom 18. und 19. Jahrhundert her gesehen, erscheint solcher seelischer Anspruch wie ein unerfülltes Versprechen. Die Idee der „natürlichen Entfaltung“ ist geblieben ; aber sie meint vor allem die innere Entfaltung. In der äusseren Welt kann sich die Seele nicht frei ausleben. Die Organisation dieser Welt durch den kapitalistischen Arbeitsprozess hat aus der Entfaltung des Individuums die ökonomische Konkurrenz gemacht und die Befriedigung seiner Bedürfnisse dem Warenmarkt anheimgestellt. Mit der Seele protestiert die affirmative Kultur gegen die Verdinglichung, um ihr dann doch zu verfallen. Die Seele wird als der einzige noch nicht in den gesellschaftlichen Arbeitsprozess hineingezogene Lebensbereich gehütet. „Das Wort Seele gibt dem höheren Menschen ein Gefühl seines innern Daseins, abgetrennt von allem Wirklichen und Gewordnen, ein sehr bestimmtes Gefühl von den geheimsten und eigensten Möglichkeiten seines Lebens, seines Schicksals, seiner Geschichte. Es ist in den Sprachen aller Kulturen von früh an ein Zeichen, in dem zusammengefasst wird, was nicht Welt ist.“[3]) Und in dieser — negativen — Qualität wird sie nun der einzige noch nicht befleckte

---

Anlagen und Vermögen, weder etwas zu empfangen noch zu produciren“. „Das einfache Wesen der Seele ist völlig unbekannt, und bleibt es auf immer ; es ist kein Gegenstand der speculativen so wenig, als der empirischen Psychologie“ (Herbart, Lehrbuch zur Psychologie, § 150-153 ; Sämtliche Werke, hrsg. v. Hartenstein, V. Bd., Leipzig 1850, S. 108 f.).

[1]) W. Dilthey über Petrarca. In : Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation. Gesammelte Schriften, Bd. II, Leipzig 1914, S. 20. — Vgl. Diltheys Analyse des Übergangs von der metaphysischen zur „beschreibenden und zergliedernden“ Psychologie bei L. Vives, ebd., S. 423 ff.

[2]) a. a. O., S. 18.

[3]) O. Spengler, a. a. O., S. 407.

Garant der bürgerlichen Ideale. Die Seele verklärt die Resignation. Dass es zuletzt, über allen natürlichen und sozialen Unterschieden, um den Menschen geht, um den einzelnen, unersetzbaren Menschen, dass zwischen den Menschen Wahrheit, Güte und Gerechtigkeit sein sollen, dass alle menschlichen Gebrechen durch reine Menschlichkeit gesühnt werden : solches Ideal lässt sich in einer durch das ökonomische Wertgesetz bestimmten Gesellschaft nur durch die Seele und als seelisches Geschehen darstellen. Nur von der reinen Seele kann die Rettung ausgehen. Alles andere ist inhuman, diskreditiert. Die Seele allein hat offenbar keinen Tauschwert. Der Wert der Seele geht nicht so in ihren Körper ein, dass er in ihm zum Gegenstand gerinnt und zur Ware werden kann. Es gibt eine schöne Seele in einem hässlichen Leib, eine gesunde in einem kranken, eine edle in einem gemeinen — und umgekehrt. — Ein Kern von Wahrheit liegt in dem Satz, dass, was mit dem Leibe geschieht, die Seele nicht angreifen kann. Aber diese Wahrheit hat in der bestehenden Ordnung eine furchtbare Gestalt angenommen. Die Freiheit der Seele wurde dazu benutzt, um Elend, Martyrium und Knechtschaft des Leibes zu entschuldigen. Sie diente der ideologischen Auslieferung des Daseins an die Ökonomie des Kapitalismus. Aber recht verstanden weist die Seelenfreiheit nicht auf die Teilnahme des Menschen an einem ewigen Jenseits hin, wo schliesslich alles gut wird, wenn das Individuum nichts mehr davon hat. Sie nimmt vielmehr jene höhere Wahrheit vorweg, dass im Diesseits eine Gestalt des gesellschaftlichen Daseins möglich ist, in welcher nicht schon die Ökonomie über das ganze Leben der Individuen entscheidet. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein : solche Wahrheit ist keineswegs schon durch die falsche Auslegung erledigt, dass seelische Nahrung ein ausreichender Ersatz für zu wenig Brot sei.

Wie die Seele sich dem Wertgesetz zu entziehen scheint, so auch der Verdinglichung. Sie lässt sich beinahe dadurch definieren, dass durch sie alle verdinglichten Beziehungen in menschliche aufgelöst und aufgehoben werden. Die Seele stiftet eine allumspannende innere Gemeinschaft der Menschen über die Jahrhunderte hinweg. „Der erste Gedanke in der ersten menschlichen Seele hängt mit dem letzten in der letzten menschlichen Seele zusammen.“[1]) Seelische Bildung und seelische Grösse einigt die Ungleichheit und Unfreiheit der alltäglichen Konkurrenz im Reich der Kultur, darin die Individuen als freie und gleiche Wesen eingehen.

---

[1]) Herder, Abhandlung über den Ursprung der Sprache, 2. Teil, 4. Naturgesetz (Werke, a. a. O., Bd. V, S. 135).

Wer auf die Seele sieht, sieht durch die ökonomischen Verhältnisse hindurch die Menschen selbst. Wo die Seele spricht, da wird die zufällige Stellung und Wertung der Menschen im Gesellschaftsprozess transzendiert. Liebe durchbricht die Schranken zwischen reich und arm, hoch und niedrig. Freundschaft hält selbst den Verstossenen und Verachteten die Treue, und die Wahrheit erhebt noch vor dem Thron des Tyrannen ihre Stimme. Die Seele entfaltet sich, trotz aller sozialen Hemmnisse und Verkümmerungen, im Innern des Individuums : der kleinste Lebensraum ist gross genug, um sich zum unendlichen Seelenraum erweitern zu können. — So hat die affirmative Kultur in ihrem klassischen Zeitalter immer wieder die Seele gedichtet.

Die Seele des Individuums ist zunächst abgehoben gegen seinen Leib. Wenn sie als der entscheidende Bereich des Lebens in Anspruch genommen wird, so kann dies zweierlei meinen : einmal eine Freigabe der Sinnlichkeit (als des irrelevanten Lebensbereiches) oder aber eine Unterwerfung der Sinnlichkeit unter die Herrschaft der Seele. Die affirmative Kultur hat eindeutig die zweite Richtung eingeschlagen. Freigabe der Sinnlichkeit wäre Freigabe des Genusses. Sie setzt das Fehlen des schlechten Gewissens voraus und eine reale Möglichkeit der Befriedigung. In der bürgerlichen Gesellschaft wirkt ihr in steigendem Masse die Notwendigkeit einer Disziplinierung unbefriedigter Massen entgegen. Es wird eine der entscheidenden Aufgaben der kulturellen Erziehung, den Genuss zu verinnerlichen durch Beseelung. Indem die Sinnlichkeit in das seelische Geschehen hineingenommen wird, soll sie gezügelt und verklärt werden. Aus der Verkoppelung von Sinnlichkeit und Seele erwächst die bürgerliche Idee von Liebe.

Die Beseelung der Sinnlichkeit verschmilzt die Materie mit dem Himmel, den Tod mit der Ewigkeit. Je schwächer der Glaube an das himmlische Jenseits wird, umso stärker die Verehrung des seelischen Jenseits. In die Idee der Liebe wurde die Sehnsucht nach der Ständigkeit irdischen Glücks, nach dem Segen der Unbedingtheit, nach der Überwindung des Endes aufgenommen. Die Liebenden der bürgerlichen Dichtung lieben gegen die alltägliche Unbeständigkeit, gegen die Realitätsgerechtigkeit, gegen die Knechtung des Individuums, gegen den Tod. Er kommt nicht von aussen : er kommt aus der Liebe selbst. Die Befreiung des Individuums vollzog sich in einer Gesellschaft, welche sich nicht auf der Solidarität, sondern auf dem Interessengegensatz der Individuen aufbaute. Das Individuum gilt als eigenständige selbstgenügsame Monade. Seine Beziehung zur (menschlichen und ausser-menschlichen) Welt ist entweder eine abstrakt unmittelbare : das Individuum konstituiert in sich selbst je schon die

Welt (als erkennendes, fühlendes, wollendes Ich), — oder eine abstrakt vermittelte : sie wird durch die blinden Gesetze der Warenproduktion und des Marktes bestimmt. In beiden Fällen wird die monadische Isolierung des Individuums nicht aufgehoben. Ihre Überwindung würde die Herstellung einer wirklichen Solidarität bedeuten ; sie setzt die Aufhebung der individualistischen Gesellschaft in einer höheren Form des gesellschaftlichen Daseins voraus.

Die Idee der Liebe fordert aber die individuelle Überwindung der monadischen Isolierung. Sie will die erfüllende Hingabe der Individualität in der unbedingten Solidarität von Person zu Person. Diese vollendete Hingabe erscheint einer Gesellschaft, in der das Gegeneinander der Interessen das principium individuationis ist, rein nur im Tode. Denn nur der Tod beseitigt alle jene äusserlichen, eine dauernde Solidarität zerstörenden Bedingtheiten, im Kampf mit denen die Individuen sich aufreiben. Er erscheint nicht als das Aufhören des Daseins im Nichts, vielmehr als die einzig mögliche Vollendung der Liebe und so gerade als ihr tiefster Sinn.

Während die Liebe in der Kunst zur Tragödie erhöht wird, droht sie im bürgerlichen Alltag zur blossen Pflicht und Gewohnheit zu werden. Die Liebe enthält das individualistische Prinzip der neuen Gesellschaft in sich : sie verlangt Ausschliesslichkeit. Solche Ausschliesslichkeit erscheint in der Forderung unbedingter Treue, die von der Seele her auch die Sinnlichkeit verpflichten soll. Aber die Beseelung der Sinnlichkeit mutet dieser etwas zu, was sie nicht leisten kann : sie soll dem Wechsel und der Veränderung entzogen und in die Einheit und Unteilbarkeit der Person hineingenommen werden. An diesem einen Punkt soll eine prästabilierte Harmonie zwischen Innerlichkeit und Äusserlichkeit, Möglichkeit und Wirklichkeit bestehen, welche gerade durch das anarchische Prinzip der Gesellschaft überall zerstört ist. Dieser Widerspruch macht die ausschliessende Treue unwahr und verkümmert die Sinnlichkeit, welche in der verstohlenen Gemeinheit des Spiessbürgers einen Ausweg findet.

Die rein privaten Beziehungen wie Liebe und Freundschaft sind die einzigen Verhältnisse, in denen sich die Herrschaft der Seele unmittelbar in der Wirklichkeit bewähren soll. Sonst hat die Seele vor allem die Funktion, zu den Idealen zu erheben, ohne deren Verwirklichung zu urgieren. Die Seele hat eine beruhigende Wirkung. Weil sie von der Verdinglichung ausgenommen wird, leidet sie auch am wenigsten an ihr und setzt ihr den schwächsten Widerstand entgegen. Da Sinn und Wert der Seele nicht in der geschichtlichen Realität aufgehen, kann sie sich schadlos halten auch in einer schlechten Realität. Seelische Freu-

den sind billiger als leibliche : sie sind gefahrloser und werden gerne gewährt. — Es ist ein wesentlicher Unterschied der Seele vom Geiste, nicht auf die kritische Erkenntnis der Wahrheit ausgerichtet zu sein. Wo der Geist schon verurteilen muss, kann die Seele noch verstehen. Das begreifende Erkennen sucht das eine vom andern zu sondern und hebt den Gegensatz nur auf Grund der „kalt fortschreitenden Notwendigkeit der Sache" auf ; der Seele versöhnen sich alle „äusseren" Gegensätze schnell in irgendeiner „inneren" Einheit. Wenn es eine abendländische, germanische, faustische Seele gibt, dann gehört zu ihnen auch eine abendländische, germanische, faustische Kultur, und dann sind die feudalistische, kapitalistische, sozialistische Gesellschaft nur Manifestationen solcher Seelen, und ihre harten Gegensätze lösen sich in der schönen und tiefen Einheit der Kultur auf. Die versöhnende Natur der Seele zeigt sich deutlich dort, wo die Psychologie zum Organon der Geisteswissenschaften gemacht wird, ohne in einer hinter die Kultur zurückgreifenden Theorie der Gesellschaft fundiert zu sein. Die Seele hat eine starke Affinität zum Historismus. Schon bei Herder soll die vom Rationalismus befreite Seele sich überall „einfühlen" können : „ganze Natur der Seele, die durch Alles herrscht, die alle übrigen Neigungen und Seelenkräfte nach sich modelt, noch auch die gleichgültigsten Handlungen färbt — um diese mitzufühlen, antworte nicht aus dem Worte, sondern gehe in das Zeitalter, in die Himmelsgegend, die ganze Geschichte, fühle dich in alles hinein..."[1]). In ihrer Eigenschaft universaler Einfühlung entwertet die Seele die Unterscheidung des Richtigen und Falschen, Guten und Schlechten, Vernünftigen und Unvernünftigen, welche durch die Analyse der gesellschaftlichen Wirklichkeit im Hinblick auf die erreichbaren Möglichkeiten der materiellen Daseinsgestaltung gegeben werden kann. Jede geschichtliche Epoche manifestiert dann, nach Rankes Wort, eine andere Tendenz desselben menschlichen Geistes ; jede hat ihren Sinn in sich, „und ihr Wert beruht gar nicht auf dem, was aus ihr hervorgeht, sondern in ihrer Existenz selbst, in ihrem eigenen Selbst."[2]) — Seele sagt noch nichts für die Richtigkeit der Sache, die sie vertritt. Sie kann eine schlechte Sache gross machen (der Fall Dostojewskis).[3])

---

[1]) Herder, Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit. Werke, a. a. O., Bd. V, S. 503.

[2]) Ranke, Über die Epochen der neueren Geschichte, 1. Vortrag (Das politische Gespräch und andere Schriften zur Wissenschaftslehre, hrsg. v. Erich Rothacker, Halle 1925, S. 61 f.).

[3]) Über den quietistischen Charakter seelischer Forderungen bei Dostojewski vgl. L. Löwenthal, Die Auffassung Dostojewskis im Vorkriegsdeutschland, Jahrgang III (1934), dieser Zeitschrift, S. 363.

Die tiefen und feinen Seelen mögen in dem Kampf um eine bessere Zukunft der Menschen abseits oder auf der falschen Seite stehen. Vor der harten Wahrheit der Theorie, welche die Notwendigkeit der Veränderung einer elenden Daseinsform aufzeigt, erschrickt die Seele : wie kann eine äussere Umgestaltung über die eigentliche, die innere Substanz des Menschen entscheiden! Seele lässt weich und gefügig werden und den Tatsachen gehorchen, auf die es ja zuletzt doch nicht ankomme. So konnte die Seele als ein nützlicher Faktor in die Technik der Massenbeherrschung eingehen, als, in der Epoche der autoritären Staaten, alle verfügbaren Kräfte gegen eine wirkliche Veränderung des gesellschaftlichen Daseins mobilgemacht werden mussten. Mit Hilfe der Seele hat das späte Bürgertum seine einstigen Ideale begraben. Dass es auf die Seele ankomme, eignet sich gut zum Stichwort, wenn es nur noch auf die Macht ankommt.

Aber es kommt wirklich auf die Seele an : auf das unausgesprochene, unerfüllte Leben des Individuums. In die Kultur der Seele sind — in falscher Form — diejenigen Kräfte und Bedürfnisse eingegangen, welche im alltäglichen Dasein keine Stätte finden konnten. Das kulturelle Ideal hat die Sehnsucht nach einem glücklicheren Leben aufgenommen : nach Menschlichkeit, Güte, Freude, Wahrheit, Solidarität. Doch sie alle sind mit dem affirmativen Vorzeichen versehen : einer höheren, reineren, nicht-alltäglichen Welt anzugehören. Sie werden entweder zur Pflicht der einzelnen Seele verinnerlicht (so soll die Seele erfüllen, was im äusseren Dasein des Ganzen ständig verraten wird) oder als Gegenstände der Kunst dargestellt (so wird ihre Realität einem Reich zugewiesen, das wesentlich nicht das des tatsächlichen Lebens ist). — Wenn das kulturelle Ideal hier vor allem an der Kunst exemplifiziert wird, so hat das seinen Grund : Nur in der Kunst hat die bürgerliche Gesellschaft die Verwirklichung ihrer eigenen Ideale geduldet und sie als allgemeine Forderung ernst genommen. Was in der Tatsächlichkeit als Utopie, Phantasterei, Umsturz gilt, ist dort gestattet. In der Kunst hat die affirmative Kultur die vergessenen Wahrheiten gezeigt, über die im Alltag die Realitätsgerechtigkeit triumphiert. Das Medium der Schönheit entgiftet die Wahrheit und rückt sie ab von der Gegenwart. Was in der Kunst geschieht, verpflichtet zu nichts. Sofern solche schöne Welt nicht überhaupt als längst vergangene dargestellt wird (das klassische Kunstwerk siegender Humanität, Goethes Iphigenie, ist ein „historisches“ Drama), wird sie, eben durch den Zauber der Schönheit, entaktualisiert.

Im Medium der Schönheit durften die Menschen am Glück teilhaben. Aber auch nur im Ideal der Kunst wurde die Schönheit

mit gutem Gewissen bejaht, denn an sich hat sie eine gefährliche, die gegebene Gestalt des Daseins bedrohende Gewalt. Die unmittelbare Sinnlichkeit der Schönheit verweist unmittelbar auf sinnliches Glück. Nach Hume gehört es zum entscheidenden Charakter der Schönheit, Lust zu erregen : Lust ist nicht nur eine Begleiterscheinung der Schönheit, sondern konstituiert ihr Wesen selbst.[1]) Und für Nietzsche erweckt die Schönheit „die aphrodisische Seligkeit“ wieder : er polemisiert gegen Kants Definition des Schönen als interesselosen Wohlgefallens und hält ihr Stendhals Satz entgegen, dass die Schönheit „une promesse de bonheur“ sei.[2]) Darin liegt ihre Gefahr in einer Gesellschaft, die das Glück rationieren und regulieren muss. Schönheit ist eigentlich schamlos[3]) : sie stellt zur Schau, was nicht offen verheissen werden darf und was den meisten versagt ist. Von ihrer Verbindung mit dem Ideal getrennt : im Bereich der blossen Sinnlichkeit, verfällt die Schönheit daher der allgemeinen Entwertung dieser Sphäre. Von allen seelischen und geistigen Ansprüchen gelöst, darf die Schönheit nur in sehr genau begrenzten Bereichen mit gutem Gewissen genossen werden : in dem Bewusstsein, dass man sich dabei auf kurze Zeit entspannt und verliert. — Die bürgerliche Gesellschaft hat die Individuen befreit, aber als Personen, die sich selbst in Zucht halten sollen. Die Freiheit hing von Anfang an davon ab, dass der Genuss verpönt blieb. Den Menschen zum Mittel der Lust zu machen, kennt die in Klassen zerspaltene Gesellschaft ohnehin nur als Knechtschaft und Ausbeutung. Indem die beherrschten Schichten in der neuen Ordnung nicht mehr unmittelbar mit ihren Personen zu Diensten standen, sondern mittelbar durch Produktion von Mehrwert für den Markt verwendet wurden, galt es als unmenschlich, den Körper der Beherrschten als Lustquelle auszunutzen und so die Menschen direkt als Mittel zu gebrauchen (Kant) ; die Einspannung ihrer Körper und Intelligenz für den Profit dagegen als natürliche Betätigung der Freiheit. Entsprechend wurde für den Armen die Verdingung in der Fabrik zur moralischen Pflicht, die Verdingung des Leibes als Mittel der Lust aber zur Verworfenheit, zur „Prostitution“. — Das Elend ist auch in dieser Gesellschaft die Bedingung von Gewinn und Macht. Die Abhän-

---

[1]) D. Hume, A Treatise of Human Nature, Book II, Part I, Section VIII (Edition L. A. Selby-Rigge, Oxford 1928, S. 301).

[2]) Nietzsche, Werke, Grossoktavausgabe 1917, Bd. XVI, S. 233 und Bd. VII, S. 408.

[3]) Goethe, Faust II, Phorkias : „Alt ist das Wort, doch bleibet hoch und wahr der Sinn, Dass Scham und Schönheit nie zusammen Hand in Hand Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad“ (Werke, Cottasche Jubiläumsausgabe, Bd. XIII, S. 159).

gigkeit vollzieht sich jedoch im Medium der abstrakten Freiheit. Der Verkauf der Arbeitskraft soll auf Grund eigener Entscheidung des Armen geschehen. Die Arbeit leistet er im Dienst seines Brotherrn; seine Person an sich, von ihren gesellschaftlich wertvollen Funktionen getrennt, dieses Abstraktum darf er für sich behalten und als Heiligtum ausbauen. Er soll es rein bewahren. Das Verbot, den Körper anstatt bloss als Arbeitsinstrument auch als Lustinstrument auf den Markt zu bringen, ist eine soziale und psychische Hauptwurzel der bürgerlich-patriarchalischen Ideologie. An diesem Punkt werden der Verdinglichung Grenzen gesetzt, deren Einhaltung für das System lebenswichtig ist. Soweit trotzdem auch der Körper als Erscheinung oder als Träger der Geschlechtsfunktion gewissermassen zur Ware wird, geschieht dies unter allgemeiner Verachtung. Das Tabu ist verletzt. Das gilt nicht nur für die Prostitution, sondern für alle Erzeugung von Lust, sofern sie nicht aus „sozialhygienischen" Gründen mit zur Reproduktion gehört. Die in halb-mittelalterlichen Formen zurückgehaltenen, an den untersten Rand gedrängten, weitgehend demoralisierten Schichten bilden jedoch unter solchen Umständen eine vordeutende Erinnerung. Wo der Körper ganz zur Sache, zum schönen Ding geworden ist, kann er ein neues Glück ahnen lassen. Im äussersten Erleiden der Verdinglichung triumphiert der Mensch über die Verdinglichung. Die Artistik des schönen Körpers, wie sie sich heute einzig noch in Zirkus, Varieté und Revue zeigen darf, diese spielerische Leichtigkeit und Gelöstheit kündet die Freude an der Befreiung vom Ideal an, zu welcher der Mensch gelangen kann, wenn die in Wahrheit zum Subjekt gewordene Menschheit einmal die Materie beherrscht. Wenn die Verbindung mit dem affirmativen Ideal aufgehoben ist, wenn im Zusammenhang einer wissenden Existenz, ohne jede Rationalisierung und ohne das geringste puritanische Schuldgefühl wirklich genossen wird, wenn die Sinnlichkeit von der Seele also ganz freigegeben ist, dann entsteht der erste Glanz einer anderen Kultur.

Aber in der affirmativen Kultur gehören die „seelenlosen" Bezirke eben nicht mehr zur Kultur. Sie werden — wie jedes andere Gut der Zivilisationssphäre — offen dem ökonomischen Wertgesetz überlassen. Nur die beseelte Schönheit und ihr beseelter Genuss wurde in die Kultur hineingelassen. Weil die Tiere unfähig sind, Schönheit zu erkennen und zu geniessen, so folgt daraus für Shaftesbury, dass auch der Mensch nicht mittels der Sinne oder „des tierischen Teils seines Wesens Schönheit erfassen oder geniessen kann, sondern dass sein Geniessen des Schönen und Guten sich durchweg auf edlere Art vollzieht, mit Hilfe des Edelsten, was es gibt, seines Geistes und seiner Vernunft... Wenn

man die Lust nicht in die Seele, sondern sonst wohin verlegt", dann wird „der Genuss selbst nichts Schönes und seine Erscheinung ohne Reiz und Anmut sein."[1]) Nur im Medium der idealen Schönheit, in der Kunst, durfte das Glück als kultureller Wert mit dem Ganzen des gesellschaftlichen Lebens reproduziert werden. Nicht in den beiden anderen Kulturgebieten, die sich sonst mit der Kunst in die Darstellung der idealen Wahrheit teilen : Philosophie und Religion. Die Philosophie wurde in ihrer idealistischen Richtung immer misstrauischer gegen das Glück ; und die Religion gewährte ihm erst im Jenseits einen Raum. Die ideale Schönheit war die Gestalt, in der die Sehnsucht sich aussprechen und das Glück genossen werden konnte ; so wurde die Kunst zu einem Vorboten möglicher Wahrheit. Die klassische deutsche Ästhetik hat das Verhältnis zwischen Schönheit und Wahrheit in der Idee einer ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts aufgefasst. Schiller sagt, dass das „politische Problem" einer besseren Organisation der Gesellschaft „durch das ästhetische den Weg nehmen muss, weil es die Schönheit ist, durch welche man zu der Freiheit wandert."[2]) Und in seinem Gedicht „Die Künstler" spricht er das Verhältnis zwischen der bestehenden und der kommenden Kultur in den Versen aus : „Was wir als Schönheit hier empfunden, Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn." Nach dem Mass an gesellschaftlich zugelassener Wahrheit und an Gestalt gewordenem Glück ist die Kunst innerhalb der affirmativen Kultur das höchste und für die Kultur repräsentativste Gebiet. „Kultur : Herrschaft der Kunst über das Leben", so hat Nietzsche einmal definiert.[3]) Was qualifiziert die Kunst zu dieser einzigartigen Rolle ?

Die Schönheit der Kunst ist — anders als die Wahrheit der Theorie — verträglich mit der schlechten Gegenwart : in ihr kann sie Glück gewähren. Die wahre Theorie erkennt das Elend und die Glücklosigkeit des Bestehenden. Auch wo sie den Weg zur Veränderung zeigt, spendet sie keinen mit der Gegenwart versöhnenden Trost. In einer glücklosen Welt muss aber das Glück immer ein Trost sein : der Trost des schönen Augenblicks in der nicht enden-wollenden Kette von Unglück. Der Genuss des Glücks ist in den Augenblick einer Episode zusammengedrängt. Der Augenblick aber trägt die Bitterkeit seines Verschwindens in sich. Und bei der Isoliertheit der einsamen Individuen ist niemand da, bei dem das eigene Glück nach dem Verschwinden

---

[1]) Shaftesbury, Die Moralisten, 3. Teil, 2. Abschnitt (Deutsch von Karl Wolff, Jena 1910, S. 151 f.).

[2]) Über die ästhetische Erziehung des Menschen, Ende des Zweiten Briefes.

[3]) Nietzsche, Werke, a. a. O., Bd. X, S. 245.

des Augenblicks aufbewahrt wäre, niemand, der nicht derselben Isolierung verfiele. Die Vergänglichkeit, die nicht eine Solidarität der Überlebenden zurücklässt, bedarf der Verewigung, um überhaupt ertragbar zu sein, denn sie wiederholt sich in jedem Augenblick des Daseins und nimmt den Tod gleichsam in jedem Augenblick vorweg. Weil jeder Augenblick den Tod in sich trägt, muss der schöne Augenblick als solcher verewigt werden, um überhaupt so etwas wie Glück möglich zu machen. Die affirmative Kultur verewigt in dem von ihr gebotenen Glück den schönen Augenblick; sie verewigt das Vergängliche.

Eine der entscheidenden gesellschaftlichen Aufgaben der affirmativen Kultur gründet in diesem Widerspruch zwischen der glücklosen Vergänglichkeit eines schlechten Daseins und der Notwendigkeit des Glücks, das solches Dasein erträglich macht. Innerhalb jenes Daseins selbst kann die Auflösung nur eine scheinbare sein. Gerade auf dem Schein-Charakter der Kunst-Schönheit beruht die Möglichkeit der Lösung. — Einerseits darf Genuss des Glücks nur in beseelter, idealisierter Gestalt freigegeben werden. Andererseits hebt die Idealisierung den Sinn des Glücks auf: das Ideal kann nicht genossen werden; alle Lust ist ihm fremd, sie würde die Strenge und Reinheit zerstören, die ihm in der ideal-losen Wirklichkeit dieser Gesellschaft zukommen müssen, wenn anders es seine verinnerlichende, disziplinierende Funktion soll erfüllen können. Das Ideal, dem die entsagende, sich selbst unter den kategorischen Imperativ der Pflicht stellende Person nacheifert (dieses kantische Ideal ist nur die Zusammenfassung aller affirmativer Tendenzen der Kultur), ist unempfindlich gegen das Glück; es kann weder Glück noch Trost erwecken, da es nie gegenwärtige Befriedigung gibt. Soll das Individuum wirklich dem Ideal so verfallen können, dass es seine faktischen Sehnsüchte und Bedürfnisse in ihm wiederzufinden glaubt, und zwar als erfüllte, befriedigte wiederzufinden glaubt, — dann muss das Ideal den Schein gegenwärtiger Befriedigung haben. Es ist diese Schein-Wirklichkeit, die weder die Philosophie noch die Religion zu erreichen vermag: nur die Kunst erreicht sie, — eben im Medium der Schönheit. Goethe hat die trügende und tröstende Rolle der Schönheit verraten: „Der menschliche Geist befindet sich in einer herrlichen Lage, wenn er verehrt, wenn er anbetet, wenn er einen Gegenstand erhebt und von ihm erhoben wird; allein er mag in diesem Zustand nicht lange verharren; der Gattungsbegriff liess ihn kalt, das Ideale erhob ihn über sich selbst; nun aber möchte er in sich selbst wieder zurückkehren; er möchte jene frühere Neigung, die er zum Individuo gehegt, wieder geniessen, ohne in jene Beschränktheit zurückzukehren, und will auch das Bedeu-

tende, das Geisterhebende nicht fahren lassen. Was würde aus ihm in diesem Zustande werden, wenn die Schönheit nicht einträte und das Rätsel glücklich löste ! Sie gibt dem Wissenschaftlichen erst Leben und Wärme, und indem sie das Bedeutende, Hohe mildert und himmlischen Reiz darüber ausgiesst, bringt sie es uns wieder näher. Ein schönes Kunstwerk hat den ganzen Kreis durchlaufen, es ist nun wieder eine Art Individuum, das wir mit Neigung umfassen, das wir uns zueignen können."[1])

Nicht dass die Kunst die ideale Wirklichkeit darstellt, sondern dass sie sie als schöne Wirklichkeit darstellt, ist in diesem Zusammenhang entscheidend. Die Schönheit gibt dem Ideal den Charakter des Liebenswerten, Beseligenden, Befriedigenden — des Glücks. Sie erst macht den Schein der Kunst vollkommen, indem erst durch sie die Scheinwelt den Anschein der Vertrautheit, Gegenwärtigkeit — also Wirklichkeit erweckt. Der Schein bringt tatsächlich etwas zum Erscheinen : in der Schönheit des Kunstwerks kommt die Sehnsucht einen Augenblick zur Erfüllung : der Aufnehmende empfindet Glück. Und einmal im Werk Gestalt geworden, kann der schöne Augenblick ständig wiederholt werden ; er ist im Kunstwerk verewigt. Der Aufnehmende kann solches Glück im Kunstgenuss immer wieder reproduzieren.

Die affirmative Kultur war die geschichtliche Form, in der die über die materielle Reproduktion des Daseins hinausgehenden Bedürfnisse der Menschen aufbewahrt blieben, und insofern gilt von ihr wie von der Form der gesellschaftlichen Wirklichkeit, der sie zugehört : das Recht ist auch auf ihrer Seite. Sie hat zwar die „äusseren Verhältnisse" von der Verantwortung um die „Bestimmung des Menschen" entlastet, — so stabilisiert sie deren Ungerechtigkeit, aber sie hält ihnen auch das Bild einer besseren Ordnung vor, die der gegenwärtigen aufgegeben ist. Das Bild ist verzerrt, und die Verzerrung hat alle kulturellen Werte des Bürgertums gefälscht. Trotzdem ist es ein Bild des Glücks : Es ist ein Stück irdischer Seligkeit in den Werken der grossen bürgerlichen Kunst, auch wenn sie den Himmel malen. Das Individuum geniesst die Schönheit, Güte, den Glanz und den Frieden, die sieghafte Freude ; ja es geniesst den Schmerz und das Leid, das Grausame und das Verbrechen. Es erlebt eine Befreiung. Und es versteht und findet Verständnis, Antwort auf seine Triebe und Forderungen. Eine private Durchbrechung der Verdinglichung findet statt. In der Kunst braucht man nicht realitätsgerecht zu sein : hier kommt es auf den Menschen an, nicht auf

[1]) Goethe, Der Sammler und die Seinigen (gegen Ende des Sechsten Briefes).

seinen Beruf, seine Stellung. Das Leid ist Leid und die Freude Freude. Die Welt erscheint wieder als das, was sie hinter der Warenform ist : eine Landschaft ist wirklich eine Landschaft, ein Mensch wirklich ein Mensch und ein Ding wirklich ein Ding. Das gibt es, und daran hat man trotz alledem noch Teil !

In jener Gestalt des Daseins, dem die affirmative Kultur zugehört, ist „das Glück am Dasein... nur möglich als Glück am Schein."[1]) Aber der Schein hat eine reale Wirkung : es findet eine Befriedigung statt. Ihr Sinn jedoch wird entscheidend verändert : sie tritt in den Dienst des Bestehenden. Die rebellische Idee wird zum Hebel der Rechtfertigung. Dass es eine höhere Welt, ein höheres Gut als das materielle Dasein gibt, verdeckt die Wahrheit, dass ein besseres materielles Dasein geschaffen werden kann, in dem solches Glück wirklich geworden ist. In der affirmativen Kultur wird sogar das Glück zu einem Mittel der Einordnung und Bescheidung. Wie die Kunst das Schöne als gegenwärtig zeigt, bringt sie die revoltierende Sehnsucht zur Ruhe. Zusammen mit den anderen Kulturgebieten hat sie zu der grossen erzieherischen Leistung dieser Kultur beigetragen : das befreite Individuum, für das die neue Freiheit eine neue Form der Knechtschaft gebracht hatte, so zu disziplinieren, dass es die Unfreiheit des gesellschaftlichen Daseins ertrage. Der offenbare Gegensatz zwischen den gerade mit Hilfe des modernen Denkens erschlossenen Möglichkeiten eines reichen Lebens und der armen faktischen Gestalt des Lebens drängte dieses Denken immer wieder dazu, seine eigenen Ansprüche zu verinnerlichen, seine eigenen Konsequenzen abzubiegen. Es gehörte eine jahrhundertlange Erziehung dazu, um jenen grossen und alltäglich reproduzierten Schock erträglich zu machen : auf der einen Seite die dauernde Predigt von der unabdingbaren Freiheit, Grösse und Würde der Person, von der Herrlichkeit und Autonomie der Vernunft, von der Güte der Humanität und der unterschiedslosen Menschenliebe und Gerechtigkeit, — und auf der anderen Seite die allgemeine Erniedrigung des grössten Teils der Menschheit, die Vernunftlosigkeit des gesellschaftlichen Lebensprozesses, der Sieg des Arbeitsmarktes über die Humanität, des Profits über die Menschenliebe. „Auf dem Boden des verarmten Lebens... ist die ganze Falschmünzerei der Transzendenz und des Jenseits aufgewachsen"[2]), aber die Einstreuung des kulturellen Glücks in das Unglück, die Beseelung der Sinnlichkeit mildert die Armseligkeit und Krankhaftigkeit solchen Lebens zu einer „gesunden" Arbeitsfähigkeit. Es ist das eigentliche Wunder der

---

[1]) Nietzsche, Werke, a. a. O., Bd. XIV, S. 366.
[2]) Nietzsche, Werke, a. a. O., Bd. VIII, S. 41.

affirmativen Kultur. Die Menschen können sich glücklich fühlen, auch wenn sie es gar nicht sind. Die Wirkung des Scheins macht selbst die Behauptung eigenen Glücklichseins unrichtig. Das Individuum, auf sich selbst zurückgeworfen, lernt seine Isolierung ertragen und in gewisser Weise lieben. Die faktische Einsamkeit wird zur metaphysischen Einsamkeit gesteigert und erhält als solche die ganze Weihe und Seligkeit der inneren Fülle bei äusserer Armut. Die affirmative Kultur reproduziert und verklärt in ihrer Idee der Persönlichkeit die gesellschaftliche Isolierung und Verarmung der Individuen.

Die Persönlichkeit ist der Träger des kulturellen Ideals. Sie soll die Glückseligkeit darstellen, wie sie diese Kultur als höchstes Gut proklamiert : die private Harmonie inmitten der allgemeinen Anarchie, freudige Aktivität inmitten saurer Arbeit. Sie hat alles Gute in sich aufgenommen und alles Schlechte abgestossen oder veredelt. — Es kommt nicht darauf an, dass der Mensch sein Leben lebt ; es kommt darauf an, dass er es so gut wie möglich lebt. Das ist einer der Leitsätze der affirmativen Kultur. Mit „gut" ist dabei wesentlich die Kultur selbst gemeint : Anteilnahme an den seelischen und geistigen Werten, Durchformung des individuellen Daseins mit der Menschlichkeit der Seele und mit der Weite des Geistes. Das Glück des unrationalisierten Genusses ist aus dem Ideal der Glückseligkeit herausgefallen. Solche Glückseligkeit darf die Gesetze der bestehenden Ordnung nicht verletzen und braucht sie auch nicht zu verletzen : sie ist in ihrer Immanenz zu realisieren. Die Persönlichkeit, wie sie mit der Vollendung der affirmativen Kultur „höchstes Glück" der Menschen sein soll, hat die Grundlagen des Bestehenden zu respektieren ; Achtung vor den gegebenen Herrschaftsverhältnissen gehört zu ihren Tugenden. Sie darf nur über die Stränge schlagen, solange sie sich dessen bewusst bleibt, und sofern sie den Ausbruch wieder in ihre Haltung zurücknimmt.

Das war nicht immer so. Ehemals, in den Anfängen der neueren Epoche, zeigte die Persönlichkeit ein anderes Gesicht. Sie gehörte zunächst — wie die Seele, deren vollendete menschliche Verkörperung sie sein sollte, — zur Ideologie der bürgerlichen Befreiung des Individuums. Die Person war die Quelle aller Kräfte und Eigenschaften, welche das Individuum dazu befähigten, Herr seines Schicksals zu werden, seine Umwelt nach seinen Bedürfnissen zu gestalten. Jacob Burckhardt hat diese Idee der Persönlichkeit am „uomo universale" der Renaissance dargestellt.[1]) Wenn das

[1]) Die Kultur der Renaissance in Italien. 11. Aufl., besorgt von L. Geiger, Leipzig 1913 ; besonders Bd. I, S. 150 ff.

Individuum als Persönlichkeit angesprochen wurde, so sollte damit betont werden, dass es alles, was es aus sich gemacht hatte, nur sich selbst verdankte, — nicht seinen Vorfahren, seinem Stand, seinem Gott. Das Kennzeichen der Persönlichkeit war keineswegs nur ein seelisches (eine „schöne Seele"), vielmehr Macht, Einfluss, Ruhm, — ein möglichst weiter und gefüllter Lebensraum seiner Taten. — In dem Begriff der Persönlichkeit, wie er seit Kant repräsentativ für die affirmative Kultur ist, spürt man nichts mehr von solchem expansiven Aktivismus. Herr ihres Daseins ist die Persönlichkeit nur noch als seelisches und sittliches Subjekt. Die „Freiheit und Unabhängigkeit vom Mechanismus der ganzen Natur", die jetzt ihr Wesen kennzeichnen soll[1]), ist nur noch eine „intelligibele" Freiheit, welche die gegebenen Lebensumstände als Material der Pflicht hinnimmt. Der Raum der äusseren Erfüllung ist sehr klein, der Raum der inneren Erfüllung sehr gross geworden. Das Individuum hat gelernt, alle Forderungen zunächst an sich selbst zu stellen. Die Herrschaft der Seele ist anspruchsvoller nach innen und bescheidener nach aussen geworden. Die Person ist nun nicht mehr ein Sprungbrett für den Angriff auf die Welt, sondern eine geschützte Rückzugslinie hinter der Front. In ihrer Innerlichkeit, als sittliche Person, ist sie der einzig sichere Besitz, der dem Individuum nicht verloren gehen kann.[2]) Sie ist die Quelle nicht mehr der Eroberung, sondern der Entsagung. Persönlichkeit ist vor allem der Entsagende, der Mensch, der sich zu seiner Erfüllung innerhalb der vorgegebenen Umstände durchringt, mögen diese auch noch so arm sein. Er findet seine Glückseligkeit im Bestehenden. — Aber noch in solcher verarmten Form enthält die Idee der Persönlichkeit das vorwärtstreibende Moment, dass es zuletzt um das Individuum geht. Die kulturelle Vereinzelung der Individuen zu in sich geschlossenen, ihre Erfüllung in sich selbst tragenden Persönlichkeiten entspricht immerhin noch einer liberalen Methode der Disziplinierung, die über einen bestimmten Bereich privaten Lebens keine Herrschaft fordert. Sie lässt das Individuum als Person bestehen, solange es den Arbeitsprozess nicht stört, und lässt die immanenten Gesetze dieses Arbeitsprozesses, die ökonomischen Mächte für die gesellschaftliche Eingliederung der Menschen sorgen.

---

[1]) Kant, Kritik der praktischen Vernunft, I. Teil, 1. Buch, 3. Hauptstück. Werke, a. a. O., Bd. V, S. 95.

[2]) Das in der Idee der Persönlichkeit liegende „Nur" hat Goethe einmal so ausgesprochen : „Man mäkelt an der Persönlichkeit, Vernünftig, ohne Scheu ; Was habt ihr denn aber, was euch erfreut, Als eure liebe Persönlichkeit ? Sie sei auch, wie sie sei." (Zahme Xenien, Werke, a. a. O., Bd. IV, S. 54).

III

Das ändert sich, sobald die Aufrechterhaltung der bestehenden Gestalt des Arbeitsprozesses mit einer bloss partiellen Mobilmachung (bei der das private Leben des Individuums in Reserve bleibt) nicht mehr auskommt, wo vielmehr die „totale Mobilmachung" nötig wird, durch die das Individuum in allen Sphären seines Daseins der Disziplin des autoritären Staates unterworfen werden muss. Jetzt kommt das Bürgertum mit seiner eigenen Kultur in Konflikt. Die totale Mobilmachung der monopolkapitalistischen Epoche ist mit jenen um die Idee der Persönlichkeit zentrierten, fortschrittlichen Momenten der Kultur nicht mehr zu vereinigen. Die Selbstaufhebung der affirmativen Kultur beginnt.

Der laute Kampf des autoritären Staates gegen die „liberalistischen Ideale" der Humanität, Individualität, Rationalität, gegen die idealistische Kunst und Philosophie kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass es sich um einen Vorgang von Selbstaufhebung handelt. Wie die gesellschaftliche Umorganisation von der parlamentarischen Demokratie zum autoritären Führerstaat nur eine Umorganisation innerhalb der bestehenden Ordnung ist, so vollzieht sich auch die kulturelle Umorganisation vom liberalistischen Idealismus zum „heroischen Realismus" noch innerhalb der affirmativen Kultur selbst : es handelt sich um eine neue Sicherung der alten Daseinsformen. Die Grundfunktion der Kultur bleibt dieselbe ; nur die Wege, auf denen sie diese Funktion ausübt, ändern sich.

Die Identität des Gehalts bei völligem Wechsel der Form zeigt sich besonders deutlich an der Idee der Verinnerlichung. Die Verinnerlichung : die Umkehrung sprengender Triebe und Kräfte des Individuums in seelische Bereiche, war einer der stärksten Hebel der Disziplinierung gewesen.[1] Die affirmative Kultur hatte die gesellschaftlichen Antagonismen in einer abstrakten inneren Allgemeinheit aufgehoben : als Personen, in ihrer seelischen Freiheit und Würde, haben alle Menschen den gleichen Wert ; hoch über den faktischen Gegensätzen liegt das Reich der kulturellen Solidarität. Diese abstrakte innere Gemeinschaft (abstrakt, weil sie die wirklichen Gegensätze bestehen lässt) schlägt in der letzten Periode der affirmativen Kultur in eine ebenso abstrakte äussere Gemeinschaft um. Das Individuum wird in eine falsche Kollektivität gestellt (Rasse, Volkstum, Blut und Boden). Aber solche Veräusserlichung hat dieselbe Funktion wie die Verinnerlichung : Entsa-

[1]) Vgl. diese Zeitschrift, Jahrgang V (1936), S. 219 ff.

gung und Einordnung in das Bestehende, erträglich gemacht durch den realen Schein der Befriedigung. Dass die nun seit über vierhundert Jahren befreiten Individuen so gut in den Gemeinschaftskolonnen des autoritären Staates marschieren, dazu hat die affirmative Kultur ein gut Teil beigetragen.

Die neuen Methoden der Disziplinierung sind nicht möglich, ohne die fortschrittlichen Momente abzustossen, die in den früheren Stadien der Kultur enthalten waren. Von der letzten Entwicklung her gesehen, erscheint die Kultur jener Stadien wie eine glücklichere Vergangenheit. Aber so sehr die autoritäre Umorganisation des Daseins faktisch nur den Interessen kleinster gesellschaftlicher Gruppen zugute kommt, wieder stellt sie den Weg dar, auf dem sich das gesellschaftliche Ganze in der veränderten Situation erhält; insofern vertritt sie — in schlechter Form und unter gesteigerter Glücklosigkeit der meisten — das Interesse aller Individuen, deren Existenz an die Erhaltung dieser Ordnung gebunden ist. Es ist eben jene Ordnung, in die auch die idealistische Kultur verflochten war. In dieser doppelten Zwiespältigkeit gründet zum Teil die Schwäche, mit der die Kultur heute gegen ihre neue Gestalt protestiert.

Wie sehr die idealistische Innerlichkeit mit der heroischen Äusserlichkeit verwandt ist, zeigt beider gemeinsame Frontstellung gegen den Geist. Neben der Hochschätzung des Geistes, welche in einigen Bereichen und Trägern der affirmativen Kultur charakteristisch war, ging immer schon eine tiefe Verachtung des Geistes in der bürgerlichen Praxis einher, die in der Unbekümmertheit der Philosophie um die wirklichen Probleme der Menschen ihre Rechtfertigung finden konnte. Aber noch aus anderen Gründen war die affirmative Kultur wesentlich eine Kultur der Seele, nicht des Geistes. Auch wo er noch nicht verfallen war, war der Geist immer schon etwas verdächtig: er ist greifbarer, fordernder, wirklichkeitsnäher als die Seele; seine kritische Helle und Rationalität, sein Widerspruch zu einer vernunftlosen Faktizität ist schwer zu verbergen und zum Schweigen zu bringen. H e g e l passt schlecht in den autoritären Staat. Er war für den Geist; die Neueren sind für die Seele und das Gefühl. Der Geist kann sich der Wirklichkeit nicht entziehen, ohne sich selbst aufzugeben; die Seele kann und soll es. Und gerade weil sie jenseits der Ökonomie lebt, kann die Ökonomie so leicht mit ihr fertig werden. Eben in ihrer Eigenschaft, nicht unter dem Wertgesetz zu leiden, erhält die Seele nun ihren Wert. Das seelenvolle Individuum fügt sich leichter, beugt sich demütiger unter das Schicksal, gehorcht besser der Autorität. Es behält ja den ganzen Reichtum seiner Seele doch für sich und kann sich tragisch und heroisch verklären. Was

seit Luther ins Werk gesetzt wurde : die intensive Erziehung zur inneren Freiheit, trägt jetzt seine schönsten Früchte, wo die innere Freiheit sich selbst zur äusseren Unfreiheit aufhebt. Während der Geist dem Hass und der Verachtung anheimfällt, bleibt die Seele teuer. Man wirft sogar dem Liberalismus vor, dass ihm „Seele und ethischer Gehalt" nichts mehr galten; man preist als das „tiefste geistige Merkmal der klassischen Kunst" die „Seelengrösse und charaktervolle Persönlichkeit", „die Weitung der Seele ins Unendliche."[1]) Die Feste und Feiern des autoritären Staates, seine Aufzüge und seine Physiognomik, die Reden seiner Führer sprechen weiter zur Seele. Sie gehen zum Herzen, auch wenn sie die Macht meinen.

Das Bild der heroischen Gestalt der affirmativen Kultur ist am schärfsten während der ideologischen Vorbereitung des autoritären Staates gezeichnet worden. Man wendet sich gegen den „musealen Betrieb" und gegen die „grotesken Erbauungsformen", die er angenommen hat.[2]) Dieser Kulturbetrieb wird von den Anforderungen der totalen Mobilmachung her beurteilt und verworfen. Er „stellt nichts anderes dar als eine der letzten Oasen der bürgerlichen Sicherheit. Er liefert die scheinbar plausibelste Ausflucht, mit der man sich der politischen Entscheidung entziehen kann." Die Kulturpropaganda ist „eine Art von Opium, durch das die Gefahr verschleiert und das trügerische Bewusstsein einer Ordnung hervorgerufen wird. Dies aber ist ein unerträglicher Luxus in einem Zustande, in dem es nicht von Tradition zu reden, sondern Tradition zu schaffen gilt. Wir leben in einem Geschichtsabschnitte, in dem alles abhängt von einer ungeheuren Mobilmachung und Konzentration der Kräfte, die zur Verfügung stehen."[3]) Mobilmachung und Konzentration wozu? Was Ernst Jünger noch als die Rettung der „Totalität unseres Lebens", als Schaffung einer heroischen Arbeitswelt und dergleichen bezeichnet, enthüllt sich im Verlauf immer deutlicher als die Umformung des gesamten Daseins im Dienst der stärksten ökonomischen Interessen. Von ihnen her sind auch die Forderungen nach einer neuen Kultur bestimmt. Die notwendige Intensivierung und Expandierung der Arbeitsdisziplin lässt die Beschäftigung mit den „Idealen einer objektiven Wissenschaft und einer Kunst, die um ihrer selbst willen besteht", als Zeitverschwendung erscheinen; sie macht

---

[1]) Walter Stang, Grundlagen nationalsozialistischer Kulturpflege. Berlin 1935, S. 13 und 43.

[2]) Ernst Jünger, Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt. 2. Auflage. Hamburg 1932, S. 198.

[3]) a. a. O., S. 199.

eine „Gepäckerleichterung" auf diesem Gebiet wünschenswert. „Unsere ganze sogenannte Kultur" vermag „selbst den kleinsten Grenzstaat nicht an einer Gebietsverletzung zu verhindern"; gerade darauf aber kommt es an. Die Welt muss wissen, dass die Regierung keinen Augenblick zögern würde, „alle Kunstschätze der Museen an den Meistbietenden zu versteigern, wenn die Verteidigung es erforderte."[1]) Dementsprechend soll auch die neue Kultur aussehen, die an die Stelle der alten zu treten hat. Sie wird durch eine junge und rücksichtslose Führerschaft repräsentiert sein. „Je weniger Bildung im üblichen Sinne diese Schicht besitzt, desto besser wird es sein."[2]) Die zynischen Andeutungen, die Jünger gibt, sind vage und beschränken sich vor allem auf die Kunst. „Ebenso wie der Sieger die Geschichte schreibt, das heisst sich seinen Mythos schafft, bestimmt er, was als Kunst zu gelten hat."[3]) Auch die Kunst hat in den Dienst der Landesverteidigung, der arbeitstechnischen und militärischen Disziplinierung zu treten (Jünger erwähnt die Städtebaukunst : die Auflösung der grossen Wohnblocks zur Zerstreuung der Massen im Kriegs- und Revolutionsfall ; die militärische Gestaltung der Landschaft usw.). Sofern solche Kultur auf die Bereicherung, Verschönerung und Sicherung des autoritären Staates abzielen soll, trägt sie auch die Zeichen seiner gesellschaftlichen Funktion, das gesellschaftliche Ganze im Interesse weniger ökonomisch mächtigster Gruppen und ihres Anhangs zu organisieren : Demut, Opferbereitschaft, Armut und Pflichterfüllung einerseits, höchster Machtwille, Expansionsdrang, technische und militärische Vollkommenheit andrerseits. „Die Aufgabe der totalen Mobilmachung ist die Verwandlung des Lebens in Energie, wie sie sich in Wirtschaft, Technik und Verkehr im Schwirren der Räder, oder auf dem Schlachtfeld als Feuer und Bewegung offenbart."[4]) Wie der idealistische Kult der Innerlichkeit, so dient der heroische Kult des Staates einer in ihren Grundlagen identischen Ordnung des gesellschaftlichen Daseins. Das Individuum wird ihr jetzt völlig geopfert. Sollte früher die kulturelle Erhebung dem persönlichen Wunsch nach Glück eine Befriedigung verschaffen, so soll jetzt in der Grösse des Volkes das Glück des einzelnen verschwinden. Hatte die Kultur früher den Glücksanspruch im realen Schein zur Ruhe gebracht, so soll sie jetzt das Individuum lehren, dass es eine Glücksforderung für sich überhaupt nicht stellen darf : „Der gegebene Masstab liegt in der

[1]) a. a. O., S. 200.
[2]) a. a. O., S. 203.
[3]) a. a. O., S. 204.
[4]) a. a. O., S. 210.

Lebensführung des Arbeiters vor. Es kommt nicht darauf an, diese Lebensführung zu verbessern, sondern darauf, ihr einen höchsten, entscheidenden Sinn zu verleihen."[1]) Auch hier soll die „Erhebung" die Veränderung ersetzen. So ist dieser Abbau der Kultur ein Ausdruck der höchsten Verschärfung von Tendenzen, welche der affirmativen Kultur schon seit langem zugrunde lagen.

Ihre wirkliche Überwindung wird nicht zu einem Abbau der Kultur überhaupt führen, sondern zu einer Aufhebung ihres affirmativen Charakters. Die affirmative Kultur war das Gegenbild einer Ordnung, in der die materielle Reproduktion des Lebens keinen Raum und keine Zeit liess für jene Daseinsbereiche, welche die Alten als das „Schöne" bezeichnet hatten. Man hat sich daran gewöhnt, die ganze Sphäre der materiellen Reproduktion als wesensmässig mit dem Makel des Elends, der Härte und Ungerechtigkeit behaftet zu sehen, auf jeden dagegen protestierenden Anspruch zu verzichten oder ihn zu unterdrücken. Schon der Ansatz der ganzen traditionellen Kulturphilosophie : die Abhebung der Kultur von der Zivilisation und vom materiellen Lebensprozess, beruht auf der verewigenden Anerkennung jenes geschichtlichen Verhältnisses. Es wird metaphysisch entschuldigt durch jene Kulturtheorie, dass man das Leben „bis zu einem gewissen Grade ertöten" müsse, um zu „Gütern mit Eigenwerten zu kommen."[2])

Die Zurücknahme der Kultur in den materiellen Lebensprozess gilt als die Sünde wider den Geist und wider die Seele. Zwar geschähe damit nur ausdrücklich, was sich blind schon lange durchgesetzt hat, indem nicht nur die Produktion, sondern auch die Rezeption der kulturellen Güter unter der Herrschaft des Wertgesetzes steht. Und doch liegt an dem Vorwurf das Berechtigte, dass solche Zurücknahme bisher nur in der Gestalt des Utilitarismus erfolgt ist. Der Utilitarismus ist nur eine Kehrseite der affirmativen Kultur. Wie hier der „Nutzen" verstanden wird, ist er allerdings nur der Nutzen des Geschäftsmanns, der das Glück als unvermeidbare Spesen in die Rechnung einsetzt : als notwendige Diät und Erholung. Das Glück wird im vorhinein auf seinen Nutzen berechnet, ganz wie die Chance des Geschäftsgewinns im Verhältnis zu dem Risiko und zu den Kosten, und auf solche Weise bruchlos mit dem ökonomischen Prinzip dieser Gesellschaft verbunden. Das Interesse des Individuums bleibt im Utilitarismus mit dem Grundinteresse der bestehenden Ordnung

[1]) a. a. O., S. 201.

[2]) H. Rickert, Lebenswerte und Kulturwerte. In : Logos Bd. II, 1911/12, S. 154.

vereinigt. Sein Glück ist harmlos. Und diese Harmlosigkeit hält sich durch bis in die Freizeitgestaltung des autoritären Staates. Jetzt wird die erlaubte Freude organisiert. Die idyllische Landschaft, der Ort des Sonntagsglücks, verwandelt sich ins Übungsgelände, die kleinbürgerliche Landpartie in Geländesport. Die Harmlosigkeit erzeugt ihre eigene Negation.

Von dem Interesse der bestehenden Ordnung her gesehen muss eine wirkliche Aufhebung der affirmativen Kultur als utopisch erscheinen : sie liegt jenseits des gesellschaftlichen Ganzen, mit dem die Kultur bisher verbunden war. Sofern Kultur nur als affirmative Kultur in das abendländische Denken eingegangen ist, wird die Aufhebung ihres affirmativen Charakters wie eine Aufhebung der Kultur als solcher wirken. Insoweit die Kultur die erfüllbaren, aber faktisch unerfüllten Sehnsüchte und Triebe der Menschen gestaltet hat, wird sie ihren Gegenstand verlieren. Die Behauptung, dass die Kultur heute unnötig geworden sei, enthält ein weitertreibendes Element. Nur dass die Gegenstandslosigkeit der Kultur im autoritären Staat nicht aus der Erfüllung hervorgeht, sondern aus dem Bewusstsein, dass schon das Wachhalten der Sehnsucht nach Erfüllung in der gegenwärtigen Situation gefährlich ist. — Wenn die Kultur einmal die Erfüllung selbst wachzuhalten hat und nicht mehr bloss die Sehnsucht, wird sie es nicht mehr in den Inhalten tun können, die als solche schon affirmativen Charakter tragen. „Dankbarkeit" wird dann vielleicht wirklich ihr Wesen sein, wie N i e t z s c h e es von aller schönen und grossen Kunst behauptet hat.[1]) Die Schönheit wird eine andere Verkörperung finden, wenn sie nicht mehr als realer Schein dargestellt werden, sondern die Realität und die Freude an ihr ausdrükken soll. Nur aus der anspruchslosen Schaustellung mancher griechischer Statuen, aus der Musik Mozarts und des letzten Beethoven, aus der Darbietung des Körpers in der Artistik lässt sich eine Vorahnung solcher Möglichkeiten gewinnen. Vielleicht wird aber auch die Schönheit und ihr Genuss überhaupt nicht mehr der Kunst anheimfallen. Vielleicht wird die Kunst als solche gegenstandslos werden. Seit mindestens einem Jahrhundert hat ihre Existenz für den Bürger nur noch in der musealen Form bestanden. Das Museum war die geeignetste Stätte, um die Entfernung von der Faktizität, die trostreiche Erhebung in eine würdigere Welt zugleich mit der zeitlichen Beschränkung auf das Feiertägliche im Individuum zu reproduzieren. Museal war auch die weihevolle Behandlung der „Klassiker" : hier brachte die Würde allein schon

[1]) Werke, a. a. O., Bd. VIII, S. 50.

eine Stillstellung aller sprengenden Motive mit sich. Was ein Klassiker gesagt und getan hatte, brauchte man nie so ganz ernst zu nehmen : es gehörte eben einer anderen Welt an und konnte mit der gegenwärtigen nicht in Konflikt kommen. — Die Polemik des autoritären Staates gegen den „musealen Betrieb" enthält eine richtige Erkenntnis ; aber wenn er gegen die „grotesken Formen der Erbauung" kämpft, will er nur zeitgemässere Methoden der Affirmation an die Stelle veralteter setzen.

Jeder Versuch, das Gegenbild der affirmativen Kultur zu zeichnen, stösst auf das unausrottbare Klischee vom „Schlaraffenlande". Es ist aber immer noch besser, dieses Klischee zu akzeptieren als jenes von der Umwandlung der Erde in eine riesige Volksbildungsanstalt, wie es manchen Kulturtheorien zugrundezuliegen scheint. Man spricht von dem „Allgemeinwerden der kulturellen Werte", von dem „Recht aller Volksgenossen an den Kulturgütern", von der „Hebung der leiblichen, geistigen und sittlichen Volksbildung."[1]) Das hiesse aber nur, die Ideologie einer bekämpften Gesellschaft zur bewussten Lebensform einer anderen zu erheben, aus ihrer Not eine neue Tugend zu machen. Wenn Kautsky von dem „kommenden Glück" spricht, denkt er zunächst an die „beglükkenden Wirkungen wissenschaftlicher Arbeit", an das „verständnisvolle Geniessen auf den Gebieten der Wissenschaft und Kunst, in der Natur, im Sport und Spiel."[2]) Den „Massen" soll „alles, was bisher an Kultur geschaffen worden ist,... zur Verfügung gestellt werden. Diese gesamte Kultur für sich zu erobern", ist ihre Aufgabe.[3]) — Das kann aber nichts anderes bedeuten, als die Massen wieder einmal für jene gesellschaftliche Ordnung zu erobern, welche von der „gesamten Kultur" bejaht wird. Solche Ansichten verfehlen das Entscheidende : die Aufhebung dieser Kultur. Nicht das primitiv-materialistische Element an der Idee vom Schlaraffenland ist falsch, sondern seine Verewigung. Solange Vergänglichkeit ist, wird genug Kampf, Trauer und Leid sein, um das idyllische Bild zu zerstören ; solange ein Reich der Notwendigkeit ist, wird genug Not sein. Auch eine nicht-affirmative Kultur wird mit der Vergänglichkeit und mit der Notwendigkeit belastet sein : ein Tanz auf dem Vulkan, ein Lachen unter Trauer, ein Spiel mit dem Tod. Solange wird auch die Reproduktion des Lebens noch eine Reproduktion der Kultur sein : Gestaltung

---

[1]) Programm der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands von 1921 und der Sächsischen Volkspartei von 1866.

[2]) K. Kautsky, Die materialistische Geschichtsauffassung. Berlin 1927, II. Bd., S. 819 und 837.

[3]) a. a. O., S. 824.

unerfüllter Sehnsüchte, Reinigung unerfüllter Triebe. In der affirmativen Kultur ist die Entsagung mit der äusseren Verkümmerung des Individuums verbunden, mit seiner Disziplinierung zum Sich-Fügen in eine schlechte Ordnung. Der Kampf gegen die Vergänglichkeit befreit hier nicht die Sinnlichkeit, sondern entwertet sie : er ist nur auf dem Grunde ihrer Entwertung möglich. Diese Glücklosigkeit ist keine metaphysische ; sie ist das Werk einer vernunftlosen gesellschaftlichen Organisation. Ihre Aufhebung wird mit der Beseitigung der affirmativen Kultur die Individualität nicht beseitigen, sondern verwirklichen. Und „sind wir einmal irgendwie im Glück, so können wir gar nicht anders als die Kultur fördern.“[1])

The Idealistic Character of Modern Culture.

As the idea of culture is conceived in modern times, it has its roots in the ancient teaching on the relation between the Necessary and the Beautiful, and between labor and rest. The stabilizing of modern society, however, ushered in a significant change in the interpretation of this relationship. Cultural values became universally valid and obligatory : each individual, regardless of his place in society, is supposed to share them in equal measure. Culture is cut off from the material processes of social reproduction, as well as from those of civilization, and comes to be regarded as belonging to a higher, purer, better world. The realm of culture comes to be looked upon as the sovereignty of a free moral and intellectual community.

The article attempts to indicate the significance of modern culture for the place of the individual in society. For this purpose the author selects some characteristic and fundamental concepts of modern culture : the idea of the soul (the values of the soul receive unconditional preference to the sensual as well as the intellectual values : external conditions and intellectual achievements are less relevant than the inner essence of man), — the idea of beauty (art attains the function of giving to humanity, through the presentation of the beautiful, the enjoyment of a better world) ,— and the idea of personality (the individual achieves his own happiness only through subordination to the existing order of things). These ideas are analyzed in order to show that culture has absorbed all the forces that were directed towards the achievement of a better existence : humanity, kindliness, solidarity, happiness. Modern culture was the historic framework within which the pursuit of happiness was accomplished in a social order that was without happiness for the majority of mankind.

But, by proclaiming all progressive ideas as spiritual or internal ideals, this same culture has distilled from them all their critical, dynamic force. They are taken seriously only as inner spiritual values or as objects of

---

[1]) Nietzsche, Werke, a. a. O., Bd. XI, S. 241.

art. In this internalized and transfigured form the human desire for happiness has been diverted from reality and appears to have been set at rest. The individual is trained for renunciation and he has to rationalize in order to believe himself satisfied. In this way, culture serves to take the responsibility for the happiness of the individual from the existing order and to justify the given order of things.

In the last period of this development, idealism gives way to a heroic realism of power. In the battle of the authoritarian state against the idealism of the liberal bourgeois culture, the old methods of cultural discipline are to be replaced by more timely ones. The principal function of culture, however, remains unchanged. The hostility of the authoritarian state toward culture in general also serves as a justification for the existing order of things. But in comparison the culture that is being attacked appears as an enlightened, more humane stage of the past ; its progressive tendencies stand forth more clearly in our minds.

In conclusion, the idea of bridging the gulf between culture and civilization is outlined : a definite re-incorporation of culture into the general social process, whereby it would lose its justificatory character.

Du caractère affirmatif de la culture.

L'idée de la culture caractéristique de l'Occident moderne, remonte à la doctrine antique qui a formulé les rapports du nécessaire et du beau, du travail et du plaisir. Avec la stabilisation de la société moderne, intervint un changement décisif dans l'interprétation de ces rapports : les valeurs culturelles deviennent universellement valables et universellement impératives ; chaque individu, quelle que soit sa position sociale, doit également participer à ces valeurs. La culture, monde meilleur, supérieur, plus pur, se détache et du procès matériel de reproduction et de la „civilisation". Elle est revendiquée comme le règne d'une libre communauté morale et spirituelle.

L'étude essaye d'indiquer la répercussion de la culture nouvelle sur la situation de l'individu dans la société. Elle relève quelques-uns des concepts fondamentaux de cette culture : L'idée de l'âme (spiritualisation de la sensibilité), l'idée de la beauté (satisfaction par l'art), et l'idée de la personnalité (accomplissement par le renoncement). La culture a résorbé toutes les forces qui tendaient vers une existence meilleure : humanité, bonté, solidarité, joie. La culture représentait la forme historique sous laquelle le besoin de bonheur trouvait satisfaction dans un ordre social qui privait de bonheur la majorité des hommes. Mais la culture, en hypostasiant toutes les idées progressives en idéals, a dépouillé celles-ci de toute force explosive, qui les eût rendues dangereuses. Elle ne les a prises au sérieux qu'en tant que valeurs intérieures, spirituelles, ou en tant que thèmes de l'art. L'exigence de bonheur trouve sous cette forme intériorisée et transfigurée une satisfaction apparente. Toutes les exigences, l'individu apprend à se les poser à lui-même et à se contenter d'une jouissance rationalisée. Il est élevé en vue du renoncement. Ainsi la culture contribue à décharger et à justifier l'ordre existant.

Dans la dernière phase de cette évolution, l'idéalisme de l'intériorité, par un renversement dialectique, devient „réalisme de la force". Dans le combat de l'État autoritaire contre la culture idéaliste de la bourgeoisie libérale, les vieilles méthodes de discipline culturelle cèdent la place à des méthodes plus adaptées. L'hostilité de l'État autoritaire à la culture est elle-même une justification. Par comparaison, la culture attaquée apparaît comme un passé moins sombre et plus humain : ses tendances progressives s'élèvent plus clairement à la conscience. En conclusion, l'auteur indique l'idée d'un dépassement de l'opposition entre civilisation et culture : la culture, une fois ramenée de façon positive au processus social, perdrait son caractère affirmatif.

Zum Gefühl der Ohnmacht.

Von
Erich Fromm.

Der bürgerliche Charakter weist einen eigenartigen Zwiespalt auf. Einerseits hat er eine sehr aktive, auf bewusste Gestaltung und Veränderung der Umwelt ausgerichtete Einstellung. Der bürgerliche Mensch hat mehr als der Mensch irgendeiner früheren Geschichtsepoche den Versuch gemacht, das Leben der Gesellschaft nach rationalen Prinzipien zu ordnen, es in der Richtung des grössten Glückes für die grösste Zahl der Menschen zu verändern und den einzelnen aktiv an dieser Veränderung zu beteiligen. Er hat gleichzeitig die Natur in einem bisher nie gekannten Mass bezwungen. Seine technischen Leistungen und Erfindungen stehen einer Verwirklichung aller Träume nahe, die je von der Herrschaft des Menschen über die Natur und seiner Macht geträumt worden sind. Er hat einen bisher ungeahnten Reichtum geschaffen, der zum ersten Mal in der Geschichte die Möglichkeit eröffnet, die materiellen Bedürfnisse aller Menschen zu befriedigen. Nie zuvor ist der Mensch so Meister der materiellen Welt gewesen.

Andererseits aber weist der bürgerliche Mensch gerade schroff entgegengesetzte Charakterzüge auf. Er produziert eine Welt der grossartigsten und wunderbarsten Dinge; aber diese seine eigenen Geschöpfe stehen ihm fremd und drohend gegenüber; sind sie geschaffen, so fühlt er sich nicht mehr als ihr Herr, sondern als ihr Diener. Die ganze materielle Welt wird zum Monstrum einer Riesenmaschine, die ihm Richtung und Tempo seines Lebens vorschreibt. Aus dem Werk seiner Hände, bestimmt, ihm zu dienen und ihn zu beglücken, wird eine ihm entfremdete Welt, der er demütig und ohnmächtig gehorcht. Dieselbe Haltung der Ohnmacht hat er auch gegenüber dem sozialen und politischen Apparat. Vielleicht wird es der späte Historiker noch rätselhafter finden als wir Zeitgenossen, dass, obwohl allmählich fast jedes Kind wusste, dass man vor Kriegen stand, die auch für den Sieger das entsetzlichste Leiden mit sich brachten, dennoch die Massen nicht etwa mit verzweifelter Energie alles unternahmen, um die Katastrophe abzuwenden, sondern auch noch ihre Vorbereitung durch Rüstungen, militärische Erziehung usw. ruhig geschehen

liessen, ja sogar unterstützten. Er wird weiter die Frage erheben, wie es zu erklären sei, dass angesichts der durch die industrielle Entwicklung erreichten ungeheuren Möglichkeiten für das Glück und die Sicherheit der Menschen die grosse Mehrzahl sich damit abfand, dass nichts geschah und dass in plan- und hilfloser Weise das Kommen und Gehen von Krisen und von sie ablösenden kurzen Prosperitätsperioden wie das Wirken unergründlicher Schicksalsmächte abgewartet wurde.

Diese Studie hat die eine Seite des hier angedeuteten Zwiespalts im bürgerlichen Charakter zum Gegenstand, das Gefühl der Ohnmacht. Es ist in der Beschreibung und Analyse des bürgerlichen Charakters bisher immer zu kurz gekommen. Ein wichtiger Grund hierfür liegt auf der Hand : Das Gefühl der Ohnmacht ist dem bürgerlichen Menschen — im Gegensatz zu bestimmten Typen religiöser Menschen — im wesentlichen nicht bewusst und auf Grund rein deskriptiv-psychologischer Methoden kaum zu erfahren. Es erscheint uns deshalb ein gangbarer Weg, zum Verständnis des hier gemeinten sozialpsychologischen Phänomens vorzudringen, wenn wir von Beobachtungen ausgehen, wie sie die Psychoanalyse einzelner erlaubt. Gewiss bleibt es weiteren sozialpsychologischen Forschungen vorbehalten, die Allgemeinheit des hier geschilderten Gefühls zu untersuchen. Es ist aber ein erster Schritt auf diesem Wege, den hier zu Grunde liegenden seelischen Mechanismus in seiner Struktur, seinen Bedingungen und seinen Wirkungen auf das Verhalten von Individuen darzustellen.

Die extremen Fälle des Ohnmachtsgefühls finden wir nur bei neurotischen Persönlichkeiten ; doch lassen sich die Ansätze des gleichen Gefühls auch beim gesunden Menschen unserer Zeit unschwer entdecken. Zur Beschreibung des Gefühls und seiner Folgeerscheinungen eignen sich neurotische Fälle der grösseren Deutlichkeit wegen freilich besser, und wir werden uns deshalb im folgenden meistens auf sie beziehen. Das Ohnmachtsgefühl ist bei neurotischen Menschen so regelmässig vorhanden und stellt einen so zentralen Teil ihrer Persönlichkeitsstruktur dar, dass sich vieles dafür sagen liesse, die Neurose geradezu von diesem Ohnmachtsgefühl her zu definieren. In jeder Neurose, Symptom- oder Charakterneurose, handelt es sich darum, dass ein Mensch nicht imstande ist, bestimmte Funktionen auszuüben, dass er etwas nicht tun kann, was er können sollte, und dass diese Unfähigkeit mit einer tiefen Überzeugung von der eigenen Schwäche und Machtlosigkeit einhergeht, sei es, dass diese Überzeugung bewusst ist oder dass es sich um eine „unbewusste Überzeugung" handelt.

In den neurotischen Fällen wird der Inhalt des Ohnmachtsge-

fühls etwa folgendermassen beschrieben : Ich kann nichts beeinflussen, nichts in Bewegung setzen, durch meinen Willen nicht erreichen, dass irgend etwas in der Aussenwelt oder in mir selbst sich ändert, ich werde nicht ernst genommen, bin für andere Menschen Luft. Folgender Traum einer Analysandin gibt eine schöne Illustration des Ohnmachtsgefühls :

Sie hatte in einem Drugstore etwas getrunken und eine Zehn-Dollarnote in Zahlung gegeben. Nachdem sie ausgetrunken hat, verlangt sie vom Kellner den Restbetrag. Er antwortet ihr, den habe er ihr doch längst gegeben und sie solle nur richtig in ihrer Tasche nachsehen, dann werde sie ihn schon finden. Sie kramt alle ihre Sachen durch und findet natürlich den Betrag nicht. Der Kellner antwortet in kühl überlegenem Ton, es sei nicht seine Sache, wenn sie das Geld verloren habe, und er könne sich nicht weiter damit befassen. Voller Wut rennt sie auf die Strasse, um einen Polizisten zu holen. Sie findet zunächst eine Polizistin, der sie die Geschichte erzählt. Diese geht auch in den Drugstore und verhandelt mit dem Kellner. Als sie zurückkommt, sagt sie der Träumerin lächelnd überlegen, es sei ja klar, dass sie das Geld bekommen habe, „sehen Sie nur richtig nach, und Sie werden es schon finden“. Die Wut steigert sich, und sie läuft zu einem Polizisten, um ihn zu bitten einzuschreiten. Dieser gibt sich kaum Mühe zuzuhören und antwortet ganz von oben herab, um solche Sachen könne er sich nicht kümmern und sie solle machen, dass sie weiter komme. Endlich geht sie in den Drugstore zurück. Da sitzt der Kellner in einem Lehnsessel und fragt sie grinsend, ob sie sich nun endlich beruhigt hätte. Sie gerät in ohnmächtige Wut.

Die Objekte, auf die sich das Ohnmachtsgefühl bezieht, sind sehr mannigfaltig. Zunächst und in erster Linie bezieht es sich auf Menschen. Es besteht die Überzeugung, dass man andere Menschen in keiner Weise irgendwie beeinflussen könne ; man kann sie weder kontrollieren noch von ihnen erreichen, dass sie das tun, was man will. Solche Charaktere sind häufig sehr erstaunt, wenn sie hören, dass ein anderer über sie in ernsthafter Weise gesprochen oder gar sich auf sie oder eine Meinung von ihnen bezogen hat. Ihre realen Fähigkeiten haben damit nichts zu tun. Ein Analysand, der auf seinem wissenschaftlichen Gebiet ausserordentliches Ansehen genoss und vielfach zitiert wurde, war jedes Mal von neuem überrascht, dass ihn überhaupt jemand ernst nahm und dem, was er sagte, irgendwelche Bedeutung zumass. Auch die lange Erfahrung, dass dies tatsächlich so war, hatte an dieser Einstellung kaum etwas geändert. Solche Menschen glauben auch nicht, dass sie irgend jemand kränken können, sie sind gerade deshalb häufig in ungewöhnlichem Masse zu aggressiven Äusserungen imstande und völlig davon überrascht, dass ein anderer beleidigt ist. Wenn man dieser Überraschung nachgeht, so stellt sich als

Grund dafür eben die tiefe Überzeugung heraus, sie könnten überhaupt nicht ernst genommen werden.

Diese Menschen glauben nicht daran, sie vermöchten irgend etwas dazu zu tun, dass jemand sie liebt oder gern hat. Sie machen auch gar keine Anstrengung, aus sich heraus zu gehen, sich in aktiver Weise so zu verhalten, wie es nötig wäre, um Liebe und Sympathie anderer zu gewinnen. Wenn dies dann natürlich ausbleibt, so ziehen sie die Folgerung, dass sie niemand liebt, und sehen nicht, dass hier eine optische Täuschung vorliegt. Während sie meinen, dass infolge irgendwelcher Mängel oder unglücklicher Umstände sich keiner findet, der sie liebt, ist es in Wirklichkeit ihre Unfähigkeit zu irgendeiner Anstrengung, die Liebe anderer zu gewinnen, die an der Wurzel des von ihnen beklagten Zustandes liegt. Da sie nicht glauben, dass sie irgend etwas dazu tun können, um geliebt zu werden, konzentriert sich alle ihre Aufmerksamkeit auf die in ihnen einmal vorhandenen Qualitäten, wie sie sie von Geburt mitbekommen haben. Sie sind ständig von dem Gedanken erfüllt, ob sie klug, schön, gut genug wären, um andere anzuziehen. Die Frage lautet immer : „bin ich klug, schön usw., oder bin ich es nicht ?“ Das müsse man herausfinden, denn die Möglichkeit, sich aktiv zu verändern und die anderen zu beeinflussen, gibt es für sie nicht. Das Resultat ist dann gewöhnlich ein tiefes Minderwertigkeitsgefühl, dass man eben die Qualitäten nicht hat, die nötig wären, um Liebe und Sympathie zu finden. Soweit es sich um den Wunsch nach Anerkennung und Wertschätzung handelt, ist es nicht anders. Solche Menschen denken zwangsmässig darüber nach, ob sie so begabt wären, um die Bewunderung aller anderen hervorzurufen. Ihr Ohnmachtsgefühl hindert sie aber daran, Anstrengungen zu machen, zu arbeiten, zu lernen, etwas zu produzieren, was die andern wirklich anerkennen oder bewundern. Ein Selbstgefühl, das zwischen Grössenideen und dem Gefühl der absoluten Wertlosigkeit schwankt, ist gewöhnlich das Resultat.

Eine andere wichtige Folge des Ohnmachtsgefühls vor Menschen ist die Unfähigkeit, sich gegen Angriffe zu verteidigen. Das kann sich auf körperliche Angriffe beziehen, und die Folge ist dann ein mehr oder weniger ausgeprägtes Gefühl der körperlichen Hilflosigkeit. Dies führt häufig dazu, dass Menschen von den in ihnen vorhandenen körperlichen Kräften im Falle der Gefahr keinerlei Gebrauch machen können, dass sie wie gelähmt sind und gar nicht auf den Gedanken kommen, sich auch nur wehren zu können. In der Praxis sehr viel wichtiger als die Unfähigkeit zur Verteidigung gegen körperliche Bedrohung ist die Verteidigungsunfähigkeit gegen alle anderen Arten von Angriffen. Man findet in diesen Fällen, dass Menschen jede gegen sie gerichtete Kritik,

ungerechtfertigte wie gerechtfertigte, einfach hinnehmen und nicht imstande sind, Gegenargumente vorzubringen. Manchmal wissen sie, dass die Kritik ungerechtfertigt ist, und können nur zu ihrer Verteidigung nichts äussern. In extremen Fällen geht aber die Hilflosigkeit so weit, dass sie auch nicht mehr imstande sind zu fühlen, dass sie ungerechtfertigt kritisiert werden, und jede Kritik oder jeden Vorwurf als berechtigt innerlich akzeptieren. Die gleiche Verteidigungsunfähigkeit bezieht sich häufig auch auf alle Arten von Beleidigungen und Demütigungen. Auch hier schwankt das Verhalten zwischen einer Unfähigkeit, auf die Beleidigung entsprechend zu antworten, und einem willigen Hinnehmen in der Überzeugung, der andere habe Recht und Grund, sie zu demütigen. Oft geht es so, dass erst nach Stunden oder Tagen die Tatsache der Unberechtigtheit eines Vorwurfs oder der Unverschämtheit einer Beleidigung ins Bewusstsein kommt. Dann fallen häufig den Betreffenden alle Argumente ein, die sie zur Entkräftung des Vorwurfs hätten gebrauchen, oder alle Grobheiten, die sie auf die Beleidigung hin hätten äussern können. Sie führen sich die Situation wieder und wieder vor Augen, phantasieren bis in alle Details, wie sie es hätten machen sollen, steigern sich in eine Wut, die sich manchmal mehr gegen den anderen, manchmal mehr gegen sie selbst richtet, um doch bei der nächsten Gelegenheit wieder genau so gelähmt und hilflos einem Angriff gegenüber zu stehen.

Das Ohnmachtsgefühl tritt Dingen gegenüber ebenso in Erscheinung wie Menschen. Es führt dazu, dass sich Menschen in jeder Situation, die ihnen nicht geläufig ist, völlig hilflos fühlen. Es kann sich darum handeln, dass sie sich in einer fremden Stadt ausserstande fühlen, sich allein zurecht zu finden, oder dass sie bei einer Autopanne ganz unfähig sind, auch nur den leisesten Versuch zu unternehmen, nachzusehen, wo die Störung liegen kann, oder dass sie bei einer Wanderung, bei der sie über einen kleinen Bach springen müssen, sich völlig gelähmt fühlen, dies zu tun, oder dass sie unfähig sind, sich ihr Bett zu machen oder sich etwas zu kochen, wenn die Situation es erfordert. Ein Verhalten, welches man als besonders unpraktisch oder ungeschickt bezeichnet, geht häufig auf das Ohnmachtsgefühl zurück. Wir vermuten, dass auch beim Schwindelgefühl auf Höhen das Ohnmachtsgefühl nicht selten die Wurzel darstellt.

Das Ohnmachtsgefühl äussert sich auch im Verhältnis zur eigenen Person. Ja, hier liegen vielleicht seine wichtigsten Folgen für das Individuum. Eine Erscheinungsform des Ohnmachtsgefühls auf dieser Ebene ist die Hilflosigkeit gegenüber den in einem selbst wirksamen Trieben und Ängsten. Es fehlt völlig der Glaube, dass man auch nur den Versuch machen könne, seine Triebe oder Ängste

zu kontrollieren. Das Motto ist eben immer : „Ich bin einmal so, und daran kann ich nichts ändern.“ Nichts scheint überhaupt unmöglicher, als sich zu ändern. Sie können ihr Leben damit zubringen, darüber zu jammern und zu klagen, wie schrecklich sie unter dieser oder jener Eigenschaft leiden, sie können auch bewusst sich äusserst bereit zeigen, sich zu ändern, aber bei näherer Beobachtung wird deutlich, dass sie deshalb nur umso hartnäckiger an der Überzeugung festhalten, sie selbst könnten nichts ändern. In manchen Fällen ist die Diskrepanz zwischen dieser unbewussten Überzeugung und den bewussten kompensierenden Veranstaltungen geradezu grotesk. Ob solche Menschen von einem Arzt zum anderen oder von einer religiösen oder philosophischen Lehre zur andern laufen, ob sie jede Woche einen neuen Plan haben, wie sie sich ändern können, oder von jeder Liebesbeziehung erwarten, dass sie die grosse Änderung vollbringe, alle diese Geschäftigkeit und bewusste Anstrengung ist doch nur der Schirm, hinter dem sie sich im Gefühl der tiefsten Ohnmacht verstecken.

Wie schon oben erwähnt, glauben sie nicht daran, ihre Wünsche durchsetzen und selbständig etwas erreichen zu können. Menschen dieser Art warten immer auf etwas und sind tief davon überzeugt, dass sie zum Ergebnis nichts tun können. Sehr häufig geht dieses Gefühl so weit, dass sie es aufgeben, überhaupt etwas zu wünschen oder zu wollen, ja, dass sie gar nicht mehr wissen, was sie eigentlich wünschen. Gewöhnlich tritt an die Stelle der eigenen Wünsche die Erwägung, was andere von ihnen erwarten. Ihre Entscheidungen nehmen zum Beispiel die Form an, darüber nachzugrübeln, dass, wenn sie diesen Schritt tun, ihre Frau ihnen böse ist, und wenn sie einen anderen Schritt tun, ihr Vater. Sie entscheiden sich zum Schluss nach der Richtung, wo sie das Bösesein am wenigsten fürchten, aber es kommt überhaupt nicht zur Aufrollung der Frage, was sie eigentlich am liebsten tun möchten. Die Folge ist häufig, dass solche Menschen bewusst oder unbewusst das Gefühl haben, von anderen vergewaltigt zu werden, wütend darüber sind und doch nicht sehen, dass sie es in erster Linie sind, die sich vergewaltigen lassen.

Der Grad der Bewusstheit des Ohnmachtsgefühls schwankt nicht weniger als der seiner Intensität. In vielen Fällen ist es als solches bewusst. Hier handelt es sich allerdings um Fälle schwerer Neurosen, in denen die Leistungsfähigkeit und das soziale Funktionieren der Menschen so eingeschränkt sind, dass sie des Zwanges enthoben sind, sich über das Gefühl ihrer Ohnmacht hinwegzutäuschen. Der Betrag an seelischem Leiden, der mit der völligen Bewusstheit des Ohnmachtsgefühls verknüpft ist, ist kaum zu überschätzen. Das Gefühl tiefer Angst, der Sinnlosigkeit

des eigenen Lebens, ist regelmässig in solchen Fällen gegeben. Allerdings finden sich in schweren Neurosen auch die gleichen Wirkungen des Ohnmachtsgefühls, ohne dass dieses als solches überhaupt bewusst wäre. Es bedarf häufig langwieriger analytischer Arbeit, um das unbewusste Ohnmachtsgefühl ins Bewusstsein zu heben und mit seinen Folgeerscheinungen zu verknüpfen. Aber auch da, wo dieses Gefühl bewusst ist, zeigt sich gewöhnlich in der Analyse, dass das nur für einen kleinen Teil seines Umfangs gilt. Es stellt sich meist heraus, dass die tiefe Angst, die das Ohnmachtsgefühl begleitet, bewirkt, dass es nur in sehr abgeschwächter Form ins Bewusstsein zugelassen wird.

Ein erster Versuch, das Quälende des Gefühls zu überwinden, liegt in einer Reihe von Rationalisierungen, die das Ohnmachtsgefühl begründen sollen. Die wichtigsten der begründenden Rationalisierungen sind folgende : Die Ohnmacht wird auf körperliche Mängel zurückgeführt. In solchen Fällen bestehen die Menschen darauf, körperlich schwach zu sein, keine Anstrengungen zu vertragen, diesen oder jenen körperlichen Defekt zu haben, „leidend" zu sein. Damit gelingt es ihnen, das Ohnmachtsgefühl, das in Wirklichkeit psychische Wurzeln hat, auf körperliche Mängel zurückzuführen, die ihnen nicht zur Last zu legen sind und an denen sich auch im Prinzip nichts ändern lässt. Eine andere Form der begründenden Rationalisierungen ist die Überzeugung, durch bestimmte Lebenserfahrungen so geschädigt worden zu sein, dass ihnen alle Aktivität und aller Mut geraubt wurde. Bestimmte Erlebnisse in der Kindheit, unglückliche Liebe, ein finanzieller Zusammenbruch, Enttäuschungen mit Freunden, werden als die Ursachen für die eigene Hilflosigkeit angesehen. Ein simplifizierendes Missverständnis der psychoanalytischen Theorie hat diese Rationalisierungen in mancher Hinsicht noch erleichtert. Es gibt manchen Menschen den Vorwand zu dem Glauben, dass sie ihre Ohnmacht der Tatsache verdanken, dass sie mit drei Jahren einmal von der Mutter Schläge bekommen haben oder dass sie mit fünf Jahren von einem älteren Bruder ausgelacht worden sind. Eine andere Form der begründenden Rationalisierungen erweist sich oft als besonders verhängnisvoll, nämlich die Tendenz, in der Phantasie oder auch in Wirklichkeit eine Schwierigkeit auf die andere zu türmen und damit das Gefühl zu haben, dass die Aussichtslosigkeit der realen Situation es verständlich macht, wenn man sich ihr gegenüber hilflos fühlt. Was sich hier abspielt, ist zum Beispiel folgendes : Ein Beamter soll einen Bericht schreiben und fühlt sich dieser Aufgabe gegenüber hilflos. Während er an seinem Schreibtisch sitzt und das Gefühl seiner Schwäche wahrnimmt, geht ihm durch den Kopf, dass er Angst hat, seine Stelle

zu verlieren, dass seine Frau krank ist, dass sein Freund ihm böse sein wird, weil er ihm so lange nicht geschrieben hat, dass es im Zimmer zu kalt ist, bis er endlich in seiner Phantasie eine so traurige und aussichtslose Situation zusammengebraut hat, dass das Gefühl der Ohnmacht als das ganz natürliche und adäquate Kapitulieren vor zu grossen Schwierigkeiten erscheint. Noch verhängnisvoller ist es, wenn sich die Tendenz, die Situation zu verschlimmern, nicht nur auf Phantasien beschränkt, sondern sich auf das Verhalten in der Wirklichkeit erstreckt. Der Betreffende wird dann geneigt sein, wirklich krank zu werden, seinen Chef so zu provozieren, dass er ihn in der Tat entlässt, mit seiner Frau Streit anzufangen, so dass den ganzen Tag Unfriede im Hause herrscht, und wenn ihm alles dies gelungen ist, fühlt er sich völlig gerechtfertigt, seine Ohnmacht als durch die Unerträglichkeit der äusseren Verhältnisse begründet anzusehen. Gewiss hat die hier geschilderte Tendenz, sich in der Phantasie oder in Wirklichkeit Leiden zuzufügen, sich schwach und unglücklich zu machen, noch andere Wurzeln. Dies zu erörtern, führt in das Problem des Masochismus, auf das wir hier nicht eingehen können.[1]) Die Rationalisierung des eigenen Ohnmachtsgefühls ist aber sicherlich einer der Faktoren, der für die Tendenz zur phantasierten oder realen Steigerung des eigenen Leidens verantwortlich ist.

Eine andere Gruppe von Rationalisierungen tritt in Erscheinung, wenn das Ohnmachtsgefühl weniger bewusst ist als in den eben besprochenen Fällen. Die Rationalisierungen haben dann weniger einen begründenden als einen tröstenden Charakter und dienen dazu, die Hoffnung zu erwecken, dass die eigene Ohnmacht nur eine vorübergehende sei. Die zwei wichtigsten Formen dieser tröstenden Rationalisierungen sind der Glaube an das Wunder und der Glaube an die Zeit. Beim Glauben an das Wunder dreht es sich um die Vorstellung, durch irgendein von aussen eintretendes Ereignis werde plötzlich die eigene Ohnmacht verschwinden und alle Wünsche nach Erfolg, Leistung, Macht und Glück erfüllt werden. Die Formen, in denen dieser Glaube auftritt, sind äusserst mannigfaltig. Häufig ist es so, dass man erwartet, irgendeine Veränderung in äusseren Lebensumständen werde den Umschwung bringen, sei es eine neue Liebesbeziehung, der Umzug in eine andere Stadt oder eine andere Wohnung, ein neuer Anzug, ein neues Jahr oder auch nur ein frischer Bogen Papier, auf dem die Arbeit besser

---

[1]) Vgl. unsere Ausführungen im psychologischen Teil in : „Autorität und Familie, Studien aus dem Institut für Sozialforschung“, Librairie Félix Alcan, Paris 1936 ; ferner Karen Horney in „The Neurotic Personality of our Time“, Norton & Co., New York 1937, die auf dieses Problem in seiner ganzen Verzweigtheit eingeht.

gehen wird. Bei religiösen Menschen nimmt der Glaube an das Wunder zuweilen die Form an, Gott werde plötzlich in das Schicksal eingreifen. Eine weitere Form des Wunderglaubens ist die, dass durch bestimmte Menschen das eigene Schicksal geändert werde. Ein häufiges (oben bereits erwähntes) Beispiel hierfür sind Menschen, die von einem Arzt zum anderen laufen und jedes Mal erwarten, er werde das Wunder vollbringen. Das Gemeinsame an all diesen tröstenden Illusionen ist immer, dass man selbst nichts zum gewünschten Erfolg zu tun braucht, auch gar nichts dazu tun kann, sondern dass eine ausserhalb des Menschen stehende Macht oder Konstellation plötzlich das Gewünschte vollbringt.

Eine besondere Form dieses Wunderglaubens ist der Ersatz kausaler Beeinflussung durch magische Handlungen, die dem Bewusstsein die Illusion eigener Aktivität gestatten. Der Inhalt der magischen Geste kann sehr verschieden sein. Ob es sich darum handelt, einem Bettler ein Almosen zu geben, einer alten Tante einen Besuch zu machen, aufs korrekteste seine Pflicht zu erfüllen oder vor dem Beginn der Arbeit dreimal bis dreissig zu zählen, die Erwartung ist immer dieselbe. Wenn ich dies oder jenes tue, dann wird sich alles so wenden, wie ich es wünsche. Wie bei allen magischen Handlungen tritt an Stelle der objektiven Beeinflussung ein rein in Gedanken des Subjekts vorhandener Kausalnexus. Häufig wird es den betreffenden Menschen gar nicht bewusst, dass sie eine bestimmte Handlung im Sinne einer magischen Geste ausführen, häufig, vor allem bei Zwangsneurotikern, kann die magische Geste zu einem äusserst quälenden Zeremoniell ausarten. Gerade in der Stärke des Ohnmachtsgefühls und der magischen Gesten als seiner spezifischen Überwindung liegt eine der Charakteristiken der Zwangsneurose.

Beim Glauben an die Zeit fehlt das Moment der Plötzlichkeit der Veränderung. Statt dessen besteht die Erwartung, dass sich „mit der Zeit" schon alles machen werde. Von Konflikten, zu deren Lösung man sich selbst ausserstande fühlt, wird erwartet, dass die Zeit sie schon lösen werde, ohne dass man selbst das Risiko einer Entscheidung auf sich nehmen muss. Besonders häufig findet man diesen Glauben an die Zeit mit Bezug auf die eigenen Leistungen. Menschen trösten sich über die Tatsache nicht nur, dass sie nichts von dem vollbringen, was sie leisten wollen, sondern auch, dass sie selbst keine Vorbereitungen dazu treffen, damit hinweg, sie hätten ja noch lange Zeit, und es sei kein Grund, sich zu eilen. Ein Beispiel für diesen Mechanismus ist der Fall, in dem ein sehr begabter Schriftsteller, der ein Buch schreiben wollte, das seiner Meinung nach zu einem der wichtigsten Bücher der Weltliteratur gehören würde, nicht mehr tat, als eine Reihe von

Gedanken über das zu haben, was er schreiben wollte, in Phantasien zu schwelgen, welche epochemachende Wirkung sein Buch haben würde, und seinen Freunden zu erzählen, es sei schon fast fertig. In Wirklichkeit hatte er noch nicht eine Zeile davon geschrieben, obwohl er schon seit sieben Jahren an dem Buch „arbeitete“. Je älter solche Menschen werden, desto krampfhafter müssen sie an der Illusion festhalten, die Zeit werde es bringen. Bei vielen führt das Erreichen eines bestimmten Alters — häufig um den Beginn der vierzig herum — entweder zu einer Ernüchterung, zu einem Aufgeben der Illusion und zu einer Anstrengung, die eigenen Kräfte zu benutzen, oder zu einem neurotischen Zusammenbruch, der mit darauf beruht, dass das Leben ohne die tröstende Zeitillusion unerträglich wird.

Handelt es sich bei den tröstenden Rationalisierungen noch darum, dass das Gefühl der Ohnmacht vage bewusst ist, aber sein Stachel durch die Hoffnung auf seine Überwindung gemildert wird, so geht eine dritte Reaktion noch weiter in der Unterdrückung des Ohnmachtsgefühls. Hier wird es durch ein überkompensierendes Verhalten und verdeckende Rationalisierungen ersetzt. Der häufigste Fall solcher Überkompensierungen ist der der Geschäftigkeit. Wir finden, dass Menschen, die ein tiefes Ohnmachtsgefühl verdrängt haben, besonders aktiv und geschäftig sind, und zwar bis zu einem Grade, dass sie vor sich selbst und anderen gerade als das Gegenteil von ohnmächtigen Menschen erscheinen. Solche Menschen müssen immer etwas tun. Wenn sie sich in ihrer Stellung bedroht fühlen, so verhalten sie sich nicht so, wie wir es oben geschildert haben, dass sie Schwierigkeiten über Schwierigkeiten türmen, um sich ihre Unfähigkeit, irgend etwas zu unternehmen, zu beweisen, sie schwelgen auch nicht in Phantasien über ein Wunder, was geschehen werde, sondern sie fangen an, von Pontius zu Pilatus zu laufen, dieses und jenes zu unternehmen, und erwecken den Eindruck höchster Aktivität in der Abwehr der Gefahr. Oder wenn sie eine wissenschaftliche Arbeit zu schreiben haben, sitzen sie nicht träumend vor ihrem Schreibtisch, sondern bestellen sich Dutzende von Büchern aus der Bibliothek, besprechen sich mit allen möglichen Fachleuten, deren Meinung wichtig sein könnte, machen Reisen zum Studium gewisser Probleme und schützen sich so vor der Einsicht, dass sie sich ohnmächtig fühlen, die erwartete Leistung zu vollbringen. Eine andere Form der Scheinaktivität äussert sich in Dingen wie der „Vereinsmeierei“, in der fortwährenden Bekümmerung um andere Menschen oder auch nur im Kartenspielen oder langen Stammtischunterhaltungen. Es ist oft recht schwer, die Grenze zwischen dieser scheinhaften und der echten Aktivität zu ziehen. Ganz allgemein lässt sich

sagen, dass sich die Geschäftigkeit immer auf Dinge erstreckt, die im Verhältnis zum zu lösenden Problem nebensächlich und untergeordnet sind, und dass die Geschäftigkeit keine Beziehung zu den fundamentalen Zügen der zu lösenden Aufgabe hat. Im Falle des Neurotikers ist der Gegensatz zwischen echter Aktivität und Geschäftigkeit sehr viel leichter zu erkennen als im Falle des gesunden, realitätsangepassten Menschen. Hier ist es gewöhnlich so, dass er Aufgaben zu lösen hat, zu deren Vollbringung im Grunde nicht mehr als eine bestimmte Routine gehört und die eine echte Aktivität gar nicht erfordern. Der durchschnittliche Mensch der bürgerlichen Gesellschaft sieht sich einer Reihe von Aufgaben und Problemen gegenüber, zu deren routinemässiger Lösung er von früh auf trainiert ist, und weil niemand etwas anderes von ihm erwartet, wird auch das Bewusstsein seiner faktischen Ohnmacht nie so quälend, dass er es durch ein extremes und lächerliches Ausmass an Geschäftigkeit verdecken müsste. Was unter gesellschaftlichem Masstab gesehen als Aktivität erscheint, mag psychologisch gesehen als Geschäftigkeit aufgefasst werden, und häufig wird man sich überhaupt nicht darüber einigen können, ob ein Verhalten der einen oder anderen Kategorie zuzuschreiben ist.

Eine noch radikalere Reaktionsbildung gegen das Ohnmachtsgefühl ist das Streben nach Kontrolle und Führung in jeder Situation. In vielen Fällen bleibt dieser Wunsch rein auf die Phantasie beschränkt. Menschen ergehen sich dann in Phantasien darin, wieviel besser sie ein Unternehmen oder eine Universität leiten würden als die faktischen Leiter, oder sie stellen sich als Diktatoren eines Staates oder der gesamten Menschheit vor und schwelgen in diesen Phantasien. Oder es kommt nicht zur Ausbildung von solchen elaborierten Phantasien, sondern die Grössenideen bleiben vage und sind den Betreffenden wenig bewusst. In solchen Fällen findet man bewusst häufig nur die Erwartung, allen Menschen, mit denen man zusammen kommt, überlegen zu sein, oder, wenn auch noch diese Erwartung verdrängt ist, eine Wutreaktion, wenn man mit Menschen zusammentrifft, denen gegenüber man seine Überlegenheit nicht durchsetzen kann. Wenn auch diese Wutreaktion verdrängt ist, so ist gewöhnlich nichts sichtbar als eine gewisse Gehemmtheit und Schüchternheit gegenüber denen, die den Vorrang beanspruchen können. Gleichgültig, ob nun die Grössenideen mehr oder weniger elaboriert und mehr oder weniger bewusst sind, ihre Häufigkeit und ihre Intensität, speziell beim Angehörigen der bürgerlichen Mittelschichten und besonders bei Intellektuellen, lassen sich kaum überschätzen. Da die Menschen immer wieder ernüchtert aus solchen Träumereien aufwachen, erfüllen diese ihre Funktion, das vorhandene Ohnmachtsgefühl zu kompensieren, nur

sehr unvollkommen. Anders ist es schon, wenn der Wunsch nach Kontrolle und Macht sich nicht nur auf Phantasien beschränkt, sondern sich im Verhalten in der Wirklichkeit ausdrückt. Wenn es gelingt, ihre faktische Ohnmacht im grossen durch faktische Macht im kleinen zu ersetzen, so wird häufig ein Gleichgewicht hergestellt, das für ein Leben lang anhalten kann. Der häufigste Fall dieser Art sind Männer, wie wir sie besonders im europäischen Kleinbürgertum finden, die in ihrer gesellschaftlichen und ökonomischen Existenz völlig ohnmächtig sind, aber ihren Frauen, Kindern und vielleicht dem Hund gegenüber einen intensiven Wunsch nach Macht und Kontrolle haben und imstande sind, ihn auch zu realisieren und zu befriedigen. In neurotischen Fällen finden wir gewöhnlich, dass die Teilung der Welt in eine Sphäre, wo man ohnmächtig, und eine, wo man mächtig ist, nicht gelingt. Der Neurotiker empfindet den Wunsch nach Kontrolle und Macht in jeder Situation, auch dort, wo ihre Ausübung unmöglich ist. Es ist ihm unerträglich, einen Vorgesetzten zu haben, er hat immer das Gefühl, alles besser zu verstehen und besser zu machen, er will in jeder Unterhaltung die dominierende Rolle spielen, in jeder Gesellschaft die anderen beherrschen. Aus diesem verstärkten Wunsch nach Kontrolle und Macht heraus werden auch Situationen, die für einen anderen Menschen gar kein Beweis seiner eigenen Unzulänglichkeit sind, zu solchen, die er als beschämende Niederlagen empfindet. In extremen Fällen, die jedoch recht häufig sind, bedeutet jede Konstellation, in der er nicht führend und kontrollierend ist, eine Niederlage und einen Beweis seiner Ohnmacht. Es kommt zu einem circulus vitiosus. Der verstärkte Wunsch nach Kontrolle und Macht ist zur gleichen Zeit eine Reaktion auf das Ohnmachtsgefühl und die Wurzel für seine Verstärkung.

Die Verdrängung des Ohnmachtsgefühls entfernt zwar, wie jede andere Verdrängung, das Gefühl aus dem Bewusstsein, hindert es aber nicht daran, zu existieren und bestimmte Wirkungen zu haben. Zwar hängt deren Art davon ab, ob das Ohnmachtsgefühl bewusst ist oder nicht, ihre Stärke aber wird im wesentlichen nur von seiner Intensität bedingt.

Die wichtigste und allgemeinste Folge des Ohnmachtsgefühls ist Wut, und zwar eine Wut, die besonders durch ihre Ohnmächtigkeit gekennzeichnet ist. Ihr Ziel ist nicht, wie bei anderen Arten der Wut, die aktive und zielbewusste Vernichtung des Feindes, sondern sie ist viel vager, unbestimmter, aber auch viel destruktiver gegen die Aussenwelt und gegen das eigene Selbst gerichtet. Bei Kindern drückt sich das häufig im Strampeln aus, bei Erwachsenen im Weinen, manchmal aber auch in einem Wutanfall, dem jede Zielgerichtetheit und Beziehung zur Aktion fehlt. Gewöhnlich

allerdings ist die ohnmächtige Wut nicht bewusst. Sie wird häufig durch trotziges und eigensinniges Verhalten ausgedrückt, beziehungsweise ersetzt. Dieser Trotz kann ganz bewusst sein. Hierher gehören Menschen, die sich nie einer Anordnung fügen können, die immer widersprechen müssen, nie zufrieden sind und so fort. Er kann auch unbewusst sein, und dann entsteht gewöhnlich das Bild einer allgemeinen Gehemmtheit. In solchen Fällen haben die betreffenden Menschen bewusst den besten Willen, aktiv zu sein und das zu tun, was andere von ihnen oder sie von sich selbst erwarten. Aber sie sind trotz allen guten Willens ständig unlustig, missgestimmt und zu keiner Initiative fähig. Sind nicht nur die Wut und der Trotz aus dem Bewusstsein verdrängt, sondern an der Wurzel gebrochen und umgebogen, dann findet man häufig eine Reaktionsbildung, die sich als Überfreundlichkeit und Übergefügigkeit äussert.

Die Folge der Wut ist immer Angst. Je mehr die Wut verdrängt ist, desto grösser ist die Angst. Auf die komplizierten Mechanismen, die hierfür verantwortlich sind, können wir an dieser Stelle nicht eingehen. Als wichtigsten wollen wir die Projektion der eigenen Wut auf andere hervorheben. Um die Verdrängung der eigenen Wut zu sichern, wird das Gefühl erzeugt, das sich in dem Motto ausdrücken lässt: „Nicht ich bin auf andere wütend, sondern andere auf mich.“ Die Folge davon ist das Gefühl, von anderen gehasst oder verfolgt zu werden, und die Folge hiervon ist Angst. Neben diesem indirekten Weg über die Verdrängung der Wut wird die Angst auch direkt aus dem Ohnmachtsgefühl gespeist. Das Gefühl, seine Ziele nicht durchsetzen zu können und vor allem gegen Angriffe von andern wehrlos zu sein, erzeugt notwendigerweise immer neue Angst. Das Ohnmachtsgefühl schafft Angst, die Angst aber verstärkt ihrerseits wieder das Ohnmachtsgefühl. Dieser Zirkel ist dafür verantwortlich, dass in so vielen Fällen ein einmal vorhandenes Ohnmachtsgefühl, statt allmählich zu verschwinden, immer stärker wird und die Menschen gleichsam mit jedem Schritt tiefer in den Sumpf geraten.

Ein besonders günstiges Beobachtungsfeld für das Ohnmachtsgefühl und die verschiedenen Formen seiner Verdeckung oder Versuche zu seiner Überwindung bietet die psychoanalytische Situation. Manche Analysanden dieser Art werden dem Analytiker wieder und wieder klar machen, dass sie sich nicht ändern können, weil sie schon zu alt seien, weil die Neurose in ihrer Familie erblich sei, weil sie nicht die Zeit hätten, die Analyse lange genug durchzuführen, oder was sonst immer als Rationalisierung gefunden werden kann. Häufiger als das offene Gefühl der Ohnmacht und der Aussichtslosigkeit der analytischen Bemühungen sind die Fälle,

wo im Bewusstsein ein gewisser Optimismus und eine positive Erwartung vorherrschen. Der Analysand hat das Gefühl, er wolle sich ändern und könne es auch, aber wenn man näher zusieht, entdeckt man, dass er alles andere erwartet, nur nicht, dass er selbst dazu etwas tun könne. Seine grundlegende Erwartung ist die, dass der Analytiker oder „die Analyse“ das Entscheidende für ihn tun müssten und dass er im Grunde passiv diese Prozedur über sich ergehen lassen könne. Sein wirklicher Unglaube an irgendeine Veränderung wird häufig durch die oben dargestellten tröstenden Rationalisierungen verdeckt. Er erwartet, dass ganz plötzlich, wenn es nur gelinge, das „infantile Trauma“ herauszufinden, die grosse Wandlung mit ihm vorgehen werde. Oder er richtet sich auf Zeiträume von mehreren Jahren ein und hat nach fünf Jahren erfolgloser Analyse das Gefühl, man habe eben nur noch nicht lange genug analysiert, um etwas ändern zu können. Wir finden auch in der analytischen Situation die verdeckende und überkompensierende Geschäftigkeit wieder. Solche Analysanden sind äusserst pünktlich, lesen alle erreichbare Literatur, machen bei allen ihren Freunden Propaganda für die Analyse, treffen dieses oder jenes Arrangement im Leben, weil das „gut für die Analyse sei“, und alles dies, um vor sich selbst zu verbergen, dass sie in den fundamentalen Fragen ihrer Persönlichkeit nichts zu ändern bereit, beziehungsweise imstande sind. Eng verknüpft hiermit ist ein Verhalten im Sinne der „magischen Geste“. Analysanden, bei denen das eine grosse Rolle spielt, sind besonders darauf bedacht, „alles richtig zu machen“. Sie fügen sich den Anordnungen des Analytikers aufs genaueste, und je mehr Regeln und Vorschriften er macht, desto zufriedener sind sie. Sie haben das Gefühl, dass, wenn sie nur das analytische Ritual getreu befolgen, diese Folgsamkeit in magischer Weise die Veränderung ihrer Persönlichkeit bewirken werde.

Es mag an dieser Stelle ein kleiner Exkurs über ein Problem der analytischen Technik gestattet sein. Wenn unsere eingangs geäusserte Annahme richtig ist, dass das Ohnmachtsgefühl, wenn auch in gemilderter Form, bei sehr vielen Menschen unserer Kultur vorhanden ist, dann ist es nur natürlich, wenn es sich bei einer Reihe von Psychoanalytikern selbst findet. In solchen Fällen ist es nicht nur der Patient, der im Grunde davon überzeugt ist, dass er sich nicht ändern kann, sondern der Analytiker ist der gleichen, wenn auch ganz unbewussten Überzeugung, dass man keinen Menschen beeinflussen könne. Hinter seinem bewussten beruflichen Optimismus steckt ein tiefer Unglaube an die Möglichkeit irgendwelchen verändernden Einflusses auf Menschen. Er scheut sich geradezu einzugestehen, dass die analytische Therapie

eine Beeinflussung des Menschen sei. Gewiss sollte sie keine Beeinflussung in dem Sinne sein, ihn zu bestimmten Anschauungen oder Handlungen zu veranlassen. Aber man vergisst, dass alles Heilen, wie auch alles Erziehen, immer eine Beeinflussung voraussetzt, und dass, wo es in phobischer Weise vermieden wird, auch mit Notwendigkeit der Erfolg ausbleibt. Eine besondere Rolle spielt bei manchen Analytikern die Verdeckung des eigenen Ohnmachtsgefühls durch die magische Geste. Es scheint, als ob, ebenso wie für manche Patienten, auch für sie selbst die korrekte Durchführung des analytischen Rituals der Kernpunkt der ganzen Prozedur sei. Wenn sie nur getreulich allen Vorschriften von Freud gefolgt sind, meinen sie, alles getan zu haben, was möglich ist, und ihre wirkliche Ohnmacht, den Patienten zu beeinflussen, braucht ihnen nicht ins Bewusstsein zu kommen. Wir möchten annehmen, dass die absonderliche Wichtigkeit, die für Analytiker dieses Typs das analytische Zeremoniell hat, letzten Endes auf ihr eigenes Ohnmachtsgefühl zurückgeht. Das Zeremoniell wird zum magischen Ersatz für die faktische Beeinflussung des Patienten.

Für die Entstehung des Ohnmachtsgefühls trifft man auf dieselbe Schwierigkeit, die immer vorhanden ist, wenn man die Entstehungsbedingungen für einen seelischen Mechanismus angeben will. Es liegt niemals eine einfache Bedingung vor, die man als „Ursache" des in Frage stehenden Mechanismus bezeichnen kann. Man muss vielmehr immer die gesamte Konstellation der äusseren Umstände, unter denen ein Mensch lebt, und die komplizierte Dynamik seiner Charakterstruktur, die sich als Reaktion auf die Aussenwelt entfaltet, kennen, um die Entstehungsbedingungen des einzelnen seelischen Mechanismus voll zu verstehen. Der Versuch einer prinzipiellen Darstellung der Entstehungsbedingungen des Ohnmachtsgefühls, insbesondere einer Untersuchung der grundlegenden Rolle des Masochismus, würde weit über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen. Wir halten es auch ganz allgemein für methodologisch gerechtfertigt, einen unbewussten Mechanismus zu beschreiben und die verschiedenen Konsequenzen dieses Mechanismus im Sinne von Rationalisierungen, Reaktionsbildungen usf. zu untersuchen, ohne gleichzeitig auch alle diese unbewusste Tendenz *bedingenden* Faktoren zu analysieren. Soweit im folgenden doch noch auf sie eingegangen wird, werden wir uns nur an diejenigen Umstände halten, die in *unmittelbarer* Weise das Ohnmachtsgefühl bedingen, beziehungsweise ein schon vorhandenes verstärken. Aber selbst mit dieser Einschränkung werden die Entstehungsbedingungen nur skizzenhaft und in Umrissen beschrieben.

Wir haben uns bei der Beschreibung des Ohnmachtsgefühls

und der aus ihm stammenden Folgeerscheinungen vorwiegend an die neurotischen Erscheinungsformen gehalten, weil sie ein deutlicheres Bild des zu beschreibenden Phänomens geben als die „normalen“. Bei der Beschreibung der Entstehungsbedingungen ist es zweckmässiger, uns an jene allgemein in der bürgerlichen Gesellschaft vorhandenen Bedingungen zu halten, deren Steigerung im Einzelfall zu den oben geschilderten neurotischen Erscheinungsformen des Ohnmachtsgefühls führt und deren durchschnittliches Auftreten wir als Bedingung für das normale Ohnmachtsgefühl im bürgerlichen Charakter vermuten dürfen.

Wir müssen erwarten, dass ein so tief liegendes und intensives Gefühl wie das der Ohnmacht nicht erst in späteren Lebensjahren entsteht, sondern dass Erlebnisse in der allerfrühesten Kindheit für seine Entstehung verantwortlich zu machen sind. Diese Erwartung wird rasch bestätigt, wenn man sich die Situation des Kindes in der bürgerlichen Familie unter den uns hier interessierenden Gesichtspunkten ansieht. Das Verhalten des Erwachsenen zum Kind lässt sich dahin charakterisieren, dass das Kind im letzten Grunde nicht ernst genommen wird. Dieser Tatbestand ist offenbar in den Fällen, in denen Kinder vernachlässigt und ausgesprochen schlecht behandelt werden. Hier haben die Eltern die ganz bewusste Meinung, dass das Kind nichts gilt, sie wollen seinen eigenen Willen und seine eigene Persönlichkeit unterdrücken, das Kind ist für sie ein willenloses Instrument ihrer Willkür, und es darf in keiner Weise etwas zu bestellen haben. In extremen Fällen trägt es ihm schon Strafe ein, wenn es auch nur wagt, einen Wunsch zu äussern; aber dass es selbst etwas anordnen, die Eltern in ihren Entschlüssen beeinflussen, selbständig irgend etwas erreichen könnte, liegt ganz ausserhalb auch nur der Denkmöglichkeiten in dieser Konstellation. Schwerer durchschaubar, aber nicht weniger folgenschwer ist jenes Nichternstnehmen des Kindes, das sich hinter Verzärtelung und Verwöhnung versteckt. Solche Kinder werden gewiss beschützt und behütet, aber die Entfaltung ihrer eigenen Kräfte, beziehungsweise des Gefühls dafür, selbst Kräfte zu haben, wird mehr oder weniger vollständig gelähmt. Sie erhalten alles, was sie brauchen, im Überfluss, sie dürfen sich auch alles wünschen, dürfen alles sagen, was sie wollen. Ihre Situation gleicht aber im Grunde der eines gefangenen Prinzen. Auch dieser hat alle Genüsse im Überfluss und viele Diener, denen er Befehle geben kann. Und doch ist alles unwirklich und gespensterhaft, denn seine Befehle haben nur Geltung, solange sie nicht den Rahmen seines Gefängnisses sprengen. Alle seine Macht ist eine Illusion, die er dann am besten aufrecht erhalten kann, wenn er gar nicht mehr daran denkt, ein Gefangener zu sein, und gar

nicht mehr wünscht, die Freiheit zu gewinnen. Er kann zwar seinen Untergebenen befehlen, dass sie ihn aufs pünktlichste bedienen ; wollte er ihnen aber gebieten, sie sollten das Tor des Schlosses öffnen, in dem er gefangen ist, so würden sie sich verhalten, als habe er überhaupt nichts gesagt. Ob nun so extreme Fälle der Verwöhnung oder der durchschnittliche Fall des „liebevoll" behandelten Kindes vorliegen, macht nur einen Unterschied im Grad des Nichternstnehmens aus. Gemeinsam ist in allen Fällen, dass das Kind aus eigenem Recht nichts anordnen, nichts vollbringen, nichts beeinflussen, nichts verändern kann. Es kann viel von dem, was es will, bekommen, wenn es lieb und brav ist, aber es kann nichts bekommen, was ihm nicht gegeben wird, und es kann nichts erreichen, ohne dass der Erwachsene sich einschaltet.

Dieses Nichternstnehmen drückt sich gewöhnlich keineswegs in dramatischen und auf den ersten Blick auffallenden Formen aus. Man muss nach sehr subtilen Eigenheiten des Verhaltens der Erwachsenen suchen, um den hier gemeinten Einfluss zu verstehen. Das leichte und kaum wahrnehmbare Lächeln, wenn das Kind etwas Selbständiges sagt oder tut, kann eine ebenso niederschmetternde Wirkung haben wie die gröbsten Versuche, seinen Willen zu brechen. Ja häufig ist es so, dass, wo sich die Eltern feindselig zeigen, das Kind gleichfalls eine Opposition entwickelt, die ihm erlaubt, sich von den Eltern zu lösen und ein selbständiges Leben zu beginnen, während die Freundlichkeit der Eltern das Kind an der Entfaltung jeder prinzipiellen Opposition hindert und es nur umso hilfloser und ohnmächtiger macht. Man findet nicht selten in Analysen, dass sich Menschen daran erinnern, welche ohnmächtige Wut sie als Kinder hatten, wenn sie über die notwendige Zeit hinaus in die Schule begleitet wurden, beim Anziehen geholfen bekamen, wenn sie nicht bestimmen durften, welche Art Kleider sie tragen wollten, wann es Zeit war, sich wärmer oder leichter anzuziehen. Noch in einer Reihe von anderen typischen Verhaltungsweisen kommt das Nichternstnehmen des Kindes zum Ausdruck. Versprechen, die dem Kind gegeben werden, werden nicht gehalten, bestimmte Fragen nicht ernst genommen oder unaufrichtig beantwortet. Anordnungen werden gegeben, ohne dass dem Kind ihr Grund gesagt wird. Dies alles kann in der freundlichsten Weise geschehen, dem Kind bleibt aber das Gefühl, dass man nicht mit ihm rechnet und dass man sich im Grunde alles gegen es erlauben kann. Selbst da, wo Versprechen gehalten und Antworten gegeben werden, aber wo der Erwachsene das Gefühl hat, sein Verhalten stelle eine besondere Freundlichkeit oder ein besonderes Entgegenkommen dar, ist der Eindruck auf das Kind kein anderer. Es fühlt sich nur dann ernst genommen,

wenn der Erwachsene sich ihm gegenüber ebenso verpflichtet fühlt, aufrichtig und zuverlässig zu sein, wie er das anderen Erwachsenen gegenüber ist, die er respektiert. Als ein Symbol für die hier gemeinte Situation des Kindes hat uns immer ein bestimmtes Spielzeug beeindruckt, nämlich ein Spieltelefon. Es sieht aus wie ein richtiges Telefon, das Kind kann den Hörer abnehmen und die Nummern wählen, nur verbindet es mit niemand. Das Kind kann niemand erreichen, und obwohl es genau dasselbe tut wie der telefonierende Erwachsene, bleibt seine Handlung ohne jede Wirkung und ohne jeden Einfluss.[1])

Wenn auch extreme Fälle des Nichternstnehmens des Kindes auf individuelle Umstände zurückzuführen sind, so hat doch die geschilderte Haltung ihre Wurzel in der gesamten gesellschaftlichen und der durch sie bestimmten seelischen Konstellation. Der erste hier zu erwähnende Faktor ist die scharfe Trennung des Kindes von der Realität des Lebens, eine Trennung, die allerdings in geringerem Masse für das proletarische und das Bauernkind gilt. Das bürgerliche Kind wird ausgesprochen davor behütet, mit der Realität in Berührung zu kommen ; seine Welt gewinnt damit notwendig einen illusionären, ja gespensterhaften Charakter. Das Kind wird gelehrt, die Tugenden von Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit, Nächstenliebe zu entwickeln. Für die grosse Mehrzahl der Menschen ist es nötig, dass sie sich fügen können, dass sie ihre Ansprüche auf eigenes Glück reduzieren und bis zu einem gewissen Grade tatsächlich jene Tugenden verkörpern. Für die kleine Gruppe derjenigen, aus denen die tüchtigen Geschäftsleute und alle anderen Arten von Erfolgreichen erwachsen, dürfen diese Regeln jedoch nicht gelten. Sie müssen anspruchsvoll und rücksichtslos sein, wenn sie Erfolg haben wollen. Aber das Geheimnis, das zum Erreichen dieses Erfolgs nötig ist : alles das, was den Kindern gepredigt wird, zu vergessen, entdecken die Söhne der „Elite" schon zur rechten Zeit. Der grossen Masse darf diese Entdeckung nicht gelingen. Die meisten bleiben daher ihr Leben lang verwirrt und verstehen gar nicht, was eigentlich im gesellschaftlichen Leben vor sich geht. Bei vielen führt der Widerspruch zwischen dem Wunsch nach Erfolg und dem Wunsch nach Erfüllung der ihnen in der Kindheit gelehrten Ideale zu neurotischen Erkrankungen. Für das Verhalten der Erwachsenen zum Kind ist das regelmässige Resultat, dass es gar nicht ernst genommen werden kann, weil es ja

---

[1]) In der modernen pädagogischen Theorie und Praxis sind Ansätze vorhanden, durch eine Reihe von Massnahmen dem Kind das Gefühl des Ernstgenommenwerdens zu verschaffen. Die Wirksamkeit dieser Massnahmen wollen wir hier nicht diskutieren.

noch dumm ist, das heisst, von den Spielregeln des Lebens, in dem die Erwachsenen stehen, nichts weiss.

Das Kind wird nicht ernst genommen, ebenso wenig wie die Kranken und Alten — trotz aller entgegengesetzten Ideologien. In der bürgerlichen Gesellschaft beruht der Wert des Menschen auf seiner ökonomischen Leistungsfähigkeit. Das Mass an Respekt, das ihm entgegengebracht wird, hängt von dem Ausmass seiner ökonomischen Kapazität ab. Menschen, die ökonomisch keine Potenz darstellen, sind letzten Endes auch menschlich unbeachtlich. Wenn man das Verhalten zu alten Menschen oder im Umgang mit Kranken in Hospitälern etwas näher beobachtet, dann entdeckt man die gleiche Skala in den Verhaltungsweisen wieder, die auch dem Kind gegenüber vorhanden sind. Von brutaler Nichtachtung bis zur überfreundlichen Hilfsbereitschaft finden sich alle Gefühlsskalen.

Das Nichternstnehmen des Kindes wird mit seiner biologischen Hilflosigkeit begründet. Gewiss ist das Kind relativ lange hilflos und auf die Erwachsenen angewiesen. Diese Hilflosigkeit erweckt aber in Erwachsenen nur zum Teil die Tendenz der Ritterlichkeit oder der Mütterlichkeit, zum anderen Teil vielmehr Tendenzen, das Kind eben wegen dieser Hilflosigkeit bewusst oder unbewusst zu verachten und zu demütigen. Diese Tendenzen, die man im weiteren Sinne als sadistische bezeichnen kann, sind ihrerseits in der Rolle des Erwachsenen im gesellschaftlichen Prozess begründet. Wenn er Mächten ausgeliefert ist, denen gegenüber er keinerlei Kontrolle hat, so entwickelt sich die Tendenz als Kompensation dieser Ohnmacht, sich stark und überlegen gegenüber denen zu empfinden, die schwächer sind als er. In der grossen Mehrzahl der Fälle ist der Sadismus als solcher ganz unbewusst und äussert sich nur in der Tendenz, die biologische Hilflosigkeit des Kindes überzubetonen, und in jenem Nichternstnehmen des Kindes, von dem die Rede ist.

Die Bedingungen für das Ohnmachtsgefühl des Kindes finden ihre Wiederholung auf höherer Ebene im Leben des Erwachsenen. Gewiss fehlt hier das Moment des ausgesprochenen Nichternstnehmens. Im Gegenteil, dem Erwachsenen wird gesagt, er könne alles erreichen, was er wolle, wenn er es nur wirklich wolle und sich anstrenge, und er sei ebenso für seinen Erfolg wie für das Misslingen selbst verantwortlich. Das Leben wird ihm als ein grosses Spiel hingestellt, in dem in erster Linie nicht der Zufall, sondern eigenes Geschick, eigener Fleiss und eigene Energie entscheiden. Diesen Ideologien stehen die faktischen Verhältnisse schroff gegenüber. Der durchschnittliche Erwachsene unserer Gesellschaft ist tatsächlich ungeheuer ohnmächtig, und diese Ohnmacht wirkt noch

umso drückender, als er ja glauben gemacht wird, es müsste eigentlich ganz anders sein und es sei sein Verschulden, wenn er so schwach sei. Er hat gar keine Macht, sein eigenes Schicksal zu bestimmen. Schon welche Fähigkeiten er entwickeln kann, ist ihm vom Zufall der Geburt vorgeschrieben ; ob er überhaupt Arbeit bekommen, welchen Beruf er wählen kann, wird im wesentlichen von Faktoren bestimmt, die von seinem Willen und seiner Anstrengung unabhängig sind. Selbst in der Freiheit der Wahl seines Liebespartners ist er durch enge ökonomische und soziale Grenzen eingeschränkt. Gefühle, Meinungen, Geschmack werden ihm eingehämmert, und jede Abweichung bezahlt er mit verstärkter Isolierung. Die Statistik kann ihm zeigen, ein wie kleiner Prozentsatz von denen, die mit der Illusion beginnen, die Welt stehe ihnen offen, auch nur eine gewisse Unabhängigkeit und ökonomische Sicherheit erreichen. Massenarbeitslosigkeit und Kriegsgefahr haben — wenigstens in Europa — die faktische Ohnmacht des einzelnen in den letzten Jahren noch vermehrt. Er muss für jeden Tag dankbar sein, an dem er noch Arbeit hat und der ihn noch von dem Grauen eines neuen Krieges trennt. Bei der Gestaltung der ökonomischen und politischen Verhältnisse ist er völlig ohnmächtig. In autoritären Staaten ist Einflusslosigkeit zum bewussten Prinzip erhoben. Aber auch in Demokratien besteht eine ausserordentliche Diskrepanz zwischen der ideologischen Vorstellung, das einzelne Mitglied der Gesellschaft bestimme als Teil des Ganzen dessen Schicksal, und der Distanz, die in Wirklichkeit den einzelnen von den Zentren der politischen und ökonomischen Macht trennt.

Der Umstand, dass der bürgerliche Mensch über die sein Verhalten bestimmenden seelischen Antriebe nicht Bescheid weiss, findet seine Entsprechung darin, dass er die die wirtschaftliche Entwicklung bestimmenden Kräfte in der durch den Markt regulierten Wirtschaft nicht kennt und sie ihm als undurchschaubare Schicksalsmächte erscheinen. In der gegenwärtigen Gesellschaft bedarf es zum Unterschied von anderen Wirtschaftsformen einer besonderen Wissenschaft der politischen Ökonomie, um zu verstehen, wie sie funktioniert. Es bedarf ganz entsprechend der Psychoanalyse, um das Funktionieren der individuellen Persönlichkeit, das heisst, um sich selbst zu verstehen. Das Ohnmachtsgefühl wird durch den Umstand ausserordentlich verstärkt, dass sowohl die komplizierten Vorgänge ökonomischer und politischer Art als auch die seelischen Vorgänge undurchsichtig sind. Auch wenn er zu wissen glaubt, was vorgeht, so ändert diese Illusion doch nichts daran, dass ihm die Orientierung über die in der Gesellschaft und in ihm selbst wirkenden fundamentalen Kräfte nahezu völlig fehlt. Er sieht hundert Einzelheiten, hält sich an die eine oder

andere und versucht, von einer aus das Ganze zu verstehen, um nur immer wieder von neuen Einzelheiten überrascht und verwirrt zu werden. Da die erste Bedingung zum aktiven Handeln und Beeinflussen des eigenen Schicksals wie des der Gesellschaft die richtige Einsicht in die entscheidenden Kräfte und Konstellationen ist, haben die Unkenntnis und der Mangel an Einsicht die Folge, das Individuum ohnmächtig zu machen, und diese Ohnmacht wird auch innerlich von ihm registriert, selbst wenn es sich mit allen möglichen Illusionen verzweifelt dagegen wehrt, sie zu registrieren. Das Nichtverfügen über eine richtige gesellschaftliche und, soweit das Individuum in Frage kommt, psychologische Theorie ist eine wichtige Quelle für das Ohnmachtsgefühl. Theorie ist die Bedingung für das Handeln. Aber die Existenz der Theorie und selbst der leichte Zugang zu ihr befähigt die Menschen noch nicht ohne weiteres zum aktiven Handeln. Die europäische Situation stellt gerade sehr eindrucksvoll dar, wie fatalistisch die Menschen sich mit ihrem Schicksal abfinden, obwohl Millionen von ihnen eine im Prinzip richtige Theorie der gesellschaftlichen Vorgänge besitzen. Der gleiche Vorgang zeigt sich auch immer wieder, wenn die theoretische Kenntnis der psychologischen Vorgänge Menschen so wenig hilft, sie zu ändern. Für Menschen, in denen das Ohnmachtsgefühl vorhanden ist, hat die Theorie im Grunde kein vitales Interesse. Da sie nicht erwarten, etwas ändern zu können, ist auch die Einsicht, die beschreibt, wie man etwas ändern könnte, blass und unwichtig. Selbst wenn man sie hat, bleibt sie eine abstrakte Kenntnis, ein Bildungsgut wie Geschichtsdaten oder Gedichte, die man in der Schule gelernt hat, oder — Weltanschauung.

Man kann in der psychischen Einstellung der breiten Massen und ihrer Führer, speziell der im letzten Krieg unterlegenen Länder, beinahe eine zeitliche Abfolge der oben geschilderten Kompensations-Mechanismen entdecken. Die ersten Jahre nach dem Friedensschluss waren durch eine ausserordentliche politische und soziale Aktivität charakterisiert. Man schuf neue Verfassungen, neue Symbole, neue Gesetze. Vor allem die leitenden Politiker gaben den Eindruck äusserster Aktivität. Sie erklärten, dass sie es seien, die praktisch arbeiteten, die nicht träumten, sondern die Realität veränderten, die endlich „zupackten". Es geschah viel, doch nichts, was an die Fundamente rührte, und infolgedessen nichts, was auch nur den Beginn zu wirklichen Veränderungen darstellte. Das „Zupacken" und der Eifer der Führer (soweit er überhaupt ehrlich und nicht bloss Vorwand und Trick war), auch bis zu einem gewissen Grade die Aktivität der Massen, erwies sich als leere Geschäftigkeit, hinter der sich der Mangel an echter Aktivität

und das Gefühl der Ohnmacht mit Bezug auf wirkliche Veränderungen versteckte. Die Resultatlosigkeit der Bemühungen führte bald zum „Glauben an die Zeit". Man hatte das Gefühl, die Erfolglosigkeit der Anstrengungen sei daraus zu erklären, dass die Zeit zu kurz sei, um Erfolge zu erwarten, und man tröstete sich damit, dass grosse Veränderungen schon vor sich gingen, wenn man nur Geduld habe und nichts überstürze. Geduld wurde zum Fetisch und Ungeduld zum schweren Vorwurf. Allmählich musste man aber einsehen, dass die Entwicklung in der gewünschten Richtung nicht nur ausblieb, sondern dass die entgegengesetzte erfolgte. Was im ersten Ansturm erreicht worden war, verschwand langsam und sicher. Man musste schon die Einsicht in das, was real vorging, verdrängen, um am Glauben an die Zeit festhalten zu können. Dann trat an seine Stelle mehr und mehr der Glaube an das Wunder. Man verzweifelte daran, dass menschliche Anstrengung überhaupt etwas ändern könne, und erwartete alles von „begnadeten" Führern und von „irgendeinem Wechsel" in den Verhältnissen. Man verzichtete darauf, zu wissen, was man ändern wollte und wie man es ändern könnte, sondern glaubte, dass irgendein Umschwung, auch wenn man ihn seinem Inhalt nach gar nicht bejahte, besser sei als gar nichts und zum mindesten die Möglichkeit in sich berge, das zu vollbringen, woran die eigene Anstrengung gescheitert war. Diese Hoffnung auf einen Umschwung, wie immer er auch geartet sei, war der Nährboden für das Wachstum der zum Siege des autoritären Staates führenden Ideologien.

Die hier skizzierte zeitliche Abfolge ist gewiss keine strenge und bezieht sich nur auf den Akzent, den die verschiedenen Formen der kompensierenden Mechanismen jeweils hatten. Bis zu einem gewissen Grad fanden sich immer alle Mechanismen auch gleichzeitig vor. Der Glaube an die Zeit ist schon in der ersten Phase nach dem Zusammenbruch zu beobachten[1]), und viele, vor allem die geschlagenen Führer, haben ihn auch nach dem Sieg der autoritären Ideologie nicht aufgegeben. Andererseits war der Glaube an das Wunder schon von Anfang an vorhanden, allerdings im wesentlichen bei einer bestimmten sozialen Schicht, dem Kleinbürgertum. Auf Grund einer Reihe von Umständen, vor allem der zunehmenden ökonomischen Entmachtung des Klein-

---

[1]) In dieser Hinsicht ist eine 1918 in Deutschland verbreitete Losung, die in der Presse und auf Plakaten mehr als irgendeine andere sichtbar war, recht charakteristisch : „der Sozialismus ist auf dem Marsche". In dieser Formulierung werden die Menschen als aktive und handelnde Objekte des politischen Geschehens eliminiert, „der" Sozialismus wird zum Subjekt gemacht und von ihm ausgesagt, er befinde sich auf dem Marsche ; es kommt hier die Nuance der Unabsehbarkeit des Prozesses zum Ausdruck.

bürgertums, war das Ohnmachtsgefühl in dieser Schicht am stärksten. In den ersten Jahren nach dem Krieg erwartete man das Wunder von der Rückkehr der Monarchie und von den alten Flaggen, nachher von „Führern" und „einer" Umwälzung. Gewiss herrschte in bestimmten Teilen der Bevölkerung echte Aktivität und weder Wunderglaube noch Zeitglaube. Dies gilt sowohl für die fortgeschrittensten Teile der Arbeiterschaft als auch, in einem anderen und beschränkteren Sinne, für die mächtigsten und, im ökonomischen Sinn, fortgeschrittensten Teile des Unternehmertums, wenn auch die Ziele entgegengesetzte waren.

Wenn man die Nachkriegsperiode durch ein Anwachsen des Ohnmachtsgefühls charakterisiert, erhebt sich ein neuer Einwand. Haben nicht die Vertreter der autoritären Ideologien ein grosses Mass an Aktivität und Machtgefühl bewiesen, haben sie nicht mit Zähigkeit und Energie die politischen und menschlichen Verhältnisse umgestaltet ? Oberflächlich gesehen scheint dieser Einwand zwingend zu sein und zum Schluss zu führen, dass die Klassen und Individuen, welche die Träger der siegreichen Bewegungen waren, also vor allem das Kleinbürgertum, das ihnen innewohnende Ohnmachtsgefühl überwunden haben. Sieht man jedoch näher zu, so zeigt sich, dass die heute von ihnen entfaltete Aktivität sehr bedingt ist. Krieg, Leiden, Armut werden als gegebene und unabänderliche Faktoren des menschlichen Zusammenlebens angesehen und jeder Versuch, an diesen Fundamenten zu rütteln, als Dummheit oder Lüge betrachtet. Das Verhalten in Bezug auf die grundlegenden politischen und gesellschaftlichen Faktoren ist unlösbar verknüpft mit dem Gefühl der schlechthinnigen Abhängigkeit. Diese Schicksalsmächte mögen realistisch als „Naturgesetz" oder als „Zwang der Tatsachen", philosophisch als die „Macht der völkischen Vergangenheit", religiös als „Wille Gottes" oder moralisch als „Pflicht" rationalisiert sein, immer bleibt es eine höhere Gewalt ausserhalb des Menschen, der gegenüber jede eigene Aktivität endet und nur blinde Unterwerfung möglich ist. Die Hilflosigkeit des Individuums ist das Grundthema der autoritären Philosophie.

Some Observations on the Feeling of Impotence.

The point of departure used in the article is the statement that in the bourgeois character there is embedded a feeling, not always conscious, of profound impotence. Psychoanalytic experiences are presented to illustrate such feelings. In extreme cases the content of such feeling may be described as follows : „There is nothing I can influence ; nothing I can move ; nothing I can change by my will in the external world or in myself. I have no power, I am not taken seriously, I am for other people like air which no one notices."

The feeling of being without power may be in relation to other people, to oneself, or to things. Its most important psychological consequences are a feeling of inferiority, fear, and anger. A series of examples are described in which an attempt was made to soften the intensity of the feeling of impotence, or to eliminate it entirely. In this sphere rationalizations explain the impotence as the result of certain non-psychological conditions, rationalizations which console because of their belief in sudden miracles or changes over long periods of time ; finally, a reaction which consists in an attempt to hide this feeling in activity and mere routine.

The social conditions of the origin of this feeling of impotence are found in two fields : first in the fact that the child in the bourgeois family, even if treated very favorably, is not really taken seriously, and then in the place the adult has in modern society, his helplessness and dependence on powers he cannot comprehend and control, in particular his position of impotence in a process of production governed by the principle of division of labor.

At the end the author attempts to show this feeling of impotence and the rationalizations which covered it up in the political behavior of the European masses during the post-war period.

Du sentiment d'impuissance.

L'article constate tout d'abord qu'un sentiment d'impuissance profond, encore que d'ordinaire inconscient, marque la vie bourgeoise. L'article utilise l'expérience que livre la psychanalyse des individus pour décrire ce sentiment d'impuissance. Dans les cas extrêmes, la description aboutit aux traits suivants : je ne puis exercer d'influence sur rien, je ne puis rien mettre en mouvement, ma volonté est incapable de rien changer ni dans le monde extérieur ni en moi-même, je n'ai pas de force, je n'existe pas pour les autres, je suis comme l'air qu'ils respirent. Le sentiment d'impuissance peut se rapporter aussi bien à d'autres hommes qu'à la personne elle-même, ou à des choses. Les suites psychologiques les plus importantes de ce sentiment sont : complexe d'infériorité, angoisse, colère. L'article décrit une série de tentatives pour adoucir, ou même chasser de la conscience la souffrance qui naît de cette impuissance. A cette catégorie appartiennent des rationalisations explicatives qui ramènent l'impuissance à certaines circonstances extra-psychiques ; des rationalisations consolatrices qui font croire à la brusque irruption d'un miracle, ou bien à des changements progressifs, fruits d'une longue durée ; enfin une forme de réaction qui, à force d'activité, de routine affairée parvient à couvrir le sentiment d'impuissance, qui reste inconscient. Deux ordres de conditions sociales favorisent la formation du sentiment d'impuissance : d'abord le fait que l'enfant dans la société bourgeoise, si affectueusement qu'il puisse être traité, n'est pas — au fond — pris au sérieux ; d'autre part, le rôle de l'adulte dans la société bourgeoise, sa propre impuissance et sa dépendance à l'égard de forces qu'il est incapable de maîtriser ou même de reconnaître, plus particulièrement sa position dans le procès de production, qui, par suite de l'extrême division du travail, lui enlève autonomie et efficacité. Pour terminer, l'article tente de retrouver ce sentiment d'impuissance et les diverses formes de rationalisations qui le dissimulent, dans l'attitude des masses européennes durant l'époque de l'après-guerre.

Some Remarks on the Typological Procedures in Social Research.

By

Paul F. Lazarsfeld.

Problems come up daily in empirical social research which the student attempts to solve with measures developed to answer the immediate need. After some time, a tradition of procedures accumulates ; these procedures are handed down from teacher to pupil until they form a well-established methodological tradition. Very often it takes years before they are systematically reviewed and their logical background scrutinized. Authorities in related fields have often rendered valuable service by analyzing the methods used in a special field of research. Much can be gained by listening to them carefully and matching one's own experience with the systematic approach offered. Both the methodological system and the practical techniques can be improved in this way.

A book by Carl G. Hempel and P. Oppenheim „Der Typusbegriff im Lichte der Neuen Logik" (The Concept of Types in the Light of the New Logic)[1]) offers such an opportunity. This book attempts to analyze the logic of typological procedures where these procedures are used in the social sciences and biology. The establishing of types has become more and more important in the recent developments of social research, and a systematic discussion of the problems involved is very much in order. The book should be discussed in detail by students of the social sciences ; in certain points it needs to be improved and complemented by methods which the authors have overlooked because of their lack of actual experience in empirical research work. The following discussion attempts to present and to enlarge upon the ideas of the authors, applying them at the same time to practical problems of social research. As a result, these remarks are less than a review, inasmuch as they do not report the whole book, and more than one, inasmuch as they introduce additional experience and considerations.

---

[1]) A. W. Siythoff, U. V., Leiden 1936.

II.

One is safe in saying that the concept of type is always used in referring to special compounds of attributes. In speaking of the Middle-western type of American, one may have in mind certain physical features, certain attitudes and habits, certain affiliations and talents attributed to the inhabitants of this region. In speaking of types of books or of types of governments, a special combination of attributes is thrown into relief. Sometimes not all the attributes entering a typological combination can be enumerated. When the psychologist describes the extrovert type, he hopes that subsequent research will find more and more attributes which enter into this particular combination. There can and will be much discussion on how such a special combination of attributes is found, delineated and justified. The very fact, however, that a type is a specific attribute compound will hardly be denied. Therefore, a methodological discussion of the concept of type can begin with a survey of the different kinds of attributes which can enter into such a compound.

Three different kinds of attributes may be distinguished advantageously. The first may be called a characteristicum; by that is meant an attribute which can be predicated only as belonging or not belonging to an object. Something can be either square or not square. It can be either all of wood or not all of wood. It can be either alive or dead. Any attribute which permits only two mutually exclusive applications shall be called a characteristicum. Different from the characteristicum is a variable, which is an attribute permitting any number of graduations and, in addition, implying the possibility of actual measurement. Size is a variable because an object can have any number of sizes and its size can actually be measured in inches. The variable is the attribute used in the natural sciences and the one presupposed in mathematics from which the term is taken.

Besides these two kinds of attributes, a third can be distinguished: the serial.[1]) A serial is an attribute which can be predicated of an object only in comparison with another object. It is distinguished from the characteristicum in as much as it permits the ranking of any number of objects in a certain order and is not restricted,

---

[1]) Hempel and Oppenheim are mainly concerned with bringing clearly into relief the concept of serial and its differences from the characteristicum. But for the terms themselves, the whole analysis of serial follows closely the presentation given in the book.

like the characteristicum, which divides objects into two classes only. It is distinguished from the variable inasmuch as it does not permit actual measurement. A very good example is furnished by mineralogy. Minerals can be arranged in the order of their softness : of two minerals one should be termed softer than another when it can be scratched by the other. Thus it is not possible to decide whether or not one mineral alone is soft, but rather which of two is the softer. Current social and psychological research offers many examples of such serials. Intelligence is defined in such a way that with the help of tests, it can be determined which of two individuals is more intelligent. Attitudes are so defined that, with the help of expert opinions, one can state that one attitude is more favorable toward peace than another one. Therefore „intelligence“ and „pacifism“ are the kinds of attributes called serials.[1])

There is an important practical relation between these three kinds of attributes : it is always possible to transform a variable into a serial and a serial into a characteristicum, but no transition in the inverse direction is possible. This statement is easily exemplified. People can be grouped according to size by inspection without the use of a yardstick, and in this way it is possible to say which of two individuals is taller but not how tall one of the pair is. So the variable „size“ becomes a serial. Minerals, after they have been arranged according to softness, can be grouped into two classes : the lower fifty percent, for instance, and the upper fifty percent of the arranged order. By calling the former „soft“ and the latter „not soft“ or „hard“, „soft“ becomes a characteristicum.

The difference between a serial and a characteristicum is reflected in everyday language in the use of positives and comparatives. It does not make sense to say that one object is squarer than another because the definition of a characteristicum does not imply the definition of its comparative. On the other hand, it emanates from the definition of a serial that it corresponds to a comparative and does not imply a positive. It might seem somewhat surprising that it is possible to say that one object is softer than another without its making sense to say when an object is soft. A further analysis shows, however, that additional definitions are required (either explicit or implied in the use of language) to ascertain what soft as a positive should mean. The

---

[1]) Hempel and Oppenheim call the serials „abstufbare Begriffe“ and define them exactly with the help of logistic symbols. For the purpose of those remarks, however, it is not necessary to go into those details.

transformation of a serial into a characteristicum, mentioned above, is a good example of the kind of additional assumption which would be necessary. The differences between a serial and a variable has one consequence which should be kept in mind : no concept of „distance" is implied in the definition of a serial. If three objects, a, b, and c, are given, they can be arranged in an order with the help of a serial, but it cannot be decided wether the difference between a and b is greater than between b and c in regard to softness, or intelligence, or pacifism, or whatever serial might be involved.[1])

III.

The logical analysis of the serial kind of attribute is of special importance because it permits a better understanding of what shall be called serial operations. The best known of these operations is the standardization of a serial. After having arranged objects in a certain order with the help of a serial, it is useful to subdivide those objects into quasi-intervals. After a number of individuals are ranked according to their pacifism, one might, for instance, separate the ten percent on the top, then the next ten percent, and so on down to the ten percent on the bottom, the ten percent least pacifistic in this group. These ten groups are called quasi-intervals because they correspond somehow to the real intervals which can be established with the help of a variable. The difference, however, is this : in regard to size, people can be grouped in classes 6' to 5' 9", 5' 9" to 5' 8" and so on. How many individuals in a given sample fall into those intervals is a matter of empirical inspection. With quasi-intervals, the number of individuals in each class is given by definition and the „length" of the interval is not established. The very idea does not make sense without the introduction of additional assumptions.

There are many cases where such a procedure is actually of great importance in empirical social research. A random sample of fifty political writers might be ranked with the help of judges according to their pacifism, introducing, in this way, an attribute „pacifism" which is evidently a serial. Then those fifty writers might be subdivided into ten groups from the five most pacifistic

---

[1]) In more exact terms, it might be stated that a serial can never lead to a distribution curve. Hempel and Oppenheim have themselves overlooked this fact. They speak, on page 85 of their text, about bi-model distributions. Such distribution can only be engendered, however, by a variable, and its applications to the logic of serials is erroneous in this connection. The possible interrelations between a serial and a distribution curve have been studied by L. L. Thurston.

to the five least pacifistic. This way, ten grades of pacifism are established, which are nothing but quasi-intervals. If later a new writer who was not included in the fundamental group is to be judged as to his pacifism, the procedure would be this : by some criterion established in advance, he would have to find his place between the writer in the basic sample who is just more and the one who is just less pacifistic then he. Thus, the new writer would automatically fall into one of the ten quasi-intervals, and therewith a certain grade of pacifism would be attributed to him. (The problem of borderline cases is omitted here as yielding no fundamentally new aspect.)

Since it might very often be impossible to go back to the original fifty cases, a substitute procedure could be thought of. For each of the ten grades of pacifism, one writer is selected and carefully described as characteristic for his own grade of pacifism. These ten characteristic writers shall be called standards. When, then, a new writer has to be classified, his grade of pacifism can be established according to the standard to which he is most akin.

The relation between a serial order and a standard can be inverted. So far, it has been assumed that the serial order was established first and the standards derived afterwards. In many cases, the standards are established first and the serial order derived from them.

It is easy to give practical examples of this procedure. Zimmerman[1]) groups fifty towns in Massachusetts in a serial order for which one standard is the idea of a completely agricultural community and the other a completely industrialized one. In these fifty towns the Relief Administration has tried to encourage the unemployed to cultivate little gardens which are turned over to them in order to give them more means of subsistence. Zimmerman reported that the nearer a community was to the industrial standard, the less successful for psychological reasons was the effort of re-education. Another example has been given by Charlotte Bühler[2]) in a study of the relation between man and machine. She establishes two standards : in one case, man controls a complicated machine as, for example, the driver of an automobile or the operator of a crane ; in the other case, the machinery dominates the man as, for instance, the worker on a moving belt who performs just one operation completely controlled by the whole setup. It is possible to group the various working procedures in a factory

---

[1]) Family and Society, New York 1935.

[2]) Der menschliche Lebenslauf, Leipzig 1933.

in a serial order according to the similarity they have to the two standards. Bühler has shown that a very important relationship to age exists : the nearer the work is to the first standard (domination of machine by man), the higher the average age of the worker.

The definition of the serial, in these cases, is not given completely by the two standards. Two communities never differ in only one respect. They also differ in regard to size, number of foreigners or metereological conditions and, therefore, it is always necessary to indicate in which respect the two concrete objects shall be used for the establishment of a serial order. The common feature, therefore, of the two examples just mentioned (and many others which could be given) is the fact that two standards are offered and that an indication is added in which respect other objects should be ranked between the two standards.

In certain cases, however, the mere establishment of a series of standards without any further indication can be used for the definition of a serial. In a study undertaken by the International Institute of Social Research, a number of experts were asked various questions pertaining to the exercise of authority in the family.[1]) The answers were grouped according to the occupation of the experts questioned. The percentage of experts who assumed that youth organizations are detrimental to the authority of the family was as follows :

University professors	80 %
Ministers	75 %
Judges in juvenile courts	40 %
Social workers	38 %
Directors of institutions	24 %
Teachers..........................	23 %
Leaders of youth organizations	18 %

A rough interpretation seems to indicate that the nearer an occupational group is to the actual life of youth, the more favorably does it judge the role of youth organizations. What is the logical structure of such an interpretation ? Apparently the statistical results of the inquiry enforce a certain order of the different occupational groups. The student wonders what might be the „meaning" of this order. He finally decides that the occupations are standards representing different degrees of a serial attribute ; the word „degree" is used here in the same sense that it was used

---

[1]) Studien über Autorität und Familie, Paris 1936.

to describe the procedure of standardization. The serial seems to be something like „nearness to actual life of youth". The assumption is that one would find the same order of occupational groups if the task had been to group the seven occupations according to their „nearness to the life of youth". In this sense the procedure is just the reverse of the procedure of standardization.

The same occupations in another order might suggest a very different serial. One might, for instance, get a sequence in which the occupations are grouped according to income or social standing. In this case, one would infer the serial „social bias". In empirical research it very often happens that one does not start with the final classification, but is led by the numerical results of the study to the method of combining single items. It clarifies the matter greatly to see that the logical meaning of this technique is to define a serial by a rank order of standards. The psychological and logical implications of this procedure are extremely interesting but cannot be discussed in this connection.

The whole procedure of standardization and its inversion might be called „serial manipulations", because they can all be explained and performed with the help of one serial. To summarize : A serial manipulation consists either in deriving standards from a serial order or in defining a serial order with the help of standards. In the latter case there are two possibilities : Either two standards and an indication in which respect they should be compared are given, or so many standards are given that the aspect of comparisons enforces itself more or less distinctly by a procedure of interpretation.

IV.

Standards and their connection with serial operations throw light upon the logic of certain typological systems. It can be shown that many typologies only standardize serials or define a serial with the help of one or more standards.[1]) In such cases, the concept of type is practically identified with what has been introduced here as a standard. It is mainly a matter of definition if those standards should be called „types" or not. At the beginning of this paper types have been defined as an attribute compound. It will clarify the whole discussion to call „quasitypes" all those types which are logically the result of serial operations on one attribute only. A final decision as to the most useful termi-

[1]) Hempel and Oppenheim demonstrate this very convincingly.

nology could be made only by covering all the different applications to which types have been put in different scientific pursuits. This paper, however, is concerned with the concept of type in social research. A review of current studies would easily show that in this field types in the sense of attribute compounds have been mainly used. For the rest of these remarks, therefore, the special connection with the serial is relinquished. One advantage of the careful survey of attributes still remains ; the realm of examples which can be drawn on is much greater and the interconnection much clearer. The weight, however, of the following remarks lies with the combination of attributes, whatever kind they might be.

It is now necessary to introduce the concept of attribute space. Suppose that for a number of objects, several attributes are taken into consideration. Let it be three attributes : Size (a variable), beauty, (a serial), and the possession of a college degree. It is possible to visualize something very similar to the frame of reference in analytic geometry. The X axis, for instance, may correspond to size ; in this direction, the object can really be measured in inches. The Y axis may correspond to beauty ; in this direction the objects can be arranged in a serial order so that each object gets a percent rank number, % no. 1 being the most beautiful. The Z axis may correspond to the academic degree ; here each object has or has not a degree. Those two possibilities shall be designated by plus and minus, and shall be represented arbitrarily by two points on the Z axis on the two opposite sides of the center of the system. Each object is then represented by a certain point in this attribute space, for instance, by the following symbol : (66" ; 87 % ; plus ;). If the objects to be grouped are the women in a certain sample, then this special woman would be five and a half feet tall, would rank rather low in a beauty contest, and have a college degree. To each individual would correspond a certain point. (Because of the fact, however, that a characteristicum and a serial are included, not every point would correspond to an individual.) The reader is invited to familiarize himself by examples of his own with this very useful concept of attribute space ; each space will, of course, have as many dimensions as there are attributes according to which the individuals of the group are classified.

In the frame of an attribute space, the operation of reduction can be defined and explained. In order to have a simple example, the case of three characteristica will be discussed first. They might be this : To have (+) or not to have (—) a college degree, to be of white (+) or colored (—) race, and to be native (+) or foreign

born (—) in America. Evidently only the following eight combinations are possible :

Combination Number	College Degree	White	Native Born
1	+	+	+
2	+	+	—
3	+	—	+
4	+	—	—
5	—	+	+
6	—	+	—
7	—	—	+
8	—	—	—

(Combination 6, e. g., is the white foreign born without a college degree.) By reduction is understood any classification as a result of which different combinations fall into one class. (One further qualification of these groupings will be added later—V.)

Suppose that an effort is made to estimate roughly the social advantages which correspond to the eight combinations of college degree, race and nativity. It is possible (no question of the actual facts shall be implied here) to argue in the following way : To be a negro is such a disadvantage in this country that college degree and nativity make little difference. Therefore, the combinations 3,4, and 7,8, fall into one class of greatest discrimination. For the whites, nativity is much more important than education because you can substitute for college by self-education, but you cannot amend foreign birth. Therefore, the combinations 2 and 6 form the next class — the foreign born white — which is presumably less discriminated against than the negroes. Among the native-born whites, education may be an important selective factor. Therefore, a special distinction is introduced between the combinations 1 and 5. Thus an order of social advantage is established : the native white with college degree, the native white without college degree, the foreign-born white irrespective of education, and the negro irrespective of nativity and education.

There are at least three kinds of reduction which should be distinguished :

a) The functional ;

b) The arbitrary numerical ;

c) The pragmatic.

a) In a functional reduction there exists an actual relationship between two of the attributes which reduces the number of combinations. If, for instance, negroes cannot acquire a college degree,

or if tall girls are always judged more beautiful, certain combinations of variables will practically not occur and in this way the system of combinations is reduced. The elimination of certain combinations can either be a complete one, or these combinations may occur so infrequently that no special class need be established for them.

b) The arbitrary numerical case of a reduction is best exemplified by index numbers. In the analysis of housing conditions, for instance, the following procedure is frequently used : Several items, such as plumbing, central heating, refrigeration, etc., are selected as especially indicative, and each is given a certain weight. Central heating and ownership of a refrigerator, without plumbing, might be equivalent to plumbing without the other two items, and, therefore, both cases get the same index numbers. The weights for such a procedure can originate in different ways, of course.

c) In the case of functional reduction, certain combinations are eliminated in view of relationships existing between the variables themselves. In the case of pragmatic reduction certain groups of combinations are contracted to one class in view of the research purpose. The example of degree-race-nativity, given above, offers such a pragmatic reduction. In considering the concrete problem of discrimination, no distinction was made between the other qualifications of the negroes, and all of them were regarded as one class. Here is another example from a study of leisure-time activities among young people. The question was raised : Are youngsters from less desirable homes more likely to stay at home than the more well-to-do young people who might more probably patronize the character-building organizations of the community ? For the distinction between a desirable and undesirable home, two data were available : The employment status of the father and the existence or non-existence of a living room in the home. It was decided to attribute a desirable home to those cases where the father was employed and a separate living room was available. When the father was unemployed or no living room was available or both disadvantages applied, the home was called undesirable. Here, by pragmatic reduction, three of the four possible combinations were opposed as one class to the fourth combination as another class. In any pragmatic reduction, numerical factors will play a role. The desirable type of home, for instance, was twice as frequent as the undesirable although this type included three combinations ; such numerical differences are frequently a very good lead for pragmatic reductions.[1])

---

[1]) The two procedures of reduction, a and b, and the concept of reduction itself are clearly discussed by Hempel and Oppenheim. They lay much less stress upon

The operation of reduction can be clarified considerably by comparing it with the operation of standardization discussed above. The following four points may be made :

a) A standardization pertains to one attribute; a reduction involves more than one.

b) In an attribute space, standardizations as well as reductions are possible and the difference between the two operations has to be kept clearly in mind.

c) The reduction of a multi-dimensional attribute space can finally lead to a one dimensional order which might be treated as a standardized serial.

d) There is, in social research, a progressive trend toward treating problems with the help of reduction of an attribute space rather than with the help of a standardized serial.

a) and b)

That the standardization pertains to one serial, whereas reduction pertains to combinations of attributes, irrespective of what kind they are, is self-explanatory in view of the definition of those two operations. In a more dimensional space, standardizations are possible along each axis which represents a serial. Going back to the example on page 126, where women were distributed according to size, education and beauty, beauty as a serial could be standardized. This means, for instance, that only a limited number of degrees of beauty would be distinguished. The ten percent most beautiful, for instance, would have beauty grade-A ; all the combinations of beauty, size and education which differ only in regard to their rank number on the beauty axis in the range of the first ten percent would, therefore, fall into one class ; all the different combinations of size and education with the beauty grade-A constant would still have to be distinguished.

If we keep to the textual definition of reduction, we could say that standardization in an attribute space means reduction

---

them, however, than is given in these remarks. The reasons lie in the following difficulty which permeates the whole book, beginning with the title. The book is called „The Concept of Types in the Light of the New Logic", but the authors do not proceed the way this title would lead us to expect. A more appropriate title would be „The Concept of Serial Demonstrated by Some Procedures in Typology". The main interest of the authors lies in the analysis of the serial kind of attribute, and therefore, the procedure of reduction comes in almost as an afterthought. In a logical analysis of typological operations, however, it ought to have a commanding place.

When it comes to empirical social research, the pragmatic reduction overshadows the other two kinds. Hempel and Oppenheim, however, have not included it in their analysis. The desire to discuss the method of pragmatic reduction has given rise to the present paper.

along one axis alone ; whereas all the examples given in the previous paragraph involved dealing with more than one attribute. It is advisable, however, to understand reduction as a grouping of attribute combinations involving more than one attribute. To make the matter quite clear, there is inserted here the simplest case of two attributes, x and y, both of which might be visualized as serials. Take, for example, the case in which a great number of married couples are studied and their relation analyzed as to the attitude of the women to their husbands, and as to the economic success of the husband. Y, the attitude of the wife, is ranked from a very favorable to a very unfavorable attitude, and X, the success of the husband, is ranked from very great to very little success. It would be possible to carry through two independent standardizations, each along one axis ; success and attitude might each be standardized to three grades (high, medium, and low). As a result, there would be nine combinations, themselves standards of different attitude-success configurations. In this case, no reduction has taken place. Suppose, however, that as a result of a further analysis, we find that if the wife's attitude toward the husband is favorable, then the economic success will not influence marital relations, whereas, if the wife has only a medium attitude toward him, he needs at least medium success to make the marriage a success, and only great success can save the marriage if the wife's attitude is altogether unfavorable. If then the problem is to classify all those marriages in two groups — one for which the attitude-success combinations are favorable for good marital relations, and one for which the combinations are unfavorable — the following diagram of a reduction would ensue :

X : Economic success of husband

Y : Attitude of wife toward husband

	High	Medium	Low
High			
Medium			
Low			

If one keeps to the mere geometrical representation of these combinations he would say that the combinations resulting from a reduction always go „around the corner", because they involve more than one axis.

c) and d)

Take as an example of a rather complex serial the much-discussed extroversion-introversion distinction. One possible way is to describe vividly a person who corresponds very closely to the idea of an extrovert, and to give a corresponding standard for the idea of an introvert. Then it is roughly possible to observe a great number of individuals and to rank them in an order according to the degree to which they belong more to the extrovert or to the introvert side. There is, however, another way to proceed. One could measure by certain tests an individual's sociability, his adaptability, and many other attributes. Then it might be found that high adaptability, high sociability, optimistic mood, and several similar traits very frequently occur jointly; or, in other words, the corresponding attributes of which these traits are grades are highly correlated. That would, according to the procedures of functional reduction, lead to a one-dimensional order of combinations ranging from the combination of extrovert to that of introvert. This serial order might then be graded according to the procedure described above, and even re-defined with the help of standards.

The first rank order achieved by a rather primitive definition of a serial and the second one gained by the systematic reduction of a high dimensional attribute space might not show any difference. There is, however, a great likelihood that the second procedure leads, in its further application, to much more reliable and scientifically valuable results. It can safely be stated that most progress in measurement consists in taking this step : That for an impressionistic rank order, logically representing the definition of a serial, is substituted a systematic process of reduction.

V.

It is now the contention that these typological systems which are not the result of a serial operation (see IV) are nothing else but the result of a reduction of a more dimensional attribute space.[1] This statement has to be understood in the right way.

---

[1]) This statement is made in accordance with Hempel and Oppenheim. They do not seem to distinguish clearly enough, however, between those typological systems which are the result of a serial operation and those which are the result of a reduction. That can be understood by the fact that they draw their examples mainly from psychology where the serial operations are more prevalent. In empirical social research, however, the types which are logically the results of a reduction are much more frequent and of more practical importance. That is one of the main reasons why these remarks

It is by no means alleged that typological systems ought to originate in such a combination procedure as has been exemplified so far. Quite the contrary, there is great variety in conceiving a system of types for different scientific purposes and it would be very much worthwhile to analyze the different ways and means by which types have been established in different fields of research. That is, however, not the purpose of these remarks. The only claim made here is that once a system of types has been established by a research expert, it can always be proved that in its logical structure, it could be the result of a reduction of an attribute space.

This procedure of finding, for a given system of types, the attribute space in which it belongs and the reduction which has been implicitly used is of so much practical importance that it should have a special name; the term, substruction, is suggested.[1])

When substructing to a given system of types the attribute space from which, and the reduction through which it could be deduced, it is never assumed that the creator of the types really had such a procedure in mind. It is only claimed that, no matter how he actually found the types, he could have found them logically by such a substruction. In the case of a functional reduction, this fact is quite evident. If, for instance, two racial types are established, as, for example, the White and the Negro, and the former is supposed to have all good qualities and the latter all bad ones, the logical procedure evidently is this : In a very high dimensional space with a great number of attributes introduced, one among them racial descendence, the statement is made that there is a high correlation between racial affiliation and each of the other attributes. Therefore, most of the logically possible combinations (for instance, Negro race and high quality of character) should practically never occur, and in this way the two racial types would be established exactly according to the procedure of functional reduction described in III. In cases where arbitrary numerical reduction is used, the creator of the types is mostly aware of the procedure, as when cost of living indices or character „profiles" are suggested. Sometimes it may require more thought to bring the reduction used into clear relief. How about the old distinction between the visual, the acoustic, and the motor type ? Evidently the procedure is that each individual is placed in an attribute space of three dimensions, giving his visual, motor, and acoustic abilities.

---

stress and enlarge the operation of reduction so much more than Hempel and Oppenheim do ; however, those authors deserve the credit for having seen clearly the logical meaning of this operation and having coined the very useful word „reduction".

[1]) From here on these remarks go beyond the book of Hempel and Oppenheim.

Then the following rule is used : The ability in which the individual is most outstanding would get the weight „1"; the other two would get the weight „O". In other words, only the best developed ability should be considered, the other two disregarded in deciding to which of the three types a certain person belongs. Thus, each individual is attributed to one type. (If intermediate types or correlations with other qualities are suggested, the matter becomes more complicated, but no new logical element is introduced.) The same analysis is possible, for instance, with the six value types of Spranger.

It is the substruction corresponding to the pragmatic reduction which is of the greatest practical importance in empirical social research. The most common use of types is made when a writer gives an impressionistic classification of the material he has at hand. Here is a student who groups different types of criminals, another who classifies reasons for marital discord, a third one who deals with types of radio programs, and so on. These types are conceived as an expediency and serve the purpose if they yield a valuable numerical distribution or correlation with other factors. In any given case, it can be shown that such typological classifications are the result of a pragmatic reduction of an attribute space even if the authors, in most cases, are not aware of it.

Whenever a writer uses such a typological classification, he should substruct to it a corresponding attribute space and the reduction connected therewith, in order to be aware of what is logically implied in his enumeration of types. There would be many advantages in this discipline. The writer would see whether he has overlooked certain cases ; he could make sure that some of his types are not overlapping ; and he would probably make the classification more valuable for actual empirical research. This practical value of a substruction deserves special attention. If a student creates types of family discord, his contribution is valuable only if in any concrete case it is possible to say whether the given discord belongs to a certain type or not. For this purpose, criteria have to be worked out. These criteria, in general, point directly to the attribute space from which the type has been reduced. Therefore, the substruction of the adequate attribute combinations to a given system of types adapts them better to actual research purposes. As an example, there is reported here an adventure in substruction which summarizes once more all the points made so far.

For a study of the structure of authority in the family, conducted by the International Institute of Social Research, a questionnaire was devised pertaining to authoritarian relations between

parents and children.[1]) E. Fromm, the director of the study, suggested as theoretical basis in outlining the study, four types of authoritarian situations :

Complete authority
Simple authority
Lack of authority
Rebellion

By using the procedure of reduction and substruction, it was possible to attain a thorough research procedure, and at the same time to exhaust all possible significance of Fromm's types.

An authoritarian situation in a family is determined by the way the parents exercise their authority, by the way in which the children accept it, and by the interrelations between exercise and acceptance. Two main categories in the questionnaire covered the matter of exercise : Questions were asked to discover whether parents used corporal punishment and whether they interfered with the activities of their children such as recreation, church attendance, etc. Two groups of indices were used in regard to acceptance : The children were asked whether they had confidence in their parents, and whether conflicts in various fields of their activity were frequent.

To study the exercise of authority, the indices of corporal punishment and interference were treated as characteristica. (No new problem of principle would arise if they were treated as serials ; as a matter of fact, interference was a serial since the number of interferences was used as an index.) By this means, the following combinations are reached :

Corporal punishment	+	+	—	—
Interference	+	—	+	—

(Plus, in this scheme, means that the characteristicum was present and minus that it was absent.) It is then possible to reduce this scheme to a rough one-dimensional order of intensity of exercise. The combination plus-plus (corporal punishment is used and interference is frequent) is apparently the strongest form, and minus-minus, the weakest. The type of exercise in which corporal punishment is used but no interference in the child's act vities was attempted, can be eliminated as practically contradictory.

[1]) Studien über Autorität und Familie, Paris 1936.

The combination minus-plus was therefore left as a median degree of exercise. These three combinations, plus-plus, minus-minus, and minus-plus can then be reduced to a one-dimensional order, -X,Y, and Z, -X being the strongest degree.

The same procedure may be applied to the indices pertaining to acceptance of authority :

Conflicts	—	—	+	+
Confidence	+	—	+	—

The combination minus-plus (absence of conflicts and existence of confidence) is readily seen to be the highest degree of acceptance. Plus-minus, the inverse combination, is the weakest. The combination plus-plus can practically be disregarded. Confidence will hardly exist together with persistent conflicts.[1]) The combination minus-minus (no conflicts and no confidence) is roughly a median grade. The three grades of acceptance are then labelled A, B, and C, -A being the highest degree.

Here two separate reductions have been carried through : The two dimensional space constituted of corporal punishment and interference, has been reduced to the serial „exercise of authority“. In the same way, conflict and confidence were reduced to „acceptance of authority“.

A further step leads to the drawing of a chart with constitutes the attribute space into which the four initial types of authority will have to be placed. It turns out that nine combinations are logically possible, while Fromm suggested only four types. By the procedure of substruction, the last scheme will have to be matched with Fromm's types (which were, of course, conceived in a wholly different way).

	Acceptance	A	B	C
Exercise........	X	1	2	3
—	Y	4	5	6
—	Z	7	8	9

It may be assumed that Fromm's type of complete authority is covered by the combinations 1 and 2. Simple authority is covered by combinations 4 and 5. The lack of authority is repre-

[1]) If a few such cases come up, they might first be either eliminated or be lumped together with the medium degree of acceptance. Later, they might be studied separately.

sented by combination 8, and rebellion by 3 and 6. For greater clarity the substruction is repeated in another form :

Combination	Type	Exercise	Acceptance
1 and 2	Complete authority	Strong (X)	Voluntarily accepted (A) or just accepted (B)
4 and 5	Simple authority	Medium (Y)	Voluntarily accepted (A) or just accepted (B)
8	Lack of authority	Weak (Z)	Just accepted (B)
3 and 6	Rebellion	Strong (X) or medium (Y)	Refused (C)

Combinations 7 and 9 are not covered. Apparently it was assumed that neither voluntary acceptance nor rebellion against an authority which is scarcely exercised is possible. The substruction, however, may be used as a tool for discovery. It discloses the possibility that children might long for an authority which no one offers them. These discovered combinations suggest further research.

The reader may disagree with the above substruction, and may think that other combinations should be matched with Fromm's types ; or he may feel that there are certain contradictions between the combinations and the types. Then he may try to improve the types on the basis of the general scheme suggested above. He will see for himself that the procedure of substruction may very probably lead to improvements in typologies which have been construed on the basis of theoretical considerations or intuitions. The proof of the success of the procedure lies, of course, in concrete applications which lie beyond the scope of the present exemplification.

It may again be stressed strongly that this whole analysis does not limit the research man in the actual sequence of his work. It is by no means postulated that he should start by deciding what attributes he wants to use, then proceed with the reduction, and so finally gets his system of types. Ever so often, and especially if many attributes are at stake, it might be much better for the student to become deeply acquainted with his material and then bring order into it by first blocking out a few main types on a completely impressionistic basis. Only thereafter would he reconsider the matter and substruct to his own typological intuitions an adequate attribute space and bring into relief the reduction which he has used implicitly, led merely by his impressions. The best results, probably will be gained in just this combination of a first general survey and a subsequent systematic analysis. The elaborate example just given provides a good illustration.

VI.

The problem comes up whether to every given system of types only one attribute space and the corresponding reduction can be substructed. The answer is probably „no". At least the typological classifications used in current social research are somewhat vague and therefore more than one logical substruction can usually be provided for them. The different attribute spaces originating this way can be transformed one into another, however. The procedure of transformation is very important because it is the logical background of what is in general understood as an interpretation of a statistical result. It could be shown that such an interpretation is often nothing else than transforming a system of types from one attribute space into another with different coordinates, and therewith changing simultaneously one reduction into another. There is, no opportunity here to discuss this question beyond giving one example.

A few hundred pupils were grouped in a rough way, according to their physical development and according to their scholastic achievements. (Both concepts, by the way, were introduced as serials.) Combinations of these two attributes yielded five rather distinct types. The physically under-developed children were either especially bright or especially unsuccessful. The same was true for well-developed children ; most of them also appeared among the two scholastic extremes. The children of medium physical development were, on the whole, medium in their scholastic achievement as well. Relatively few children were of medium physical development and especially good or bad in their school work ; and relatively few children of unusually good or bad physical condition were medium in their ability in school.

The result was interpreted in about the following terms. Among the physically under-developed children there are two types : those who were too handicapped to be successful in school ; those who overcompensated for their physical weakness and did especially well in school. Every teacher knows those two types from his own experience. Among the especially well-developed children, one group was the all-round type, combining mental with physical maturity. The other group was the „hoodlum" type which, on the basis of strength, has such a good position in class that it does not consider it necessary to make an effort in school work. If this interpretation is analyzed in the light of the previous considerations, it turns out that these types can be described in two completely different sets of dimensions. Instead of the original attributes of physical and mental developments, new terms are

now used, such as over-compensation, which is or is not operative; parallelism between physical and mental activity; recognition by school mates, which is or is not present. Such an interpretation consists logically of substructing to a system of types an attribute space different from the one in which it was derived by reduction, and of looking for the reductions which would lead to the system of types in this new space. That is what transformation means.

The operations of reduction, substruction and transformation could be called „typological operations" because their application links any system of types with an attribute space. These typological operations correspond closely to the serial operations which link a special group of types to one serial. It is a matter of convenience whether types corresponding to serial operations and types corresponding to typological operations should be distinguished. Good reasons could be given for calling the former group „quasi-types" and for reserving the word „type" for those systems where more than one attribute is at stake and where the reductions cut across the axes of the attribute space. If this terminology is accepted, the content of these remarks can be summarized in the following way. The word „type" in current social science literature is used either to describe standards developed from one attribute by serial operations or to designate attribute combinations developed from more than one attribute by typological operations. The logic of these typological operations has not been given enough attention so far, and its careful study could improve considerably the use of types in practical research. These remarks were mainly concerned with illustrating those typological operations. The main one is the reduction of an attribute space to a system of types. Three kinds of reduction were distinguished: the functional, the arbitrary numerical and the pragmatic. The latter one is the most frequent and most important in empirical research; its inversion is called substruction. Substruction consists in matching a given system of types with that attribute space and that reduction from which it could have originated logically. This substruction of an attribute combination to a given system of types permits one to check the omissions or overlappings in this system and points the way to its practical applications.

Zur Verwendung von Typen in der empirischen Sozialforschung.

Ein eben erschienenes Buch „Der Typenbegriff im Lichte der neuen Logik" (von C. Hempel und P. Oppenheim) wird zum Anlass genommen, methodologische Probleme der Verwendung von Typenbegriffen zu diskutieren. Drei verschiedene Arten von Attributen werden unterschieden:

klassifizierende Merkmale, abstufbare Merkmale und Massgrössen. Abstufbare Begriffe können standardisiert werden. So entstandene Standards werden als Quasi-Typen bezeichnet. Echte Typen entstehen aus Merkmalkombinationen. Diese Kombinationen werden in einem Merkmalsraum vorgenommen mit Hilfe sogenannter Reduktionen. Drei Arten von Reduktionen werden unterschieden. Die für die empirische Sozialforschung wichtigste Reduktion ist die pragmatische : sie fasst Klassen von Merkmalkombinationen so zusammen, wie es ein vorliegendes Erhebungsproblem erfordert. Im allgemeinen werden Typen intuitiv gebildet, und erst nachher wird die ihnen entsprechende Merkmalskombination aufgedeckt. Dieses Verfahren heisst Substruktion. An Beispielen wird seine Bedeutung für die Praxis dargestellt. Es wird betont, dass die typologischen Operationen (Reduktion, Substruktion und Transformationen) nichts darüber aussagen, was ein Typus ist und wie er gefunden wird. Sie weisen nur gewisse formale Eigenschaften auf, die allen typologischen Systemen gemeinsam sind.

L'emploi des concepts de type dans la recherche sociale.

Un livre récemment paru „Le concept de type à la lumière de la nouvelle logique" (de C. Hempel et P. Oppenheim : „Der Typenbegriff im Lichte der neuen Logik") fournit l'occasion de discuter quelques-uns des problèmes que pose l'emploi des concepts de type. On distingue trois catégories de caractères : caractères classificatoires, caractères gradués et mesures de grandeur. Les concepts gradués peuvent être standardisés de telle manière que naissent des standards que l'on peut qualifier de quasi-types. Les types authentiques naissent par combinaison de caractères. Ces combinaisons s'opèrent dans un „lieu de caractères" (Merkmalsraum) à l'aide d'un procédé nommé réduction. On distingue trois sortes de réduction. La réduction la plus importante pour la recherche sociale est la réduction pragmatique : elle embrasse des classes de caractères combinés en fonction des exigences d'une enquête donnée. En général, les types sont formés intuitivement, ensuite seulement on découvre la combinaison de caractères correspondante. Cette démarche s'appelle substruction. On en montre la signification pour la pratique dans une série d'exemples. On souligne que les opérations typologiques (réduction, substruction, transformations) ne nous permettent nullement de dire ce qu'est un type et comment il a été découvert. Elles indiquent seulement certains caractères formels qui sont communs à tous les systèmes typologiques.

Inventory of the Standard of Living.

By
Otto Neurath.

1. Standard of Living (Lebenslage).

Certain comprehensive systematic studies of economics state that their subject is really concerned, in the last analysis, with the „wealth of the nation", the general welfare, the good of the people, and similar concepts. After according such high honor to these concepts, however, they proceed to make little or no use of them. Would it not be better to avoid such ideas in the first place, as has often been suggested, or to develop them in such a way that they can constantly be applied ? The latter approach is proposed in this paper.

In every day speech one might say that the standard of living of a group has been reduced, and mean thereby not only that their income is lower, so that they are able to buy less food and clothing, but also that, for example their working hours have been lengthened, that their leisure time has thus been shortened and also that there are thus more conflicts within this group, and that the incidence of disease and mortality has increased.

This colloquial usage can be made more precise and fruitful through scientific procedure. We refer to the „standards of living" of a group, to the variations in kind, in scale, and in distribution of these standards. Insofar as this term is not used merely „decoratively", as above, it is usually narrowed considerably. Ordinarily, the point of departure is the monetary income and the goods that can be bought with this income ; other things which are obtained without purchase are then taken into account in order to include a monetary value for them in the computation. This procedure, however, does not touch upon working hours, leisure time, morbidity and other factors which cannot be included in the concept of „consumption", but which we wish to consider when we speak of standards of living.

A theory of the standard of living can only be established and developed within the framework of an analysis of society if one defines the concept „standard of living" very broadly. Previously, scientists in delimiting this concept have been drawn too much in the direction of the theory of income and prices, principally because in that field the „unit of money" could be used as the basis for all calculations. We shall treat the problem as concretely and directly as possible, in order to see how methods may be established which will enable one to study standards of living as the result of social processes.

We wish, for example, to be able to answer the following question : how do various institutions operate within a given social order and how do different social systems affect the scale and distribution of standards of living ? We must be able to study the way in which the human standard of living is influenced by a market economy based on money, as well as by primitive or complicated non-monetary systems. One can also study such problems as the way in which the distribution of standards of living affects human relationships, particularly their market relationships. In short, standards of living can in every way be fitted into social diagnoses and prognoses. We can regard them as the effects as well as the prerequisites of social processes.

If „consumption", in the traditional sense indicated above, is taken as the point of departure, so many elements which characterize living conditions are missing, that some authors have introduced the broader concept of „satisfaction of needs". This enables them to include attendance at the theater, household services, and housing in addition to the consumption of bread, meat, etc. But even this extension fails to take into consideration sickness, leisure time, labor fatigue, and so forth, as elements of the standard of living.

The customary approach tends to consider only those elements which raise the standard of living, but not those which lower it. This is understandable, for „demand" exists only for that which benefits us, and attention has usually been centered on „demand", even when the formulation of the problem seemed to aim toward something else.

Of those elements which we mentioned as not taken into consideration, labor is accounted for in so far as it is paid for. This is due to the fact that wages are entered as „costs", that is, as negative quantities in commercial accounting which is generally the point of departure for economics. In the definition of „standard of living" suggested here, food, housing, clothing, theater, sickness, occupational fatigue and leisure time are all to be included. The living conditions of a person are improved or lowered as these elements change.

The atomistic, utilitarian approach (which we do not accept) would express the matter thus : „positive" and „negative", as well as „indifferent" elements exist side by side. The „feeling" of a person would then be regarded as constituted of „pleasure" and „pain". These individual „feeling"-quantities would be correlated with certain causes, namely, the pleasure-quantities with „commodities", and the pain-quantities with „discommodities". The quality of an object, functioning under certain circumstances as a „commodity", admits of various degrees of utility. In the same way, degrees of „disutility" can be distinguished within the framework of this approach.

Although this analysis appeared in the history of the theory of value, it did not lead to the formulation of an atomistic theory of the standard of living which would, in a certain sense, be a parallel construction to the standard of living theory we propose. Not even those authors who consider negative elements in the basic discussions of value make any permanent use of them later. Generally, only the positive elements, the „commodi-

ties", are employed in the theory because only „commodities" are the objects of purchase. By and large, the tendency was to ascribe certain values to certain prices, so that, in general, the atomistic point of view also fails to employ the negative quantities of the theory of value.

2. State of Felicity (Lebensstimmung).

Whereas this atomistic approach coordinates positive and negative „feeling"-quantities with positive and negative conditions, we shall coordinate the totality of a person's feeling, or that of a groups, with his or its entire living condition and investigate the extent to which changes in the „state of felicity" in a positive or negative direction depend upon changes in these conditions. We, therefore, do not begin with single pleasure- or pain-quantities and then construct the totality of feeling. Instead, we investigate only the conditions under which the totality of feeling becomes more or less pleasurable. Only these elements are significant for our approach to standards of living. We call that standard of living higher which produces a more pleasurable state of felicity characterized by a certain attitude or behavior.

In the language of the „subjective theories of value" — this is not the place to point out the differences between the various doctrines — the problem could be expressed as follows : We regard the total standard of living as the bearer of „value" in any given case. We shall only deal with the fact that the total standard of living, but not its various parts, can have different values for the same person. Even the subjective theory of value has not always ascribed a specific value to a specific object; it recognizes the concept of „complementary commodities". If we introduce the negative quantities into the subjective theory of value, then we must also define „complementary discommodities". Oxygen, hydrogen and a burning match in combination would be a „discommodity", but not one of the three elements alone or any two of them together. It is also possible that the objects in one combination of „commodities" would be „discommodities" in another combination ; for example, a stove combined with coal would be a „commodity", but with dynamite a „discommodity". We should be able to speak of „complementary parts of a standard of living" which together would determine the value of the total standard of living. Then the subjective theory of value would lose an important part of its field of action. Essentially it requires the atomistic point of view which always leads to logically inadequate „allocations".

We, therefore, do not construct the state of felicity out of single pleasure and pain quantities and do not coordinate specific parts of the standard of living to them. We do, however, arrange the states of felicity in a scale in that we say that one is higher, equal to or lower than another. We then classify standards of living according to the states of felicity conditioned by them. How we classify states of felicity is a special problem. We could, for example, use certain persons as test cases, and consider their answers to questions, as well as other kinds of behavior which have to be defined previously.

This excursus shows how the study of standards of living can be fitted into the theoretical viewpoint, and approximately what position it occupies. The main task, however, is to define the elements which are characteristic for the standard of living. We cannot regard it as a weight made up of the sum of the weights of the various parts. We cannot even specifically enumerate all the things which might be counted in the standard of living. Nevertheless, it can be shown that this concept suffices for both our theory and practice.

3. The Silhouette of the Standard of Living (Lebenslagenphysiognomie).

If we wish to characterize the increase or decrease of the standard of living, we can select certain important determining elements. It is important to measure these elements with the help of units or at least to grade them. We can speak about trebling the mortality rate, but perhaps not about trebling the beauty of an ocean view. Complexes which are thus composed of various quantities, each of which would have to be measured by specific units, we shall call „standard of living silhouettes". They are the crude tools of our discipline. This terminology was chosen with a view to graphic demonstration. For the sake of simplicity let us take as an example a standard of living silhouette characterized only by food, housing and health. All three are measurable quantities. Two human groups, A and B are given ; f signifies a unit of food, d a unit of dwelling, and h a unit of health. (We assume that we can measure these three quantities by means of specific units.) The standard of living A, is composed of 3 f + d + 3 h, B of 2 f + 3 d + h :

Person A	Person B
fff	ff
d	ddd
hhh	h

The standard of living A is characterized by more food, a smaller coefficient with respect to dwelling, and a greater degree of health (to this might be added leisure time, working time, etc.). The form of the silhouette depends upon the choice of units. In the case given here the A silhouette is „concave", the B silhouette „convex". If the unit of dwelling were assumed to be smaller, then both silhouettes might be „convex", but the B silhouette would then be more convex than the A silhouette.

We have defined the concept „standard of living" so broadly that we can include more or fewer elements, according to the formulation of the problem. The standard of living silhouettes can be applied in the most varying ways, for the analysis of society as well as of the market. If, for example, a market analysis were to follow sales potentialities, it would be concerned not only with age-groups in the population (sales of tobacco, etc.) but also with the morbidity rate (sale of certain medicines, etc.).

If one wishes to characterize the standards of living in specific regions,

it may be important to be able to do this precisely, with the aid of the fewest possible elements. Silhouettes making such precise differentiation would be especially useful if the elements were selected in such a way that one could derive other elements of the silhouette from them. A characterization of the standards of living of different countries and eras by means of few data should make it possible to grade these standards in such a way that an increase in the data would not change the order in its rough outline.

It is not advisable to tie standard of living calculations to data derived from money calculations, although one may of course use such data if they are sufficiently controlled. If one wishes to characterize the mode of life of a laboring group on the basis of „money wages", one would pass, by considering „purchasing power", to „real wages". We do not intend to enter into the problem of index numbers here, nor into the difficulties which arise when price differences exist, that is, when the same amount of money has a different purchasing power in different groups for some or all purchases. Neither shall we consider the fact that money may have a different „purchasing breadth" in different regions, that is to say, that articles which can be bought in one place can only be obtained in another by official assignement. However one establishes the „real income", one considers only the „positive" elements of the atomistic subjective theory of value, never the „negative".

The objects of consumption directly assigned to a worker, whether by a factory or by a public institution, could be added to his „real wages" as „wages paid in kind". In budgeting one would give them their usual money value in order to make them comparable. But even so, one has omitted some of the elements of the standard of living — those which cannot be bought, as, for instance, the use of public parks. Thus, besides the „negative" elements, there are also missing certain „positive" elements, which a broader atomistic theory of value would have to introduce.

We cannot go into the question of the degree to which one can establish what might be called momentary standards of living or the degree to which one can seek to comprehend the standard of living of one life, anticipating future possibilities to a certain extent. Within the framework of social analysis, the problem of the possible significance of the waste of natural resources for a future decline in the standard of living plays an important role. The question then arises as to how far one can take these future possibilities into account in setting up the silhouette without becoming vague. The standard of living of a society at this moment and in the future appears as the function of a specific given condition, including certain potential changes. But these are special questions which are not directly related to the main problem.

4. Selection and Grading.

In our scientific work it is necessary, on the one hand, to present the various possible relationships schematically, but also, on the other hand, to combine the available data fruitfully. Systematic analysis of standards of living has really just begun. In general sociology, in sociographic studies,

and also in many practical compilations, there has as yet been no sufficiently precise terminology based on a consistent theory of the standard of living. In economics, too, no proper place has as yet been found for the standard of living problem. It is highly instructive to look through the large general and sociological encyclopedias on this point. Just as in the systematic presentations, „consumption" and „standard of living" are treated incidentally without closer connection with other subjects. When „measurement" is discussed, it pertains in general only to the problems of accounting and index numbers.

The selection of problems and terminology is determined above all by the fact that one is not so much interested in the way in which certain institutions and measures influence the standard of living as in the way in which specific phenomena, and above all, market phenomena, can be derived from the „economic aims" of individuals or of whole groups. The idea of the „homo oeconomicus" which explicitly or tacitly lies at the basis of many economic theories, easily leads one to construct, beside the „actual" trend, a so-called „correct" trend, as a standard of comparison for the real one. If special care is not taken, this could easily lead to an absolutistic metaphysics.

The derivation of attitudes from „motives" can be accomplished empirically with certain precautionary measures. But the tendency to look for the derivation of trends from motives instead of looking for specific trends also leads economists who follow an empirical procedure to the neglect of the negative elements discussed above. Without concerning ourselves with the form of organization which is more or less explicitly based upon the homo oeconomicus we can investigate the influence of various forms of organization upon the distribution of the standard of living.

In analyses of social order it is customary to use greater formal precision where money values can in some way be applied, while the operation of the social order on personal life, which one may really wish to consider no less forcefully, is presented with less logical rigor. This disproportion between the separate parts of the analysis can be overcome by giving greater emphasis to research on the standard of living, practically as well as theoretically. Just as production curves, rate of exchange curves, stock price curves and so on, are considered in market research, so in the study of standards of living one could include curves of leisure time, mortality, morbidity, etc. The problem of the extent to which use would be made of momentary quantities and certain derived quantities which might apply to the entire life of a specific individual (such as the amount of leisure time a person may still expect at a given time) will not be discussed further here.

As soon as one describes the changes in standards of living systematically and precisely, and particularly their dependence upon other quantities, among which can be included some that are not customarily dealt with in economic research, quantities which characterize social life and the environment in so far as they are significant for our problem, the question arises as to how one can grade, or measure with the help of certain units, the separate quantities under consideration. So long as no specific scientific research

furnishes the possibility of finding a general unit — and thus far there is a complete lack of one — we must seek to establish special units for every element of our silhouette of standard of living and, where this is impossible, to attempt gradings.

The attempts to characterize the standard of living are like those which try to characterize the „state of health". Both are multidimensional structures. But, even when we limit ourselves to one of the quantities of the state of health or standard of living, it is still not easy to compare the state of health of one person or group with that of another person or group. To give one example : When the age grouping of two groups is different, then the same total mortality and morbidity rates take on a different significance and one must somehow combine the age structure with mortality and morbidity in order to obtain comparable data. Here, as in the study of the standard of living, there is always a temptation to take a specific „standard" as a basis for comparison. For instance, one can take a „standard population" which can be combined with a „standard consumption" in order to arrive at a fruitful classification. It is obvious that the selection of such a „basis" is admissible only if the selection of another „basis" does not change the order of the quantities in question.

We know from the comparison of living standards in different countries what difficulties arise when one takes a specific standard of living as the point of departure in order to relate all other standards to it. These difficulties recur with each of the individual elements of our silhouettes of standard of living. For certain special purposes, however, they have been partially overcome, so that it is only a matter of introducing considerations which are as yet lacking and, above all, of indicating how one can fruitfully construct silhouettes of standard of living out of individual elements.

5. Inventories of Standard of Living (Lebenslagenkataster)

The previous discussion shows in what way one can develop a consistent method of dealing with standards of living, one which will make it possible to fit such studies into general sociological, as well as economic research. We can regard the standards of living as defining the market relationships. This corresponds, in a certain sense, to existing tendencies in market theory. But the schematic characterization of our problem, the demonstration of the possibility of treating special concrete problems, is insufficient to make continuous practical work possible. For that a technique is needed comparable to those used in following the movements of certain quantities, namely, barometers of production, sales, etc. Statistics and descriptions of certain relationships must be developed in such a way that one could set up and compare inventories of standard of living for particular districts, whole countries or the world at various periods.

The theoretical analysis of the standard of living, briefly sketched above, is linked by the compilation of inventories of standard of living with those significant works, repeatedly undertaken since the middle of the 19th century for the special purpose of defining the living conditions of

laboring groups in particular towns. Since these painstaking studies do not rest upon a common theoretical basis, they are difficult to compare and they have, in a sense, an insular character. The restriction of the studies to laboring groups sometimes prevents the establishment of concepts which would be suitable for considering the standards of living of all population groups in the same way.

In planning inventories of standard of living it is clear that only families or other groups are considered. The life of an average man in a specific group can be construed from the given data, assuming that the existing condition is characteristic. The delimitation of specific spatial areas or specific groups leads to difficulties which have been encountered in other studies, and which need not be dealt with here.

It is perhaps not unimportant to point out that the customary approach to „consumption" and „use" requires certain modifications. It is not sufficient to determine how much gardenland is available in the vicinity of the town, or how many books per person. These quantities must be related in some way to the time during which they can be used. It means more to a worker to be able to use his plot of ground for ten hours a week than for only two, and it means less than if he had thirty hours. In order to put these factors in their correct position, one might multiply the amount of gardenland by the leisure time available. Similar problems arise constantly. They have as yet been dealt with only in exceptional cases, but never systematically, even though they are extremely significant for practical considerations.

The inventory of standard of living also shows what individuals have „made" of given possibilities. The figures on real income indicate what can be bought with money income. The sum of real incomes is, therefore, a fictitious quantity which may be of value for certain considerations, but the inventory of standard of living gives us a view of the actual life of men. It can easily happen that some persons with the same income have a higher standard of living than others ; they use their money in a different way. One can, then, compare the effective use with possible uses, but one must guard against the assumption that there is only one optimum mode of use, an assumption which repeatedly plays a role in economic theory.

The inventory of standard of living can also be set up in cases in which one is not in a position to compare different standards of living. One could, for example, set up an inventory of standard of living for a district in China without having to know how to rank the different standards within that district or without knowing how to compare that standard of living with those shown by the inventories of a district in USA or Sovjet Union. To be sure, the systematic treatment of such inventories of standard of living presupposes that, in broad outline, one has certain assumptions as to which data might be essential for purposes of comparison. Scientists making such inventories of standard of living are comparable to research workers who make geographical surveys and note the quality of the soil, vegetation, etc. Without a specific theoretical orientation the investigator will overlook or omit much that may later prove to be important. On the other hand, it is possible today to note down much that can only be

profitably evaluated later, in order to set up new hypotheses or to test old ones in a new way.

The analysis of standards of living becomes a sector of broader sociographic analysis, just as a study in social hygiene is a sector of the broader biological analysis of a specific region. Not all of the important sociological elements need be of interest from the point of view of the standard of living, just as not all the biological characteristics of specific groups are of interest in studying their health conditions. On the other hand, we know that good research into health problems does not stop with an inquiry into the cases of sickness and death, but includes all data directly connected with the state of health. Similarly research into the standard of living should include those data which experience has shown to be characteristic or important for the standard of living, such as social life, family conditions and school relationships. One could conceivably include the appearance of certain conflicts, restrictions, etc., in order to obtain a good basis for establishing the „state of felicity". The very precision in formulating the problem itself prevents us from slipping into unbounded activity and from gathering too much „accidental" material. For, just as theoretical work suffers from the lack of opportunity to work up sufficient concrete material, so the amassing of observational material without a strict definition of concepts and a strict formulation of the problem can lead to a dissipation of forces which often contributes to underrating the significance of the assembling of material.

6. Social Analysis and Research into Standard of Living.

The inventory of standard of living presents, to a certain extent, the result of a specific social condition ; the trend of the totality of living conditions presents the result of a social development. Large historical surveys indicate roughly in what way the stratification of standards of living within societies have changed the „standard of living reliefs". Societies having bold „relief" may succeed societies having low „relief". One can compare the levels of these peaks of standards of living with one another by a casual glance, just as one compares the height of various mountains ranges in geography, without necessarily being able to show exactly what definition was used for „average height" of the mountain range. But we know that a more precise statement of all such estimates is possible, even if it has not yet been done.

Inventories of standard of living for characteristic areas of the United States, England, Italy, the Soviet Union and China, compared for the past few centuries, would be a valuable contribution to the analysis of the social development of these countries. It will not always be so simple, as has sometimes been assumed, to separate the influence of forms of social organization (assuming that this concept has been sufficiently defined) from the influence of other circumstances. It is just when one thinks that one has analyzed theoretically the total effect of a society upon the standard of living that such a control by means of concrete studies becomes particularly important.

How far one can thereby progress toward prognosis depends, on the one hand, on the extent to which the elements of our description can be tied together by hypotheses. Where this is possible only to a slight degree, prognosis depends on the extent to which one can count upon a constant relationship between the complexes which cannot be analyzed more closely. We see the results actually produced by market analysis, but also that market analysis cannot prognosticate new social changes nor the conditions which might be conditioned by such changes. Prognosis in market analysis is based, above all, on the assumption that the total complex with which it deals will not change essentially. A more comprehensive social analysis would have to transgress the bounds of pure market research, as well as pure research into the standard of living in order to arrive at a general theory of society, for which so many preliminary studies are already at hand. Social analysis has so far been carried on in the most heterogeneous fashion. Whereas certain groups of concepts — sometimes very narrow in their application — have enjoyed the most scrupulous attention, others, which we at once recognize to be important, have been utterly neglected. Among the latter are the concepts of research into the standard of living. The reasons for this neglect have been briefly pointed out here. They depend on the domination of that world of concepts which is linked with accounting. Accounting even becomes significantly noticeable where „non-monetary" concepts are used.

With the establishment of the inventory of standard of living, the theory of standards of living automatically fits into the system of „measurements in kind", which proceeds basically from the view that society produces the standard of living. „Measurement in kind" characterizes the point of departure in furnishing the data for further deduction. These fundamental data we shall designate collectively as the „basis of life", environment in the broadest sense : supplies of raw material, all sorts of sources of energy, inventions, human abilities, existing towns, streets, trains, canals, etc., all things which, taken together, and determined by means of specific measurements of quantity, are united into a structure. This always produces the standard of living which can be similarly characterized by means of complexes of specific measurements of quantity.

If certain problems of social analysis are treated by means of accounting (for example, the characterization of standards of living by money income), then only „measurement in kind" (that is, calculations of standard of living in the sense used here) can show whether the results actually exhibit the gradation of given standards of living. In these standards we would especially include working time, leisure time, rate of accident, morbidity and mortality rates, as well as housing, food, clothing, education, recreation, etc. Accounting does not show us whether a surplus production of iron was not obtained at the cost of a higher rate of accidents. We could conceive of an approach which would not only aim at calculating the amount of human labor time per ton of iron, as has been customary, but also the corresponding number of accidents and amount of leisure time. It follows that a computation which is concerned with the profits of an industry and the sale of a product is primarily interested in the amount of work which

goes into a ton of iron, assuming that this can be defined with any degree of exactness. From this point of view, whether a ton of iron is extracted by a process which requires 12 working hours daily or only 6 is of no interest, assuming that the work pays the same. If we calculate that 8 hours are required for sleep, then, in the first case, there would remain 4, in the second case, 10 hours of leisure time. Social analysis, from the point of view of the standard of living theory, would automatically combine production with leisure time, accident rates, etc. At present, this is done only occasionally, when, for example, certain accident problems or questions of insurance, which add to the cost of the production of iron, are discussed. Naturally, the leisure time, working hours, accidents, etc., can also be determined per worker and per year and these and other quantities can be distributed over the life span of the worker.

The standard of living approach provides the opportunity for constantly keeping in mind the relationship of each social element with the standard of living and it avoids the calculation of accidents apart from production. If a hospital having 500 tuberculosis patients cures 50, while 10 out of 50 nurses contract tuberculosis, it has accomplished less than another hospital which only cures 45 out of 500 but which sees to it that no nurse contracts the disease. If one makes two separate computations, the first hospital appears to be more effective, but not when one makes a combined computation. The standard of living approach compels us to keep the social process as a whole constantly in mind and to avoid the atomistic approach unwillingly forced upon us by accounting. All attempts to permit the general approach to work itself out by a detour through concepts such as „national income" and similar quantities only lead to unsatisfactory results, as this paper has shown.

Since there has as yet been no complete theory of research in the standard of living the numerous isolated theoretical remarks have not been discussed. That would require a separate analysis. Many fruitful suggestions are found in studies which have no bearing upon our method, while, on the other hand, some formulations in studies which are close to the approach suggested here are insufficient from a theoretical point of view. An analysis of all of these efforts would require a study of the historical development of various ideas and cannot be included in an approach which seeks to operate in a direct constructive way.

Research into the standard of living can be used in many ways ; above all, the whole set of social institutions can be compared within its framework. At any rate, wether or not one has in mind such comprehensive social problems, research into the standard of living, in the sense of developing a theory of measurement in kind, should gradually become an important scientific activity.

Lebenslagenkataster.

Es wird vorgeschlagen, einen Begriff „Lebenslage" in den Sozialwissenschaften zu verwenden, der nicht nur „Wohnung", „Nahrung", „Kleidung" und andere Teile des „Realeinkommens" umfasst, sondern auch „Mortalität", „Morbidität" usw. Die gesamte „Lebensstimmung" einer Person hängt von der Gesamtheit der Lebenslagenteile ab, von der Morbidität ebenso wie von der Wohnung. Ob man die Lebens-

stimmung in „positive“ und „negative“ Elemente zerlegen kann, die man einzelnen Elementen der Lebenslage zuordnet, ist eine offene Frage.

Die wissenschaftliche Praxis geht am besten von „Lebenslagenphysiognomien“ (Lebenslagensilhouetten) aus, die durch verschiedenartig gemessene und skalierte Grössen gebildet werden. Wenn man die Lebenslagen einzelner Personen oder ganzer Länder auch nicht stets „skalierend“ zu vergleichen vermag, so kann man sie doch immer beschreiben. Geht man daran, „Lebenslagenkataster“ (Lebenslageninventare) verschiedener Völker und Zeiten aufzustellen, so muss man beachten, dass die Lebensstimmung eines Menschen nicht etwa schon durch die Gartenfläche gekennzeichnet wird, die ihm zur Verfügung steht; man muss angeben, über wieviel Freizeit er verfügt, um die Gartenfläche zu benutzen.

Man kann Gesellschaftsordnungen durch die von ihnen „produzierten“ Lebenslagen in Verbindung mit einer umfassenden „Naturalrechnung“ kennzeichnen. Ob die Geldrechnung in gewissem Ausmass geeignet ist, die Naturalrechnung zu ersetzen, kann nur mit Hilfe der Naturalrechnung entschieden werden, innerhalb deren die Lebenslagenrechnung eine wesentliche Rolle spielt.

Cadastre de „situations de vie“.

On propose d'introduire dans les sciences sociales le concept de „situation de vie“, qui englobe non seulement logement, alimentation, vêtement et autres parties du revenu réel, mais aussi mortalité, morbidité, etc. Le „climat de vie“ d'une personne dépend de l'ensemble de sa „situation de vie“, de la morbidité aussi bien que du logement. Est-il possible de décomposer le „climat de vie“ en éléments „positifs“ et „négatifs“, qui correspondraient aux différents éléments de sa „situation de vie“ ? Réservons provisoirement la question.

Si nous envisageons la méthode scientifique, le point de départ le meilleur serait la notion de „physiognomie (silhouette) de vie“. On les dessinerait à l'aide de grandeurs diversement mesurées et graduées.

Certes, il ne serait guère possible de comparer les „situations de vie“ de personnes ou de peuples entiers en utilisant une seule échelle de graduation, tout au moins est-il possible de les décrire. Si l'on tente de dresser un „cadastre (inventaire) de situations de vie“ de différents peuples en différentes époques, il ne faut pas oublier que le „climat“ dans lequel vit un individu n'est pas assez déterminé par la surface du jardin qui lui appartient, il faut aussi préciser le loisir dont il dispose pour le cultiver.

On peut caractériser les différents régimes sociaux par les situations de vie qu'ils produisent, à condition de combiner cette analyse avec un calcul en nature aussi étendu que possible. Le calcul en argent peut-il remplacer dans une certaine mesure le calcul en nature ? La question elle-même ne peut être tranchée qu'à l'aide du calcul en nature qui lui-même dépend largement du calcul des „situations de vie“.

Gestural Behavior and Social Setting.[1])

By

David Efron and John P. Foley, Jr.

Introductory Note. — The following essay is part of a somewhat extended investigation of the influence of race and environment upon bodily development and upon behavior, at the Department of Anthropology of Columbia University.

In the discussion of hereditary behavior the concept of race and of biological descent have been confused, giving rise to the idea of a predominant influence of race. Since every so-called race contains a great many individuals of distinct genetic characteristics and since, furthermore, analogous genetic characteristics occur in various „races", more rigid methods are required. In every investigation of this kind the influence of environment and of genetic determination has to be clearly differentiated. From this point of view two methods of approach present themselves. On the one hand the behavior of genetically identical individuals living under different conditions may be studied. This has been attempted in the investigation of identical twins in which, however, not enough stress has been laid upon the detailed investigation of social environment. The newer investigations which indicate an increasing variability of identical twins during the period of growth, and the new Russian investigations which indicate a high variability in physiological and psychological behavior, indicate that the influence of environment should be taken into consideration much more carefully than has been done heretofore.

A second feasible method is to study the development and behavior of large groups of individuals and of their descendants in markedly different environments. This method has been pursued in the investigations on part of which the following report is based. The anatomical development and social behavior of the same group of people under different types of social and climatic environment have been studied. The tempo of motor habits, the frequency of various types of insanity, the distribution of types of crime have been subjects of our studies. The following essay deals with the problem of gesture habits from the point of view in how far these may be culturally or biologically determined. The trend of this investigation as well as that of the other subjects investigated indicate that, so far as physiological and psychological functioning of the body is concerned, the environment has such fundamental influence that in larger groups, parti-

[1]) Prepared under the auspices of the Columbia University Council for Research in the Social Sciences.

cularly in subdivisions of the White race, the genetic element may be ruled out entirely or almost entirely as a determining factor. This does not preclude that individually a biological element may be of importance in regard to many aspects of anatomical form and partly also of behavior, but the great variations of genetic characteristics in members of each group makes it, so far as these are concerned, an insignificant factor. So far as the individual is concerned it is a problem of individual anatomical and physiological make up, over which is superimposed the important influenec of social and geographic environment in which he lives.

Franz Boas.

The following is a preliminary report of an objective study of the gestural behavior of Italian and Jewish immigrants and descendants of immigrants in New York City. The problem was (1) to determine whether there are any standardized „group" differences in the gestural behavior of certain „racial" groups, and if so, (2) to discover what becomes of these gestural patterns in members and descendants of the same groups under the impact of the different environmental stimulation or social setting. The present investigation is closely related to similar studies on posture, walking and other motor habits, which are being conducted by the same investigators.

The following groups were employed as subjects : (1) „traditional"[1] Italians living in „Little Italy", New York City ; (2) „traditional" Jews living in the East Side Ghetto, New York City ; and (3) „assimilated"[2] Italians and Jews, both living in similar „Americanized" environments.

The methods used included : (1) direct observation of gestures in natural situations ; (2) sketches made by the American artist, Mr. Stuyvesant Van Veen[3]) of New York City, under the same conditions ; (3) motion pictures studied by (a) repeated observation and judgments of naive observers and (b) graphs and charts, together with measurements and tabulation of the same. The graphs were obtained in the following manner. The film, taken with a constant speed moving picture camera at speeds varying from 16 to 64 frames per second, was projected frame by frame upon coordinate paper. The position of motile parts, such as wrist, elbow, etc., was marked in successive frame projections, and when joined gave a precise representation of the fluent gestural behavior pattern. Figure 1 illustrates this graphic technique in the case of a traditional Italian. It will be noted that there are four distinct lines of motion portrayed, the continuous lines representing the paths of movement of the right and left wrists, and the

---

[1]) By „traditional" is meant both foreign- and Americanborn individuals who have retained the language and mores of the original group, remaining relatively impervious to the influence of the „Americanized" New York environment.

[2]) By „assimilated" is meant those individuals of the same descent who have more or less broken away from the customs of the respective original groups, identifying their general behavior with that of the American or „Americanized" groups in New York City.

[3]) The writers wish to make acknowledgments to Mr. Van Veen for his skillful pictorial contribution to this investigation.

broken lines depicting the accompanying motions of the respective elbows. The numbers indicate the direction of movement, representing the position of the given part in each successive frame projection.[1])

A study of the curves gained by this method, as well as a consideration of the data obtained by means of the other more qualitative methods enu-

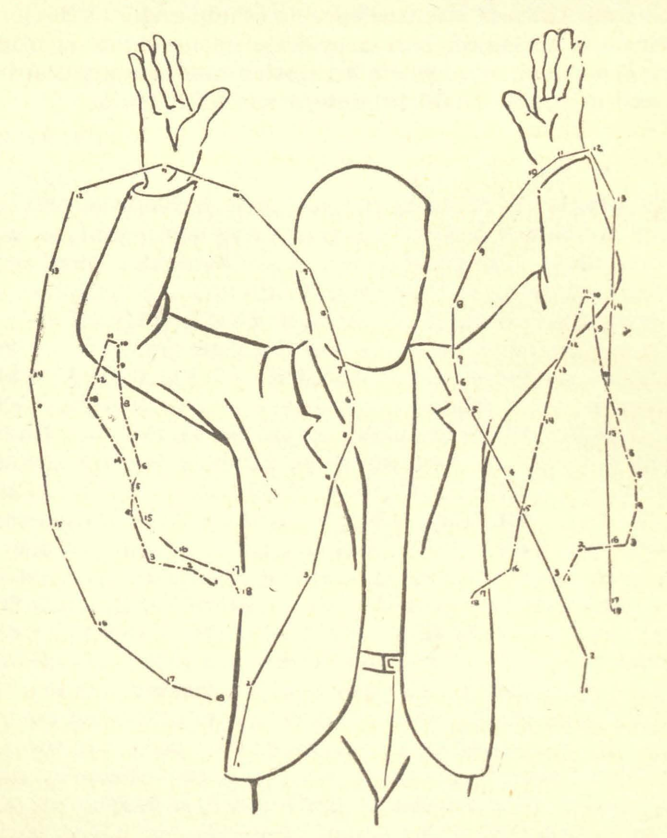


Fig. 1. — Sketch from a graphed unit-gesture (traditional Italian), illustrating graphing technique employed.

merated above, yields the following results to date. They are to be taken as preliminary and tentative, rather than as final and conclusive. We shall briefly summarize certain of the characteristics of the gesture patterns of the Italian, Jewish, and assimilated Italian and Jewish groups, respectively. The present results are based upon an analysis (cf. above methods) of approximately 5,000 feet of film, taken and studied over a period of two

---

[1]) Since the original pictures, from whose graph the present sketch was made, were taken at a speed of 16 frames per second, the gestural motion shown in Figure 1 required 18 /16 or approximately 1.13 seconds for its execution.

years, and about 2,000 sketches made from life. Since there is a wide diversification in the behavior patterns within the so-called Jewish as well as Italian groups, it must be kept in mind that when using the former term we refer to Jews chiefly of Lithuanian and Polish extraction, whereas by „Italian" we refer to Southern Italians, chiefly from the vicinity of Naples and from Sicily. In each case, the specific ethnic origin of the individual was established by noting the particular dialect he used ; in doubtful cases, this was supplemented by direct interrogation after his gestural behavior had been recorded. It should be noted that both motion pictures and sketches were obtained in absolutely spontaneous situations in the everyday environments of the people concerned, who never knew they were subjects of an investigation.

We shall now attempt to give a tentative description of the „characteristics"[1] found in the gestural patterns of traditional and assimilated groups. We shall begin with the TRADITIONAL ITALIANS AND JEWS, and shall first deal with the spatio-temporal characteristics of the gestural behavior, i. e., as „movement," and then proceed to a consideration of the strictly linguistic aspects of such behavior.

With regard to the parts of the body used in gesticulation, it may be said that whereas the Italian exhibits a tendency to use preferably his arms, in a more or less concerted manner, the Jew frequently employs his head, as well as his arms, hands and fingers, in a functionally differentiated way. The Italian exhibits a marked synergy in the use of the three parts of his arm, his upper-arm, fore-arm and hand moving from the shoulder in a concerted fashion. The head as well as the digital gestures are rather typical of the Jewish „expressive" movement. In contrast, the head and fingers rarely participate in the Italian colloquial gesticulation, although the latter are involved in his pictorial and symbolic gestures (cf. below).

The form of the movement also shows marked contrast in the two groups. Generally speaking, the gestural movements of the traditional Eastern Jew are more complex in design than those of any of the other groups observed. These motions often pass from one plane of movement to another. As a rule, they exhibit an angular change in direction, resulting in a series of zig-zag motions which, when graphed, present the appearance of an intricate and composite embroidery. The movement is frequently sinuous in character, one of the most common examples resembling a figure 8 in general form. In contrast to the Jew, the Italian is inclined to continue in the same direction until completion of the entire gesture segment. This fact, together with the usual restriction of the movements to the spherical „surface" plane (cf. below), necessarily creates an effect of relative simplicity in the Italian movements. The motion itself is likely to be spiral or elliptical in form. In the course of the movement, moreover, the Italian usually holds his hand in a straight line with his arm, in contrast

---

[1]) The term „characteristic" is employed to refer to general trends or statistical probabilities in the data, rather than in the sense of „types," the latter, needless to say, being products of logical abstraction.

to the Jew, who is more inclined to keep it at an angle to the fore-arm. Furthermore, in the Italian the palm is usually curved and prone, whereas the Jew often holds it flat and in a supine position.

Likewise with regard to laterality (unilateral or bilateral) as well as symmetry of movement, pronounced differences are noted. In the Jew, gesticulation usually occurs with one hand and arm, and if two are used, they are likely to be employed in a sequential rather than simultaneous fashion. The movement is predominantly non-symmetrical. In addition to the trend toward unilaterality and assymetry, the Jewish gestures also exhibit a tendency toward sequential transference of motion from one arm to the other. This latter characteristic may be figuratively termed „ambulatory“ gesture or „gestural locomotion“ of discourse. In marked contrast, the Italian gestures are usually bilateral ; the two arms are frequently used simultaneously ; and the movements are likely to be highly symmetrical in character.

The radius of the movement also differs in the two groups, the Jew employing a relatively narrow or confined area, with the fulcrum at the elbow, which is held relatively close to the body, or at the wrist ; while the Italian sweep is characteristically large, with movements involving the entire arms and with the fulcrum at the shoulder. In the case of the Italian, the gestural radius is likely to coincide with his arm's length ; the Jew, on the contrary, whose upper-arm rarely participates in the movement but appears to be more or less rigid and attached to the side of the body, is very seldom to be seen reaching, in his gesture, an area above his head or below his hips. The transference or displacement of the axis of motion from shoulder (in the Italian) to elbow or wrist (in the Jew) explains this phenomenon.

The two groups also differ with regard to the area in which gesticulation usually occurs, the Jewish group seldom deviating from the medial plane of the body, i. e., the frontal area toward the auditor, whereas the Italian is more likely to perform his movements within a latero-transversal space-segment, i. e., at either side of the body. Within each of these general areas, a difference is found in the direction of the gestural movements themselves, the Italian most frequently gesticulating centrifugally in a spherical „surface“ plane at a given distance from the body ; whereas the Jewish movements often involve the „depth“ plane, being more centripetal with relation to the body of the gesturer. The gesture of the traditional Jew might be rhetorically characterized as a gesture of „address,“ whereas that of the traditional Italian might be described as one of „display.“

Our data are at present inconclusive with regard to speed of movement. It seems that the Jew may in general be slightly faster, although no clear-cut differences are at present apparent.

Significant differences were noted, however, in the matter of rhythm or tempo, the Jewish movements being characteristically jerky and irregular, while those of the Italians are smoother and less variable. Even in cases involving change of speed, the transition or change in tempo in the Italian gesture is likely to take place gradually, in a „crescendo“ or „dimi-

nuendo". The characteristic Jewish tempo is marked by frequent abrupt, dischronic and emphatic transitions, giving an effect not unlike that produced by the artificial actions of a marionette.

The tendency of the traditional Jew to use the body of his conversational partner as a „point de repère" for his gesture also deserves mention. The gestural movements of this group commonly involve touching the physical person of the auditor on repeated occasions, or, if the latter also gestures, of seizing his hand or arm so that he cannot „speak." On other occasions, the auditor may be literally „button-holed," the speaker may grasp the auditor's coat-lapel with one hand while the other describes all kinds of arabesques in the immediate vicinity of his face. A few extreme instances were noted in which this „familiarity" with the body of the interlocutor was mutual, resulting in the hands and arms of both participants becoming clasped to each other's arms or coat-lapels, with the resulting reversion to head motions as a form of gestural expression.[1]) Such behavior patterns are not observed in the Italian. Despite the large sweep with which his gestural movements are usually performed (cf. above), the full extent of his physical familiarity with the auditor was found to be the rather gentle placing of a hand on the latter's arm or the tapping of his hand, fore-arm, or shoulder. This was never done as a means of interrupting the movement, but, in the few observed cases, seemed largely a matter of expressing confidence.

Simultaneous gesturing of two or more individuals involved in the conversation is also frequently observed among traditional Jews, and is absent among traditional Italians. In one of our extreme cases representing the vocal and gestural conversation of four Jewish subjects, there are four arms, one for each person, participating simultaneously in the argument, with a resulting intertwining of sinuous movements on the graph. In connection with the matter of simultaneous gesturing among traditional Jews and their frequent contact with the physical person of the auditor, it is interesting to point out a rather curious variety of gesture which appears to be characteristic of this group, and which does not seem to fall under any of the present categories of gestural motion. It represents a kind of lunging forward with the arm, „pseudopodically" one might say, in the direction of the interlocutor. This characteristic, as in the case of those relating to the speaker-auditor relationships mentioned above, appears to serve chiefly as a means of interrupting the discourse of the interlocutor or of getting his attention. Such behavior patterns were not observed in the traditional Italians.

Closely allied to all these phenomena, perhaps, are the ways of colloquial grouping among traditional Jews. These seem to be conditioned by more than the mere physical topology of the place of meeting. Thus traditional Jews, regardless of the extent of the space at their disposal,

---

[1]) The most interesting example of this gestural „promiscuity" in conversation was illustrated by a case in which the speaker not only grasped the arm of the interlocutor, but actually gesticulated with it!

tend to stand close together in compact groups, so close, in fact, that it is often difficult to observe and photograph their gestures.[1]) This peculiar „geography" of conversation was not found in the other groups studied. The Italians, for example, stand farther apart, their bodies never being in actual contact.

The influence of momentary setting is, of course, apparent in all gestural situations with both groups, such factors as place of meeting, topic of conversation, and person or persons with whom conversation is being held conditioning more or less the frequency and character of the movement.

All of the above categories apply only to the spatio-temporal characteristics of the gestural movements themselves, without regard to their actual linguistic significance. We can here but point out the major differences observed to date with regard to the meaningful or referential function of such gestures. The Jewish gestures are predominantly of the discursive or „ideographic" type, seeming to be, as it were, a kind of gestural portrayal, not of the object of reference or thought, but of the course or „curve" of the ideational process itself. This general tendency to re-enact each turn or detail of the logical process with a sort of inflection in the accompanying movement[2]) results in the complex „embroidery" movements described above. There is also a tendency to „underline" or „punctuate" the rather frequent climactic points of his discourse with a kind of „accent" in the gesture. As a rule, this gestural „italicizing" involves a change in the speed and direction of the movement, and seems to represent a kind of gestural „catapulting" of the corresponding idea.[3]) The Jewish gestures are seldom pictorial or „physiographic" and rarely symbolic (of objects).[4])

The „ideographic" type is rarely observed among the traditional Italians, whose gestures are most frequently pictorial, or „physiographic," and symbolic (of objects). The latter types represent an imitation or re-enactment with the body of the attributes or actions being verbally described. The physiographically symbolic gestures of the traditional Italian are very common, and imply definite meaningful associations. These may be used to accompany verbal intercourse or may even function as the exclusive means of communication (pantomime). We have been able to trace the historical continuity of many of these pictorial and symbolic gestures from ancient Rome to contemporary Italy. Some of the movements are strikingly similar both in their form and in their content. In general, there is very little difference between the gestural „vocabulary"

---

[1]) This difficulty frequently necessitated that the pictures be taken from the top of an adjacent building with a telephoto lens.

[2]) Needless to say, the subtle function of this pantomime of the thought process can hardly be grasped by the spectator unless he knows the meaning of the accompanying words.

[3]) This, of course, is not to deny the possibility that such gestural behavior may be an intrinsic part of the „idea" or „thought process" itself.

[4]) The „symbolism" actually involved is of a „logical" character, i. e., more of a „significatio" than a „demonstratio," in Cicero's terminology, depicting less the „objects" of thought („referents") than the pattern and „direction" of the referential activity itself („reference").

(approximately 125 „gesture-words") of the traditional Neapolitan in New York City and that of his ancestor in Europe one century ago, as recorded by Andrea di Jorio in his „La mimica degli antichi investigata nel gestire napolitano," published in 1832. This also holds true for the dictionary of Sicilian gestures published in the latter half of the 19th century by Pitré, in his „Biblioteca delle tradizioni popolari siciliane." No such formalized gestural „vocabulary," covering a wide range of linguistic possibilities, is found among the traditional Jews (only 6 pictorially symbolic movements have been observed by us in this group).

In our study of the pantomimic gesture, we were fortunate in securing the assistance of certain prominent Italian and Jewish actors in New York City.[1] The former had no difficulty in enacting for us a series of „dumb-shows," the meaning of which is entirely clear to any person who is familiar with the system of gestural symbols used by their group. The latter, on the contrary, though they were as proficient in their dramatic ability, and despite the large amount of gestural movements displayed in their performance, were unable to create any specifically meaningful pantomime per se, based on „Jewish" symbolic gestures.

All of the previous material has dealt with traditional Jewish and Italian groups. We come now to a consideration of the GESTURAL BEHAVIOR OF THE ASSIMILATED GROUPS. The assimilated Jewish subjects were obtained from several different sources : (a) upper- and middle-class Americanized New York Jews found at summer resorts in the Adirondacks and at the Saratoga race-track ; (b) upper- and middle-class groups found at various meetings and social and religious gatherings in New York City ; (c) Jewish students at Columbia University, etc. The assimilated Italians, also coming from the upper- and middle-class groups, included : (a) members and participants in Italian clubs and fraternities (e. g., Casa Italiana at Columbia University) ; (b) those found at various meetings and social gatherings in New York City ; (c) Italian students at Columbia University.

The data obtained on the assimilated groups indicate very clearly that the above gestural characteristics, typical of the traditional Jew or traditional Italian, disappear with the social assimilation of the individual, Jew or Italian, into the so-called Americanized community. On the whole, gesticulation is much less frequent in such assimilated groups, there being a diminution of movement as compared with the traditional groups. The more assimilated the individual, the less Jewish or Italian gestural traits he was found to possess. The fully assimilated Jews and Italians do not show the wide differences found in the traditional groupings (cf. above), and both resemble gesturally the specific American group to which they have become assimilated. With regard to the gestural behavior of the American, our data suggest that, as in the case of the traditional Italian and Jewish groups, there is a pronounced heterogeneity both in amount and in type. In general, the gestural assimilation of the Italians

---

[1]) Signorina Baldi, Signor Sterni, and Signor Milliaccio (Italian) ; Mr. Buloff and Mr. Ben-Ami (Jewish).

and Jews appears to be conditioned by the particular social and economic stratum to which they have become adapted. Thus, certain Jewish groups of the upper social and economic strata show great restraint in their motions, when movement is present at all, even when engaged in heated argument[1]), and resemble gesturally the so-called Anglo-Saxons of the same social and economic environments. On the other hand, assimilated Jewish groups belonging to a different social milieu exhibit relatively frequent and vigorous gesticulation, although very unlike that of the traditional Jewish groups.

Nor could the differences in gestural behavior between traditional groups and the lack of such differences between assimilated groups be explained on the basis of „generation.“ It was found, for example, that the American-born students at Yeshiva College, a traditional Jewish school in New York City, exhibited traditional gestural behavior similar to that found in the Ghetto, while the American-born Jewish subjects obtained at an exclusive Fifth Avenue club were gesturally assimilated, showing no „orthodox-Jewish“ gestural characteristics.

It is also interesting to note that, conversely, many Americans who had had intimate acquaintance with the traditional groups were observed to display the traditional Jewish or Italian gestural habits. Furthermore, several cases of Jews who had been exposed over a period of time to Italian gestural (and other) stimulation, as well as cases of Italians who had become assimilated to Jewish culture, showed that in such cases the gestural behavior conformed to that institutionalized by the social group to which the individual had become assimilated, rather than to the gestural behavior of the so-called „racial“ group to which the individual belonged. Lastly, mention might be made of certain observations on more specific cases of what might be termed „hybrid“ gesture, which served to indicate that the same individual may, if simultaneously exposed over a period of time to two or more gesturally different groups, adopt and combine certain gestural traits of both groups. In some cases, for example, it was found that the gestures accompanying the same topic of conversation may be different, depending upon other elements in the stimulus situation, as is illustrated by the case of an Italian who gesticulates like a traditional Italian when addressing an Italian group in their own language, and in an assimilated fashion when speaking in English to an American audience.

The results indicate that in the case of the assimilated groups, it is not so much a matter of uniform „assimilation“ to gestural patterns typical of the so-called American or Anglo-Saxon culture as a whole, but rather an assimilation to the particular gestural customs characteristic of the specific social stratum of the American group with which such individuals have become associated.

In summary, a marked disparity was found between the patterns characteristic of most of the gestures of the traditional Jewish and Italian

---

[1]) The race-track betting and ensuing discussions yield data which are conclusive in this respect.

groups investigated, and a lack of such contrasting patterns in the corresponding assimilated groups. The latter gesturally resembled each other and the Anglo-Saxons. Thus, social stimulation rather than so-called „racial" descent seems to have been operative.

Die Beziehungen zwischen Gebärdenspiel und sozialer Lage.

Es handelt sich um eine sozialpsychologische Untersuchung, die unter der Leitung von Franz Boas, dem Vorstand des Department of Anthropology an der Columbia University, New York, unternommen worden ist.

Die Hauptmerkmale des Gebärdenspiels zweier verschiedener sogenannter rassischer Gruppen (Italiener und Juden) sind unter verschiedenen und ähnlichen Umgebungsbedingungen mit Hilfe von Filmaufnahmen untersucht worden. Das Ziel der Untersuchung war, festzustellen :

a) ob es hinsichtlich des Gebärdenspiels irgendwelche durchgängigen Gruppenunterschiede zwischen noch nicht amerikanisierten jüdischen und italienischen Schichten gibt, und, falls ja,

b) welches Schicksal solche Merkmale unter dem Einfluss der sozialen Anpassung erfahren. — Die Ergebnisse geben auf die erste Frage eine bejahende Antwort : Das Gebärdenspiel beim Gespräch der nicht-assimilierten Italiener und Juden ist recht verschieden, und zwar sowohl hinsichtlich der räumlichen und zeitlichen als auch der sprachtechnischen Gestaltung ihrer Gebärden. Für die zweite Frage zeigen die Ergebnisse, dass die Unterschiede, die bei den noch traditionell gebundenen Gruppen angetroffen wurden, bei ihren amerikanisierten Nachkommen zu verschwinden trachten, deren Gesten untereinander und den angelsächsischen Gruppen angenähert werden. Ferner hat sich herausgestellt, dass der Prozess der Angleichung des Gebärdenspiels entsprechend der sozialen Situation verläuft, in welcher sich der Nachkomme der noch nicht assimilierten Familie befindet.

Mimique et situation sociale.

L'article traite d'une enquête de psychologie sociale, entreprise sous la direction de M. Franz Boas, président du Department of Anthropology à l'université de Columbia, New York.

Les caractères propres à la mimique de deux groupes, considérés vulgairement comme racialement différents, juifs et italiens, ont été étudiés par le procédé de prises de vue cinématographiques, dans des milieux tantôt semblables, tantôt différents. Le but de l'enquête était :

1° d'établir s'il existait, dans la mimique, des différences spécifiques entre italiens et juifs non encore américanisés ; et, dans le cas d'une réponse affirmative :

2° d'étudier ce que devenaient ces différences sous l'action de l'adaptation sociale. Les résultats donnent à la première question une réponse affirmative : la mimique des juifs et des italiens non encore américanisés, dans la conversation, est très différente — différences qui s'expriment aussi bien dans la figuration spaciale et temporelle des gestes que dans la technique du langage. Pour la deuxième question, les résultats montrent que les différences observées sur des groupes cohérents, encore soumis à la tradition, tendent à disparaître dans les générations américanisées ; les gestes s'uniformisent et se rapprochent de ceux des anglo-saxons. D'autre part, il s'est révélé que l'adaptation de la mimique se déroule d'une manière qui varie avec la situation sociale dans laquelle se trouve le descendant d'une famille non encore américanisée.

Littérature récente sur le corporatisme.[1]

Par
Raymond Polin.

Les ouvrages dont la liste figure ci-dessous ne permettront pas de faire un exposé général de toutes les formes du corporatisme. Il se trouve cependant qu'on peut les ranger sous deux tendances qui définissent actuellement les deux principaux groupes de ses partisans. Pour les uns, Defourny (II) ou Muller (III), par exemple, ces corps intermédiaires, doivent être constitués par l'exercice d'un droit naturel et humain d'association ; les individus prennent conscience de leur solidarité professionnelle et en réalisent les liens par une hiérarchie de corporations qui sert de fondement à l'État lui-même.

---

[1]) I. L'Organisation corporative. Semaine Sociale de France. Gabalda. Lyon 1935. (632 p. ; fr. fr. 30.—)

II. Le Corporatisme. Journée d'études de la Sarte. Édition Orientation. La Sarte 1935. (144 p. ; fr. fr. 15.—)

III. Muller, Albert, La politique corporative. Rex. Bruxelles 1935. (223 p. ; fr. belges 12.—)

IV. Arcis, Max d', Les réalisations corporatives en Suisse. Attinger. Neufchâtel 1936. (96 p. ; fr. s. 2.50)

V. Piller, Joseph, Corporatisme et fédéralisme. Attinger. Neufchâtel 1936. (98 p. ; fr. s. 2.50)

VI. Lescaze, Julien, Corporation et État. Attinger. Neufchâtel 1936. (164 p. ; fr. s. 2.50)

VII. Devrient, Raymond, La corporation en Suisse. Attinger. Neufchâtel 1936. (122 p. ; fr. s. 2.50)

VIII. Viance, Georges, Restauration corporative de la nation française. Ernest Flammarion. Paris 1936. (282 p. ; fr. fr. 12.—)

IX. Valdour, Jacques, Organisation corporative de la société et de la profession. Rousseau. Paris 1935. (117 p. ; fr. fr. 7.—)

X. Valenziani, C., Le corporatisme fasciste. Nouvelle Revue Critique. Paris 1935. (223 p. ; fr. fr. 18.—)

XI. Pereira dos Santos, F. I., La constitution sociale et politique portugaise. Librairie du Recueil Sirey. Paris 1935. (XXI et 251 p. ; fr. fr. 25.—)

XII. Joly, Pierre La mystique du corporatisme. Hachette. Paris 1935. (251 p. ; fr. fr. 12.—)

XIII. Pré, Roland, Le bilan du corporatisme. Librairie technique et économique. Paris 1936. (214 p. ; fr. fr. 25.—)

XIV. Speyer, H., Corporatisme ou parlementarisme réformé ? Librairie Générale de Droit et de Jurisprudence. Paris 1935. (123 p. ; fr. fr. 12.—)

XV. Mirkine-Guétzevitch, B., Corporatisme et démocratie. Dans : Revue de Métaphysique et de Morale. Paris 1935. (p. 578-602)

XVI. Travaux du Congrès des économistes de langue française, 1936. L'autarcie. La corporation devant la doctrine et devant les faits. Éditions Domat-Montchrestien. Paris 1936. (235 p. ; fr. fr. 40.—)

Tel est le point de départ du „corporatisme d'association", qui rallie la majorité des théoriciens catholiques. Les doctrines et les réalisations fascistes, au contraire, se rattachent à un „corporatisme d'État" pour lequel l'état, sans attendre l'initiative privée, doit créer un ordre de corporations, pour donner des cadres et une discipline salutaires à la vie économique et sociale du Pays.

Catholiques, défenseurs du Corporatisme d'Association et fascistes constructeurs du Corporatisme d'État, se rencontrent pour réclamer en commun un même instrument, mais pour en faire un usage opposé. Leur unité, cependant, est plus qu'une unité de rencontre et de mot, sans cesser pour cela d'être toute négative : ils ont en commun moins des aspirations que des craintes ou des haines. Cette doctrine sociale, en effet, à l'encontre de tant d'autres, n'est point du tout sortie de rêveries utopiques, et assez peu de la critique de la réalité présente. Installée d'emblée sur le terrain des doctrines, c'est avant tout une idéologie de lutte, lancée contre les deux théories qui se disputaient depuis un demi-siècle l'organisation de la société : le socialisme et le libéralisme. Tous les partisans de la corporation, qu'ils soient catholiques ou fascistes, sont avant tout anti-marxistes et anti-libéraux.

L'Église catholique s'est toujours opposée au socialisme, surtout lorsqu'il a pris la forme „sans âme" du marxisme. La rénovation de l'idée corporative lui a permis d'opposer, sur le plan temporel, à une critique sociale, une réforme sociale d'ensemble. On chercherait vainement chez nos auteurs une critique systématique du marxisme. Viance (VIII, p. 88) l'accuse de restaurer une philosophie héraclitéenne du devenir, qui nous ramène aux premiers balbutiements de la pensée. On voit que Viance a reçu une culture générale. Mais on trouve davantage de protestations semblables à celles de d'Arcis (IV, p. 9) où la violence du ton tient lieu d'argument. D'Arcis se déchaîne contre la doctrine de haine marxiste, contre un égalitarisme inhumain, simpliste et utopique, „contre les théoriciens ignorants des réalités de ce monde". C'est le principe de la lutte de classes, doctrine d'action violente et de guerre sociale permanente, qui entretient la crise morale contemporaine (cf. Delos, I, p. 310). La corporation, au contraire, assure Duthoit (I, p. 44 sq.), remplace la rivalité par la collaboration, instaure par la profession rétablie selon les besoins humains, l'école d'une moralité nouvelle, celle qui manque à l'individu moderne déséquilibré : la morale du devoir professionnel, du devoir d'„état". Bien loin de détruire les syndicats existants, il faut susciter leur accord avec les syndicats patronaux, instituer des commissions paritaires, des contrats collectifs obligatoires, en un mot, ressusciter la paix sociale en orientant l'activité collective vers le bien commun de la société.

Salazar, dictateur et catholique, établit la liaison des catholiques aux fascistes. Certes, Pereira, son compatriote et son coreligionnaire, lui reproche volontiers ses méthodes autoritaires (XI, p. 31 sq.), mais convient avec lui que le collectivisme entraîne l'avilissement de la personnalité humaine parce qu'il traite l'homme comme une machine, parce qu'il dissocie la famille, et laisse l'individu livré „à une haine destructrice" (XI, p. 31, 99) ; parce que le bien-être matériel n'est que la condition la plus méprisable du bonheur ajoute Valenziani (XII, p. 225). Avec le fascisme, en effet, il

faut croire au contraire à la sainteté, à l'héroïsme ou plus simplement à la valeur morale de l'homme que le matérialisme historique oublie et risque de décourager par son fatalisme. Tant de réprobation morale justifie aisément ce qui, pour le fascisme, était en même temps une condition nécessaire de succès : la suppression de toute tactique ouvrière fondée sur la lutte des classes. Par des moyens divers, toute dictature qui s'établit, embrigade la classe ouvrière dans des syndicats de son choix et lui impose un accord obligatoire avec ses patrons. A la moralité acquise par la libre collaboration, par la conscience des devoirs professionnels, succède une éducation morale fondée sur la confiance obéissante et la fidélité à l'intérieur de la „Betriebsgemeinschaft", selon les expressions caractéristiques de l'organisation corporative allemande (cf. III, p. 90 sq.) et aussi sur l'honneur social, dans les relations des communautés d'entreprises entre elles. Aux patrons, en revanche, d'apprendre leur métier de chef et d'en supporter les responsabilités. Certains théoriciens italiens, note Valenziani (X, p. 203 sq.), verraient même dans un corporatisme intégral, où seule la corporation posséderait les capitaux, le moyen de supprimer toute lutte des classes, par la suppression même de celle des propriétaires. On peut douter cependant que beaucoup de corporatistes, pour écraser la plus redoutable revendication marxiste, veuillent simplement la réaliser.

Le corporatisme courrait plutôt le danger contraire. Construit pour rétablir la moralité et la paix sociale, ne risque-t-il pas de les mettre en péril si, comme Salazar au Portugal, il accorde aux „gremios" patronaux des droits et des libertés qu'il dénie aux syndicats d'ouvriers ? Pereira (II, p. 95 sq.) s'en effraie un peu. Il montre par là que, catholique ou fasciste, „spontané" ou imposé, le corporatisme est la doctrine des patrons plus que celle des ouvriers. D'Arcis, souvent assez maladroit et passionné, laisse voir combien, dans les milieux catholiques surtout, ce caractère „patronal" de la doctrine est accentué. Faut-il, en jugeant d'après lui, admettre que certains patrons considèrent leurs concessions corporatives à la manière des sacrifices consentis à leurs œuvres sociales, comme une charité d'apparence, magnanime, mais habile et intéressée ?

C'est cependant une critique de moralité que le corporatisme fait subir tout d'abord à son deuxième ennemi : le libéralisme. D'où vient le désordre amené par l'idéologie libérale, demande Villain (I, p. 115 sq.) ? Du fait que, socialement, l'homme est réduit à l'état contre nature d'individu. Sous prétexte de sauvegarder la liberté de chacun, tous les liens qui rattachaient les hommes entre eux, les associations, la famille, ont été brisés ; la société est devenue „atomiste" et „mécaniste" selon l'expression de Defourny (II, p. 21). L'ordre économique cependant ne repose pas sur l'activité équilibrée d'automates de cette sorte, sur une égalité quantitative de leurs échanges, mais, comme le veut Duthoit (I, p. 66), sur une „harmonie des rapports entre humains".

Cet individualisme effréné que le libéralisme insinue dans l'âme de chacun, poursuivent les corporatistes, jette à son comble le désordre économique : la libre concurrence prépare le déséquilibre, et si l'on invoque, devant la crise menaçante, le jeu des lois économiques et du mécanisme des prix, c'est par incapacité d'action et fuite des responsabilités. Tels sont les

thèmes critiques que développe chaque ouvrage corporatiste. Mais bien qu'ils soient au centre économique de la doctrine, ils sont si peu originaux, qu'il ne vaut pas la peine d'y insister. Réserve faite pour leur sentimentalisme et leur caractère moralisateur. Ils sont empruntés en effet, aux ennemis socialistes : leur anti-libéralisme économique est nourri des leçons de Marx.

Le corporatisme prêche donc une économie dirigée : la corporation „corps officiel et public, intermédiaire entre les entreprises privées et l'état" (Duthoit, I) en sera le moyen. Mais à cette définition s'arrête la communauté de pensée des corporatistes, car il reste désormais à construire cet ordre nouveau. Les fascistes exigent le renversement des institutions politiques du libéralisme. Au contraire, les catholiques se souviennent en général de l'Encyclique qui condamne cette dictature „immodérée et violente" qui a besoin „pour se rendre utile, d'un frein énergique et d'une sage direction qu'elle ne trouve pas en elle-même". (Cf. I, Duthoit, p. 75.) Ce texte marque la frontière du corporatisme d'association et du corporatisme d'État ; elle sépare deux conceptions de l'économie dirigée. Ne devrait-on pas dire plutôt qu'elle sépare une théorie et une réalisation ?

On s'aperçoit, au moment de décrire leurs doctrines constructrices, que les livres que nous étudions ont été à peu près vidés de leur substance originale par l'exposé de ce qu'ils veulent détruire. On peut négliger, en effet, le détail des réformes pratiques, d'autant plus contingent et attaché aux circonstances, en chaque pays, qu'on a l'impression, au milieu des plans les plus précis, que Dieu ou l'empirisme décideront, le moment venu. Pour s'en tenir aux principes, les deux corporatismes diffèrent surtout par leur méthode d'application et par le primat qu'ils accordent soit au social, soit au politique.

Le corporatisme d'association, l'ancêtre, créé au moment où la crise sociale dépassait de beaucoup en acuité la crise politique, est avant tout une doctrine sociale et morale : il suffit de comparer la pensée de nos auteurs à celle du Marquis de la Tour du Pin et à l'esprit des Encycliques pour s'en convaincre. Contre le socialisme menaçant, contre le libéralisme en place, il ne suffit pas d'être conservateur, il faut être rénovateur"[1]). Il faut, pour retrouver les principes d'une société chrétienne, remonter à celle du moyen âge et la dégager de ses formes de circonstances. A l'opposition brutale des classes, il faut substituer l'équilibre et la hiérarchie des anciens „ordres", il faut conserver et fortifier les classes en leur rendant une âme. Ainsi parle le Marquis de la Tour du Pin et l'on voit combien nos auteurs ont perdu en franchise et cédé aux soucis démagogiques en annonçant la paix sociale par la disparition des classes. Lorsque Devrient (VII, p. 69) définit la corporation comme „une institution qui réalise dans le cadre de la profession commune, la collaboration entre patrons, employés et ouvriers, en vue de sauvegarder les intérêts moraux et sociaux de tous ceux qui appartiennent à un même corps professionnel", il lui assigne des tâches sociales, mais il ne s'élève pas à la conception d'un équilibre d'ordres. La leçon étriquée qu'a tirée le corpo-

---

[1]) La Tour du Pin. Vers l'Ordre social chrétien, p. 241.

ratisme contemporain d'un pareil enseignement, c'est, avec la distinction des syndicats ouvriers et patronaux, le droit d'accorder de nets privilèges à ce dernier.

Un tel effort vers la paix morale et la paix sociale s'accommoderait mal des violences autoritaires. L'ordre corporatif exige d'être introduit progressivement, en s'appuyant sur les réalités à tendances analogues et en tenant compte de toutes les particularités nationales. L'initiative du groupement et de l'organisation est laissée aux intéressés. Les catholiques ne tarissent pas d'éloges sur la loi fribourgeoise de mai 1934 qui a donné une discipline et une force générale à des institutions corporatives fondées dans ce canton suisse. Ils se contentent même, comme d'un mouvement important conforme à leur doctrine, des lois hollandaises de 1933 et de 1935 qui instituent des conseils professionnels paritaires et donnent force obligatoire aux décisions des groupements patronaux. C'est assez dire leur modération. La majorité des corporatistes catholiques ne recule même pas devant la condamnation de ceux d'entre eux qui ont mis à profit leurs pouvoirs dictatoriaux pour installer dans leur pays un régime corporatif. Car c'est l'essence du corporatisme d'association de demeurer autonome en face de l'État et de refuser de se confondre avec lui. (Cf. J. Lescaze, p. 140.) L'État donne l'investiture légale, accorde force de loi aux décisions corporatives, mais il n'a à se faire ni industriel, ni marchand. Il doit se borner au rôle d'arbitre, de contrôleur suprême et de gardien du bien général. Il se renferme dans une activité purement politique. Pour les uns il est l'échelon suprême de la hiérarchie des corporations et en partie son émanation. Les décisions politiques ayant toujours une „référence corporative", Prélot (I, p. 375 sq.) reconnaît que l'État ne peut agir qu'en prenant avis des corporations, forme nouvelle de la classique représentation des intérêts. Pour les autres, l'impartialité de l'État vient de sa totale indépendance ; ce sont les monarchistes, tel Valdour (p. 66) qui refusent aux corporations toute prérogative politique. Il distingue, en effet, la société civile qui est corporative, de l'État qui ne l'est point, et dont la souveraineté, dans les matières temporelles, dépend de Dieu seul. Ainsi, au sein même du corporatisme d'association, Lescaze l'a passé sous silence à grand tort, le problème de l'État introduit de nouvelles divergences.

Tous retombent d'accord cependant pour déléguer la direction de l'économie générale aux corporations. C'est là un thème superficiellement étudié par nos auteurs. Direction de l'économie, corporation, ces mots semblent une solution suffisante. On se borne (I, p. 556) à des formules générales : la corporation régularise la vie économique, adapte les produits et services en quantité comme en qualité aux besoins de la consommation ; elle assure la distribution rationnelle des biens. Ce sont là les lignes d'une solution idéale dont les corporations ne sont ni le moyen nécessaire, ni peut-être le moyen suffisant.

C'est en effet le problème que pose en dernière analyse, l'antagonisme des tendances corporatistes : par la corporation seule, les crises peuvent-elles êtres réduites ? La corporation elle-même peut-elle être construite sans le secours d'un État autoritaire ? Seul, en effet, le corporatisme d'État a connu de triomphantes réalisations. Mais y a-t-il commune mesure entre la corporation telle que nous venons de la définir et celle des régimes fascistes,

cette „organisation collective et publique composée de la totalité des personnes remplissant ensemble la même fonction nationale et ayant pour but d'assurer l'exercice de cette fonction dans l'intérêt suprême de la nation, par des règles de droit imposées à ses membres" ?[1]) Le primat du politique est affirmé dans la doctrine comme dans les faits : le fascisme a été orienté par tâtonnements vers le corporatisme comme vers le moyen le plus propre à imposer la solution des conflits sociaux au profit de la nation. Valenziani marque à juste titre ce caractère empirique de l'évolution corporatiste en Italie sous l'impulsion de deux exigences politiques : volonté „totalitaire" d'unanimité pour assurer l'emprise du parti sur l'État, et nationalisme, sacrifice à la nation, qualifiée après coup de „corporation des corporations".

Mais que la législation corporative date de 1926 ou de 1934, c'est l'État qui seul se manifeste et meut des groupements professionnels dépourvus d'autonomie. C'est d'une façon toute identique, rapporte Pereira (XI, p. 75 sq.) que le statut du travail portugais commence par l'affirmation de la Nation, de sa suprématie sur les individus et les groupes pour exiger ensuite, sous prétexte d'obtenir le maximum de production socialement utile, le maximum de puissance pour l'État. Les rapides examens qu'ont faits de la nouvelle organisation allemande du travail Muller (III, p. 89) ou Pré (XIII, p. 145) conduisent à des conclusions analogues.

Pseudo-corporatisme, diront les catholiques. Il resterait à prouver qu'un gouvernement autre qu'un gouvernement de dictature pourrait réaliser un corporatisme vrai.

C'est la conclusion que tire Mirkine Guetzévitch de son étude sur le Corporatisme et la Démocratie (XV). Le corporatisme politique est inévitablement lié, dit-il, à un régime dictatorial, parce que chaque corporation, bien loin de se donner pour but les intérêts généraux songe à défendre les siens propres ; on ne saurait assurer l'équilibre des intérêts sans construire une théorie non seulement politique, mais métaphysique de l'État, qui, au nom des exigences de la Nation, donne au gouvernement tout pouvoir sur les gouvernés. Speyer (XIV) étendrait volontiers le principe de cette critique à la doctrine corporative entière, car il conteste que la véritable expression des intérêts généraux de la nation (XIV, p. 38) soit la somme des intérêts particuliers de chaque corporation. Seuls les producteurs seraient représentés dans une assemblée corporative ; le mutisme des consommateurs inorganisés suffit à fausser le mécanisme entier.

Dès lors l'ensemble corporatif risque de multiplier le désordre économique par l'organisation des intérêts antagonistes et d'ouvrir le champ à une sorte de guerre des trusts. Ne pourrait-on pas d'ailleurs mettre en doute jusqu'à la solidarité des participants à une même branche d'activité économique ? Qu'on songe simplement à l'antagonisme des grands et des petits magasins ou aux conflits périodiques de l'industrie charbonnière. Mais c'est mettre en péril du même coup la justification théorique de la doctrine.

Nous n'aurons pas à recourir aux études de Joly (12) et Pré (13) défenseurs de l'économie libérale, celle-là superficielle et assez banale, celle-ci

---

[1]) Manoïlesco. La Corporation intégrale.

très consciencieuse, pour mettre en doute la justification pratique. Les réalisations ont été, nous l'avons vu, plus dictatoriales que corporatives : le corporatisme n'est donc pas en droit d'en tirer argument. Entraînent-elles d'ailleurs cette éducation morale, cette paix sociale per réconciliation des classes sous l'égide de l'État ? Peut-on parler d'héroïsme si le „héros“ n'est pas laissé juge du but pour lequel il se sacrifie ? Il suffit de constater que les pays corporatistes ne bénéficient encore d'aucun privilège dans la lutte contre la crise, et que, dans le domaine économique, les résultats ont été nuls.

Mais n'est-ce pas une erreur de juger le corporatisme à ses résultats ? N'a-t-il pas joué tout son rôle lorsqu'il a servi aux gouvernements autoritaires de doctrine sociale commode pour expliquer leur main-mise sur l'économie, lorsqu'il pèrmet aux catholiques de lutter à armes égales jusque sur le terrain idéologique contre les doctrines révolutionnaires ? La fidélité respectable à des régimes politiques disparus, qui avait tout d'abord conduit à la rénovation des archaïques institutions corporatives, s'est transformée bientôt en habileté politique : en réformant le présent par un retour à l'ancien, en offrant comme nouveau l'oublié, on a espéré prendre une garantie, une assurance contre la nouveauté. On l'a fait d'ailleurs sans grand souci de vérité, au mépris de toute exigence scientifique, en transportant ce qui avait réussi à l'âge du pré-capitalisme dans notre époque de capitalisme triomphant ou même décadent.

Cette justification à double fin, destinée à ceux que l'on attire, mais aussi à ceux que l'on rassure, c'est l'image de cette doctrine pour tous et à tout faire.

Besprechungen.

Philosophie.

Congrès International de Philosophie Scientifique ; comptes rendus des séances. 8 *fascicules. Hermann & Cie., Editeurs. Paris* 1936. *(fasc.* 1 *:* 80 *p. ; fr. fr.* 12.— *; fasc.* 2 *:* 76 *p. ; fr. fr.* 12.— *; fasc.* 3 *:* 58 *p. ; fr. fr.* 10.— *; fasc.* 4 *:* 64 *p. ; fr. fr.* 10.— *; fasc.* 5 *:* 79 *p. ; fr. fr.* 12.— *; fasc.* 6 *:* 84 *p. ; fr. fr.* 12.— *; fasc.* 7 *:* 72 *p. ; fr. fr.* 10.— *; fasc.* 8 *:* 91 *p. ; fr. fr.* 12.—*)*

L'évolution de la physique et la philosophie. Exposés par MM. Bauer, de Broglie, Brunschvicg, Rey et Serrus. Librairie Félix Alcan. Paris 1935. *(*150 *p. ; fr. fr.* 15.—*)*

Meyerson, Emile, *Essais. Avec une préface de M. de Broglie. Librairie philosophique J. Vrin. Paris* 1936. *(*272 *p. ; fr. fr.* 32.—*)*

Boutaric, A., *Les conceptions actuelles de la physique. Ernest Flammarion. Paris* 1936. *(*289 *p. ; fr. fr.* 12.—*)*

Il est possible de distinguer, dans la philosophie des sciences contemporaines bien des courants différents. Il y a tout d'abord les études relatives au fondement des mathématiques, la „Grundlagenforschung“ des Allemands. On sait que la découverte des antinomies de la théorie des ensembles a amené les mathématiciens à utiliser dans l'établissement des axiomes initiaux de l'arithmétique et de la philosophie le langage et les signes de la logistique. La logique mathématique ne s'en développe pas moins indépendamment de toute philosophie comme une discipline mathématique authentique constituée principalement par les travaux d'Hilbert et de ses élèves.

L'École de Vienne dont les membres les plus importants ont pris part au Congrès de Philosophie des Sciences, se préoccupe beaucoup moins des problèmes techniques que soulève la formation logistique des mathématiques que d'appliquer la méthode logistique à toute philosophie. Pour M. Carnap, M. Frank, M. Neurath et dans une certaine mesure M. Rougier, la logistique est une langue beaucoup plus précise que le langage courant, et les problèmes philosophiques dont l'énoncé est en contradiction avec les règles formelles selon lesquelles il est possible de constituer une proposition correcte deviennent par là même des pseudo-problèmes. La philosophie se réduirait ainsi à une analyse „syntaxique“ de propositions. On se rendrait compte alors que certaines propositions de la philosophie traditionnelle portent sur un contenu matériel et sont du domaine des sciences expérimentales, comme les propositions relatives à la matière par exemple, cer-

taines énoncent des équivalences, des identités, des transformations possibles entre propositions particulières et sont du domaine des mathématiques et de la logique, certaines par contre contiennent des notions qui ne sont ni expérimentales ni grammaticales, elles n'ont donc pas de sens et il n'y a plus à en parler. L'École de Vienne prétend même bannir l'usage du mot philosophie et pourtant rien ne se présente davantage avec les caractères d'un système philosophique, et d'un système arbitraire et discutable que l'union de l'empirisme issu de Mach et du logicisme issu de Russell. Cette union ne s'explique que par les conditions historiques du développement de la philosophie dans l'ancienne Autriche-Hongrie. Le formalisme scolastique, même théologique y a toujours fait bon ménage avec le positivisme contre l'ennemi commun : le rationalisme Kantien et l'idéalisme post-Kantien. De nos jours l'empirisme logique est surtout une attitude polémique en guerre contre la phénoménologie et surtout Heidegger et qui recherche parfois contre le mysticisme moderne même d'autres alliances, comme le montre l'article de Frank : Logisierender Empirismus in der Philosophie der U. S. S. R. (fas. 8, p. 68). Il est vrai que ceci peut n'être le fait que d'une minorité et un grand nombre de philosophes se sont ralliés à l'empirisme logiciste pour des raisons différentes : M. Reichenbach dont la théorie des probabilités et de l'induction prend son point de départ chez David Hume ; M. Morris et d'autres néopragmatistes américains à cause des traditions générales de la philosophie anglo-saxonne.

L'École de Vienne soutient qu'il n'y a pas de domaine propre à la philosophie. En ce qui concerne la philosophie générale, c'est une affirmation certainement fausse, mais en matière de philosophie des sciences, il est manifeste que la distinction de la science et de la philosophie est bien difficile à délimiter. Il n'en est pas moins certain que s'il n'y a pas d'objet propre à la philosophie des sciences, on peut retrouver dans l'évolution des théories mathématiques ou physiques la présence de problèmes où entre en jeu la structure de la totalité du savoir. Il faut pour traiter ces problèmes des outils proprement scientifiques, mais c'est une expérience authentiquement philosophique que d'avoir conscience de l'importance décisive de certains débats. Rien n'est à cet égard plus émouvant que de voir l'hommage que rendent des physiciens comme M. de Broglie ou M. Boutaric à la pensée de Meyerson. La philosophie de Meyerson est certes bien pauvre, une érudition incomparable y est au service d'une seule idée constamment répétée et les Essais posthumes qu'on publie de lui répètent ce que disaient des ouvrages antérieurs, mais ils offrent au physicien une théorie du rationnel et ils en sentent tous le besoin. Certains, M. de Broglie par exemple, ne veulent que constater la dualité irréductible qui s'installe en physique entre l'infiniment grand et l'infiniment petit, entre la continuité et la discontinuité : l'aspect ondulatoire et l'aspect granulaire des phénomènes ; d'autres ne peuvent s'accommoder de ce déchirement des choses, ils conservent l'espoir d'une synthèse unitaire et sont à cet égard plus „rationalistes" que les philosophes. Ceux-ci voient dans la révision à laquelle sont soumises les notions qui paraissaient les plus simples, celle de temps, celle de mesure, celle de grandeur observable, l'occasion de mettre en œuvre cet esprit de finesse dont parlait Pascal ; les physiciens, surtout les jeunes qui inter-

viennent dans les discussions du Centre de Synthèse semblent n'être pas convaincus par ce progrès de la Raison dans la physique moderne dont parle M. L. Brunschvicg, d'accord en cela avec M. Bachelard. Certaines interruptions montrent que les mutations nécessaires de l'intelligence apparaissent parfois comme des abdications, tellement l'antique conception de la représentation de choses „par figures et mouvements" garde encore de force chez les physiciens.

Le décalage entre la philosophie des physiciens et celle des philosophes s'accentue encore à propos des fameuses relations d'incertitudes. Certains physiciens croient sérieusement rencontrer le problème du libre arbitre au niveau de la mécanique atomique, tous admettent en tout cas qu'un monde régi par des lois de probabilité est différent d'un monde régi par le déterminisme. La différence est beaucoup moins grande aux yeux du philosophe, dans l'un et l'autre cas un schéma mathématique se moule sur l'expérience et en dessine la structure. Le problème du rationnel est plus haut, il est dans les raisons de l'accord des mathématiques et de la physique et de nulle part à l'heure actuelle ne surgit une tentative d'explication. Jamais on n'a tant cru que le renouvellement de la physique dût amener un enrichissement philosophique parallèle, et jamais la philosophie des physiciens n'a eu par rapport à la philosophie contemporaine ce retard dont l'orgueil des physiciens les empêche de se rendre compte. Il est vrai que la philosophie des sciences de certains philosophes a par rapport à la physique un retard équivalent, dû cette fois à l'ignorance.

Albert Lautman (Chartres).

Wenzl, Alois, *Wissenschaft und Weltanschauung. Natur und Geist als Probleme der Metaphysik. Felix Meiner. Leipzig* 1936. *(XI u.* 374 *S.; RM.* 18.—*)*

Wenzl, Alois, *Metaphysik der Physik von heute. Felix Meiner. Leipzig* 1935. *(*40 *S.; RM.* 1.50*)*

Lehmann, Fritz Michael, *Logik und System der Lebenswissenschaften. Johann Ambrosius Barth. Leipzig* 1935. *(VII u.* 124 *S.; RM.* 7.50*)*

Pohl, Joachim, *Philosophie der tragischen Strukturen. Beiträge zur Grundlegung einer metaphysischen Weltanschauung. Wilhelm Braumüller. Wien-Leipzig* 1935. *(*103 *S.; RM.* 3.50*)*

Schaller, Heinrich, *Die Idee des Menschen. Ein Beitrag zur metaphysischen Anthropologie. R. Oldenbourg. München und Berlin* 1935. *(*32 *S.; RM.* 1.50*)*

Bauch, Bruno, *Grundzüge der Ethik. W. Kohlhammer. Stuttgart* 1935. *(VIII u.* 327 *S.; RM.* 15.—*)*

Goetz, Walter, *Intuition in der Geschichtswissenschaft. Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. München* 1935. *(*30 *S.; RM.* 2.—*)*

Im folgenden wird über einige deutsche Neuerscheinungen auf metaphysischem Gebiet kurz berichtet.

Zu der durch verschiedene Impulse frisch entfachten Diskussion um die

Metaphysik hat Wenzl in „Wissenschaft und Weltanschauung“ einen anregenden Beitrag geliefert. Das Vorhaben, „auf der Grundlage der Ur-Erfahrung und der bewährten einzelwissenschaftlichen Ansätze in objektiver Absicht ein begründbares einheitliches Weltbild zu entwerfen und die Beziehungen der einzelwissenschaftlichen Problematik zu den Fragen der Weltanschauung zu erörtern“, ist redlich durchgeführt. Der kritische Realist W. vermisst sich nicht, apodiktisch über Wesen und Sinn der Weltzusammenhänge aussagen zu wollen ; er bescheidet sich mit der Erkenntnis von der Wahrscheinlichkeits-Stufe, wie sie für ihn überdies die dem menschlichen Dasein gemässe Basis darstellt. Die auf „Objektivierung, Vereinheitlichung und Einsichtigmachung“ gerichtete Tendenz der Wissenschaft bewährt sich bei W. vor allem in einer Prüfung der Theorien, die der jüngste Entwicklungsabschnitt der Physik, der dem organischen Leben geltenden Disziplinen und der Wertphilosophie gezeitigt hat. Besonders hervorgehoben seien die Auseinandersetzung mit Bavinks Ergänzung der Minkowski-Weylschen Raum-Zeit-Formel, die Abwägung der Argumente für Parallelismus und für Wechselwirkung, die „ausdrucksmetaphysischen“ Ansätze zu einer „absoluten Ästhetik“ und die Konfrontierung der Theodizee mit den Sachverhalten der Wirklichkeit.

W.s würdige Haltung gegenüber den „Besessenheiten der Nachkriegszeit“ und sein Bekenntnis zu einem von relativierenden „Bezugssystemen“ unabhängigen Begriff der Wahrheit bestimmen auch bei der kleineren Schrift über „Metaphysik der Physik“ Linie und Niveau.

Die Veröffentlichung Lehmanns ist als Wegweiser zur Idee der „Bio-Logik“ gemeint, auf deren Ebene sich die Gegensätze von anorganischer und organischer, mechanistischer und vitalistischer Naturwissenschaft „transzendental“-logisch auflösen sollen, um einer (Kantisch-) „architektonischen“ Überschau über das Gesamtfeld der Wissenschaften zu weichen. In dem Stile, den man von früheren „Überwindungen“ und „Synthesen“ solcher Art zur Genüge kennt, trägt L. von allen Ecken und Enden Steine zusammen, in der Hoffnung, eine „neue Ära der Lebenswissenschaften“ anzubahnen. H. St. Chamberlain ist für L. „einer der stärksten Pfeiler deutscher Wissenschaft“, obwohl er in seinem Schaffen Antisemitismus, Antiromanismus, Antikatholizismus und Antihumanismus reichlicher dosiert habe, als durch den Zweck : die Erfassung der Andersartigkeit des „Faustischen“, geboten gewesen und vor dem Stuhle „'objektiv' hinnehmender Wissenschaft“ gerechtfertigt sei.

Dem kleinen Buche Pohls ist als Motto Montaignes Definition „Philosopher c'est apprendre à mourir“ vorausgeschickt. Unter diesem Leitgedanken kennzeichnet der Verf. in langatmiger erkenntniskritischer Polemik die Phänomenologie als verkappte Mystik und die von ihren Anhängern versuchte Umdeutung des mystischen Durchbruchs in einen „transzendentalen“ als eine Fälschung des Reduktionsgedankens, um nach einer Betrachtung über den „Struktur“-Begriff (dessen Charakteristikum im „Hervorbringen von Neuganzheiten mit inderivater Gestaltqualität“ (!) bestehen soll) einen Hymnus auf die „transmundane Praktik“ östlicher Weisheit und die jeglicher Erkenntnis übergeordnete „tätige Liebe“ anzustimmen.

Mit den Kapiteln „Dasein und Wachsein“, „Die Überwindung des

Dämonischen" und „Die Leidenschaft des Ungenügens" schreitet Schaller den „zwischen Tier und Engel" befindlichen kosmischen Standort des Menschen ab, bemüht, die Religion als Gegenteil eines Verzichts : als unabdingbaren Anspruch der Kreatur auf Grösse und Herrlichkeit, zu erweisen.

Die Werbe-Behauptung, in Bauchs „Grundzügen der Ethik" habe sich der deutsche Geist eine „Selbstdarstellung von besonderer Eindringlichkeit" geschaffen, könnte nur dort Zustimmung wecken, wo man gehässig genug wäre, die Anfertigung mehrseitiger Alibis als ein entscheidendes Anliegen dieses Geistes zu betrachten. B. strengt sich vergebens an, von den neuen Konjunktur-Philosophen abzurücken. Das „aufwühlende Erleben unserer Zeit" hat es ihm derart angetan, dass wir immer wieder auf Anleihen beim Sprachschatz der neudeutschen Propaganda stossen, und seine Verbeugung vor dem „überzeitlichen Wahrheitswert" als dem Grunde und dem Ziel des „zeitlichen Kulturgutes Wissenschaft" verträgt sich offenbar reibungslos mit seiner Entrüstung über die „widerwärtige Erscheinung", dass die Wissenschaft zum „Reklame-Mittel um die Einstein, Freud und Konsorten herabgewürdigt" worden sei. Die Hoffnung, für derlei irgendwo durch einen Gedanken entschädigt zu werden, der über ältere deutsche Publikationen auf den Gebieten der normativen oder der genetisch-deskriptiven Ethik bezw. der Sozialpädagogik hinausführte, bleibt unerfüllt.

Goetz hat bei seinem Münchner Akademie-Vortrag in eine schlüssige Abweisung der Heros-Mythos-Doktrin des George-Kreises prinzipielle Sätze gewoben, welche die Ratio als Kern aller echten Wissenschaft festhalten. Rudolf Brandl (New York).

Recherches philosophiques. Fondées par A. Koyré, H.-Ch. Puech, A. Spaier. (IV 1934). Boivin & Cie., Editeurs. Paris 1935. *(VI u.* 530 *S.; fr. fr.* 65.—*)*

Der vorliegende Sammelband ist der vierte der unter dem Titel „Recherches philosophiques" veröffentlichten. Der Vorzug dieser Jahrbücher, die seit 1932 erscheinen, ist, die französische Philosophie in internationalem Rahmen zu zeigen. Früher geschah das mit Hilfe eingehender Referate über die Philosophie des Auslandes (Deutschland wurde u. a. von Dubislav bearbeitet). Im vorliegenden Bande ist die Rubrik „Ausländische Philosophie" fortgefallen ; aber gerade der Zusammenhang mit der deutschen Forschung ist nicht beeinträchtigt worden. So behandelt die kritische Bibliographie, die ein Drittel des Gesamtumfangs einnimmt, in der Rubrik „Sozialwissenschaften" ausschliesslich deutsche Bücher. Weiterhin hat man im bibliographischen Teil dem phänomenologischen Schrifttum einen besonderen Abschnitt vorbehalten. Und auch er behandelt, wie das nicht überraschen kann, ausschliesslich deutsche Neuerscheinungen. Besonders sind die an Scheler sowie die an Heidegger anschliessenden anthropologisch interessierten Autoren berücksichtigt. — Den Abhandlungsteil eröffnet der Beitrag des Mitherausgebers A. Spaier über die „Komplexe des Individualismus und der Hingabe sowie deren Wurzel in den Instinkten." Führt die anthropologische Orientierung, die gegenwärtig das

französische Denken fühlbar beeinflusst, bei Spaier in die Richtung der Charakterologie, so zeigt sie sich in Caillois' „Analyse und Kommentar eines Beispiels freier Ideenassoziation" psychoanalytisch bestimmt. Verwandte Interessen kennzeichnen den wertvollen Beitrag Klossowskis „Das Böse und die Verleugnung des Nebenmenschen in der Philosophie des Marquis de Sade". In anderen Beiträgen, die sich mit dem Problem der Geschichtlichkeit auseinandersetzen, prägt sich die ontologisch und metaphysisch bestimmte Richtung der Anthropologie aus. Hierher gehören an erster Stelle Sterns „Interpretation des Aposteriori" und Weils Beitrag „Über das Interesse an der Geschichte", die erste um den Begriff der Erfahrung, der zweite um den der ratio zentriert. A. Marcis Arbeit „Die Zeit und die Person" gründet in einem Idealismus, der von Heideggerscher Prägung noch frei und dem Spiritualismus verwandt ist. Der Aufsatz berührt sich in der Fragestellung mit Minkowskis Buch „Le temps vécu". Dieser hat zum vorliegenden Band „phänomenologische Untersuchungen" beigesteuert. — Unter den historischen Beiträgen sind neben der erwähnten Studie zu Sade an erster Stelle Groethuysens Mitteilungen aus Diltheys Nachlass, sowie Löwiths Untersuchung über „Hegel, Marx und Kierkegaard" zu nennen, die einer kritischen Haltung zu anthropologischer Philosophie förderlich sind.

Walter Benjamin (Paris).

Hartmann, Nicolai, *Zur Grundlegung der Ontologie. Walter de Gruyter & Co. Berlin* 1935. *(XVI u.* 322 *S.; RM.* 8.—*)*

Wie schon in seinen früheren Schriften vertritt H. hier einen ontologischen „Realismus", der von dem Ansichsein des Seienden und von der Erkennbarkeit dieses Ansichseins ausgeht. Er formuliert als das „Grundgesetz der Erkenntnis" : „Was Gegenstand der Erkenntnis ist, das hat.. ein übergegenständliches Sein, es ist an sich." Erkenntnis ist ein „transzendenter Akt", der das Bewusstsein überschreitet und es mit dem verbindet, „was unabhängig von ihm an sich besteht." Das Verhältnis des Subjekts zu dem erkannten Gegenstand ist „ein vollkommen einseitiges, rezeptives : es wird wohl von ihm bestimmt, bestimmt aber seinerseits ihn in keiner Weise." Auf dieser (in der Nachkriegszeit zuerst von Edith Landmann in ihrem von H. nicht erwähnten Buche „Die Transzendenz des Erkennens" geschaffenen) Grundlage werden alle anderen Positionen über jede wirkliche Problemdiskussion hinweg schnell und selbstgewiss abgewiesen. Das Buch behandelt die Philosophie in einer Sphäre behaglicher, von der Wirklichkeit ungetrübter Geschäftigkeit, in der alle Fragen und Antworten grau werden und die Auseinandersetzung keine der kritisierten Lehren mehr treffen kann. Man lese z. B. die gegen Heidegger geschriebenen Abschnitte über die Todesangst, wo sich u. a. folgender Satz findet : „Und doch liegt es auf der Hand, dass hier jede reelle Fühlung mit dem Kommenden fehlt, jeder Anhalt, ob überhaupt der Tod irgendwie sonderlich wichtig für den Menschen ist." Bei Heidegger standen hinter den ontologischen Untersuchungen noch wirkliche Fragen ; bei Hartmann ist aus ihnen eine belanglose Begriffswirtschaft geworden, deren Hohlheit schon

aus den Überschriften heraustönt : „Das Dasein im Sosein und das Sosein im Dasein“, „Widerfahrnis und Betroffensein. Härte des Realen und Ausgeliefertsein“, „Das Illusorische im Vorbetroffensein und die Grenze der Akttranszendenz“ usw. Herbert Marcuse (New York).

Blondel, Maurice, *La pensée. T. I : La genèse de la pensée et les paliers de son ascension spontanée. T. II : Les responsabilités de la pensée et la possibilité de son achèvement. Librairie Félix Alcan. Paris* 1935. *(XLI et* 421 *p.,* 558 *p. ; fr. fr.* 60.— *par volume)*

Blondel, Maurice, *L'Être et les êtres. Librairie Félix Alcan. Paris* 1935. *(*540 *p. ; fr. fr.* 50.—*)*

Après quarante ans d'un demi-silence (sa thèse célèbre sur l'action date de 1893), M. Blondel vient de nous donner les trois premiers volumes de son „testament intellectuel“ ; deux autres ouvrages doivent suivre : une réédition augmentée de l'action, une étude sur l'esprit chrétien. Croyant, le philosophe doit son originalité et la place qu'il s'est acquise à la force avec laquelle il a posé cette question pour lui essentielle : comment l'esprit philosophique peut-il, sans se renier, cohabiter dans une même pensée et vie avec la position d'un transcendant, la foi même au surnaturel d'une religion positive, telle que le catholicisme ? Toute l'œuvre se comprend comme solution de ce problème : l'étude de la Pensée et celle de l'Être sont deux moments — selon l'expression de l'auteur — d'une „philosophie de l'insuffisance“. Il s'agit, tout au long d'une ascension dialectique, de purifier notre entendement des „majorations“, des „extrapolations“ auxquelles il s'abandonne sans cesse : quand il conçoit un cosmos ou un sujet comme l'absolu de l'être, des idées ou des intuitions, comme des absolus de connaissance. Impossible de s'arrêter, de se fermer : telle est, constamment, la démarche „blondelienne“. Cet effort de critique, cette via negationis, constitue la preuve de Dieu — et d'un Dieu vivant — qui est toute cette philosophie. On retiendra l'effort pour prouver en rigueur, le souci de demeurer pur philosophe : en dépit de sa critique de la connaissance notionnelle, cette pensée se distingue ainsi très nettement des théologies ou des philosophies de „l'existence“. Du point de vue que nous venons d'indiquer, on comprend la manière dont ces livres abordent la société et la sociologie. Cette réalité, cette science ne les intéressent pas en elles-mêmes. On veut seulement, dans l'Être et les êtres, répondre à la question : La réalité sociale est-elle un être ou même l'être véritable ? La réponse est négative, mais si aucune collectivité n'a un caractère d'absolu, de fin en soi, ce caractère se trouve également refusé aux personnes individuelles. Dans l'opposition de la société et de la personne, on voit jouer deux tendances qui se partagent l'univers, sans y triompher jamais : tendance à former un ensemble qui ne parvient pas à constituer un véritable tout, tendance à se condenser dans des organismes ou des consciences qui ne trouvent pas leur centre en eux-mêmes. De ce point de vue critique du „personnalisme“ à la mode, rejet d'une attitude purement conservatrice et de tout état totalitaire. On jugera un peu rapide l'examen de l'idée

d' „ordre à établir“ comme fin de l'activité humaine : préoccupation de réserver notre attachement à un au-delà, influence de la notion classique de ce monde comme „simple viatique“ et „épreuve“. M. Blondel qui a si vivement senti le besoin moderne de rationalité, d'autonomie semble n'avoir pas éprouvé au même degré la crainte que la religion constitue une aliénation de la nature. Sans doute écarte-t-il tout naturalisme, dès le premier chapitre de la Pensée, par sa conception même de l'Univers. On trouve dans ces livres abondants une des pensées religieuses les plus compréhensives de l'époque. Paul Vignaux (Paris).

Lovejoy, Arthur O., *The Great Chain of Being ; a Study of the History of an Idea. Harvard University Press. Cambridge, Mass.* 1936. *(XII and* 382 *pp. ;* $ 4.00*)*

This is a discussion of the influence on the history of Western thought of the Neo-Platonic doctrine of the perfection, and hence, fullness, continuity and gradation of the created universe. It is significant because this doctrine has been historically a justification for resistance to efforts to control nature or society and a justification for a society of hierarchically graduated ranks (as in the later Roman empire or the Middle Ages). L. recognizes that these ideas „could be used as weapons against social discontent and especially against all equalitarian movements,“ but he is content to illustrate this only for eighteenth century Toryism. L. does, however, consider the question of „other-worldliness“ and „this-worldliness“ which is related to this use of the doctrine. The perfect, absolute God, absorbed in self-contemplation, Who inspires contempt for this world, is the same Being that created the world as an emanation of His goodness — a world divinely sanctioned and hence to be accepted. On the basis of this doctrine, then, the world is either to be accepted or fled from — not transformed. The history of the „chain of being“ reveals a shifting emphasis from pessimism to optimism of these sorts. It was not until the development of the ideas of progress and evolution toward the end of the eighteenth and the beginning of the nineteenth centuries that this doctrine, implying in both emphases an unchanging universe, was seriously challenged. With Schelling's rejection of an absolute pre-existing creator in favor of a God progressively revealed through the world in time, L. considers the doctrine to have reached its historical and logical conclusion. L. is mainly concerned, however, to show how this doctrine influenced certain movements in the history of thought, such as the medieval difficulties with the problem of evil, the emergence of Copernican astronomy, Leibniz's principle of sufficient reason, etc. A work involving such enormous scope cannot be expected to be complete. A fuller treatment of the Middle Ages, especially of their use of the doctrine as the ideology of feudalism, and an examination of the relation of this doctrine to the Renaissance revision of the medieval concept of nobility and the criteria of social distinction, inter alia, would have been desirable.

L.'s exposition is vigorous, understanding and clear, fulfilling the promise of his brilliant introductory chapter on „The Study of the History of Ideas“. Charles E. Trinkaus, Jr. (New York).

Wild, John, *George Berkeley, A Study of His Life and Philosophy. Harvard University Press, Cambridge, Mass. Oxford University Press, London* 1936. *(552 pp.; $* 6.—, 25 *s.)*

The writings of George Berkeley have been given either of two emphases: (1) Berkeley the empiricist and subjectivist has been drawn from his „Principles", (2) Berkeley the Platonist has been constructed from his final work, the „Siris". The prevailing opinion stresses the first alternative, and hence views Berkeley as a „boyish Hume" mediating between Locke and Hume. Critics have puzzled to find something „Berkeleyan" about the „Siris". The work seemed an about-face in Berkeley's credo from empiricism to mysticism, from Locke to Plato.

W.'s book attempts to reconcile the „Siris" and the „Principles" by showing that Berkeley was possessed by a demon of skepticism, a „concrete logic", which led him inevitably to Platonism. This „concrete logic" dictated that all objects are interrelated, that, for example, just as velocity requires the notion of time and space, an object or idea requires an active mind. These elements cannot be thought of separately. Since reason operates by abstracting and analyzing, Berkeley found that his rational conclusions invariably violated his concrete logic. The early solipsism of the „Principles" rested upon the abstraction and hypostasis of an active „self" or „spirit". This violated the concrete logic by separating mind from its object. Furthermore, such rationalistic categories as time, space, substance, motion were seen to involve relations which spread beyond the categories themselves. The complete, the whole for which concrete logic seemed to be striving was always beyond its grasp. This induced a pervasive skepticism in Berkeley. Pragmatism was as partial and abstract as rationalism because it omitted and yet presupposed an absolute standard of value. And so on — the concrete logic in operation destroyed accepted systems and pushed Berkeley beyond them until, W. maintains, he „saw" that skepticism leads to faith and faith dictates the Platonic archetypes. Thus Berkeley embraced faith; thus, the „Siris".

To this reviewer, the last step is very obscure. Faith, it would seem, violates the concrete logic most. W.'s answer seems to be that Berkeley regarded faith as „everything". In this pun the concrete logic found the „totality" it sought so many years. E. M. David (New York).

Dokumente zu Hegels Entwicklung. Hrsg. von Johannes Hoffmeister. Fr. Frommann. Stuttgart 1936. *(XII u.* 467 *S.; RM.* 10.—, *geb. RM.* 12.—*)*

Dilthey, Wilhelm, *Vom Aufgang des geschichtlichen Bewusstseins. Jugendaufsätze und Erinnerungen. B. G. Teubner. Leipzig und Berlin* 1936. *(XIX u.* 278 *S.; RM.* 9.50, *geb. RM.* 11.50*)*

Dilthey, Wilhelm, *Zur Preussischen Geschichte. B. G. Teubner. Leipzig und Berlin* 1936. *(X u.* 212 *S.; RM.* 7.—, *geb. RM.* 9.—*)*

Die Neuausgabe älterer philosophischer Texte scheint heute in Deutschland einer ausdrücklichen Entschuldigung zu bedürfen. In der Einleitung zu seinem Hegel-Bande will Hoffmeister seine Edition als ein Stück

„Ahnenforschung“ betrachtet wissen : genau wie wir bei der leiblichen Ahnenforschung uns nicht damit zufrieden geben dürfen, nur so im allgemeinen zu wissen, aus welchem Dorf usw. unsere Sippe stammt, so darf auch die „geistige Ahnenforschung“ sich nicht mit dem Ungefähr begnügen. — Und Erich Weniger rechtfertigt das Erscheinen der neuen Dilthey-Bände, indem er immer wieder auf die starken national-politischen Interessen Diltheys hinweist und ihn von dem Vorwurf eines kontemplativen Historismus zu befreien sucht.

Die Dokumente zu Hegels Entwicklung vereinigen mit früher schon (besonders bei Rosenkranz) veröffentlichten Stücken bisher ungedruckte oder nur zum Teil gedruckte Arbeiten aus Hegels Frühzeit. Neben belanglosen Sachen aus den Stuttgarter und Tübinger Jahren, Geometrischen Studien, Gedichten, dem „Ersten Systemprogramm“, Entwürfen zur Reichsverfassungsschrift und Mitteilungen aus den Jenenser Vorlesungen enthält der Band als Kernstücke die Fragmente historischer Studien aus der Frankfurter und Aphorismen aus der Jenenser Zeit, beide nach dem Rosenkranzschen Abdruck mitgeteilt. In manchen Sätzen bricht schon die volle Konkretion der hegelschen Philosophie durch, so in dem 11. Fragment der Historischen Studien, das mit der Feststellung beginnt : „In den Staaten der neueren Zeit ist Sicherheit des Eigentums der Angel, um den sich die ganze Gesetzgebung dreht...“.

In den beiden neuen Bänden der Dilthey-Ausgabe sind Jugendaufsätze Diltheys zur Geschichte und Geschichtsschreibung gesammelt, die ursprünglich in den verschiedensten Zeitschriften und Jahrbüchern publiziert wurden. Ihnen ist jeweils eine grössere Arbeit aus der Spätzeit beigefügt : die „Erinnerungen an deutsche Geschichtsschreiber“ und die schöne Darstellung und Analyse des Allgemeinen preussischen Landrechts. Erwähnt seien nur der grosse Hamann-Aufsatz, die Artikel über Joh. v. Müller, Niebuhr und Schlosser, und die breit und liebevoll ausgeführten Lebensbilder Gneisenaus und Scharnhorsts. Besondere Beachtung verdient die bedeutende Rezension von Burckhardts „Kultur der Renaissance in Italien“. Dilthey rückt hier scharf von einer kulturgeschichtlichen Methode ab, welche die Analyse des „zeitlichen und ursächlichen Ineinandergreifens der Momente einer Begebenheit“ auflöst zugunsten fragwürdig gebildeter Allgemeinheiten. Auf diese Weise wird die Geschichte in Atome zerlegt und zu einer Notizensammlung „unter allgemeinen Kapitelüberschriften wie Hofleben, Kleidung, häusliches Leben u. dgl. Diese Manier ist nicht, wie gewisse Herren sich einbilden, der Anfang einer neuen geschichtlichen Behandlung, sondern die Auflösung aller Geschichte. Denn der kausale Zusammenhang ist ihr kompaktes Gerüst ; ohne ihn bleibt sie, obwohl von individuellen Zügen überfüllt, doch gestaltlose Masse.“

Hans Marckwaldt (Bern).

Göldel, Rolf W., *Die Lehre von der Identität in der deutschen Logik-Wissenschaft seit Lotze. S. Hirzel. Leipzig* 1935. *(XXVI u.* 462 *S. ; RM.* 12.—*)*

G. gibt einen unbegreiflich ausführlichen Bericht über das, was die Dozenten von Lotze bis Schingnitz — und zwar alle — gelegentlich zur

„Identität" geäussert haben ; gelegentlich, denn das Problem stand eben nicht im Kreuzpunkt des philosophischen Interesses. Höfler, Cornelius, Ziehen, Drews, Geyser, Störring, Schingnitz — alle haben ihren eigenen Paragraphen. Diese ungeheure Kollektion von winzigen Resumés ergibt umso weniger eine Geschichte des Problems, als von einem Referierten zum anderen gar keine Bezugnahme existiert. G. pickt das Identitätsproblem nur dort auf, wo er es im Register unter der Rubrik „Satz der Identität" vorfindet : das Problem des Neukantianismus z. B. : ob der „gleiche" Gegenstand, sofern er in verschiedenen Wissenschaften auftaucht, noch der gleiche sei, — dieses echte Identitätsproblem, das freilich über den Rahmen der formalen Logik hinausgeht und bereits wissenschaftstheoretisch ist, suchen wir vergeblich.

Im letzten Teil unternimmt G. eine eigene „neue" Identitätslehre, deren Neuheit er in ihrer „Dialektik" sieht — neu freilich erscheinen uns die Überlegungen, dass Konstanz nur im Zusammenhang mit Wechsel und Identität nur in Kontakt mit Anderssein formulierbar ist, nur sub specie der referierten formal-logischen Bücher, die von den systematischen und spekulativen Erkenntnissen Schellings und Hegels fast vollkommen unberührt sind ; sehr stolz war G. in der Auswahl seiner Folie nicht.

„Zum anderen vermag ich es nicht", heisst es in erstaunlichem Stil, „der Neigung zu gebieten, wenigstens die allgemeinsten Andeutungen fallen zu lassen." Wir vermögen es auch nicht : das Buch war in seinem eigentlichen Textteil ursprünglich politisch ganz neutral. Nachträglich hat sich dann G. „identifiziert" ; die Bestrebungen der formalen Logik, behauptet er, seien denen des Nationalsozialismus aus dem Gesicht geschnitten ; beiden eigne „das Prinzip des straffen Formwillens, sichtbarer Wohlordnung in Denken und Welt, verbindlicher Organisation und Systematik." Dem ist nichts zuzufügen. Günther Stern (New York).

Allgemeine Soziologie.

Ziegenfuss, Werner, *Versuch über das Wesen der Gesellschaft. Hans Buske. Leipzig* 1935. *(*126 *S. ; RM.* 4.—*)*

Sombart, Werner, *Soziologie : was sie ist und was sie sein sollte. Akademie der Wissenschaften. Berlin* 1936. *(*31 *S. ; RM.* 2.—*)*

Wiese, Leopold von, *Sozial, geistig und kulturell. Hans Buske. Leipzig* 1936. *(*31 *S. ; RM.* 2.—*)*

Gottl-Ottlilienfeld, Friedrich von, *Volk, Staat, Wirtschaft und Recht. Erster grundlegender Teil. Junker & Dünnhaupt. Berlin* 1936. *(*196 *S. ; RM.* 8.—*)*

Vier Versuche, das Wesen des Sozialen zu bestimmen und gegen alle gegenstandsfremde Problemstellung abzudichten. Vier Bemühungen um die Grundlegung einer allgemeinen Soziologie, geschieden in Methode und Ergebnis, geeint im Ziel.

Der Versuch des Werner Ziegenfuss ist bedeutsam : Scharfsinn und Blick für dialektische Zusammenhänge sind spürbar ; einer an Hegel

geschulten Sprache gelingen bisweilen eigene Prägungen. Zwei Grundauffassungen leiten den Versuch : einmal die unbedingte Festlegung, dass „soziales Sein als Sein der Gesellschaft.. autogenes Sein" ist, folglich gegen alle Versuche einer „fremdbürtigen Ableitung" abgegrenzt werden muss. Zweitens die grundsätzliche Ablehnung des Unterfangens, „in einem Satz, in einer Definition Gesellschaft als Wesen begreifen" zu wollen. Als „aussagbarer Inbegriff alles sozialen Seins" werde Gesellschaft „im einzelnen erschöpft durch die dargestellten Kategorien und Dimensionen der Gesellschaft und typisierende Beschreibung der bedeutsamsten gesellschaftlichen Beziehungen, Gruppen und Gebilde." So aber werde das Wesen der Gesellschaft „aussagbar in der Gesamtheit der Kategorien". Im einzelnen gibt Z. nun, nach einer scharfsinnigen Widerlegung der individualistischen und universalistischen Gesellschaftstheorien, zunächst das Grundschema der „Möglichkeiten sozialen Seins". Dann untersucht er die Wissensformen der Gesellschaft und die „Möglichkeit sozialen Wissens" (hier ist die Polemik, vor allem gegen den dialektischen Materialismus, sehr schwach), um endlich eine allgemeine Kategorienlehre der Gesellschaft zu entwickeln. — Weltanschaulich ist bei Z. eine gewisse Abneigung gegenüber den Einbrüchen des totalen Staates in den Bereich der Forschung spürbar.

Sombart gibt in seiner Akademierede zunächst eine Übersicht und Kennzeichnung der bekanntesten soziologischen Schulen und ihrer Versuche, die Eigenständigkeit der Gesellschaftslehre durch Anleihen bei Nachbarwissenschaften zu gefährden. (In dieser Übersicht knüpft S. eigentümlicherweise die, nach ihm, spezifisch „deutsche" Soziologie an die Namen Mohl, Marx und Lorenz von Stein.) S. versucht dagegen, die Grundlegung einer „Noo-Soziologie als selbständiger Wissenschaft", die von dem Satz ausgehe, „dass aller Geist Gesellschaft und deshalb auch alle Geisteswissenschaft Gesellschaftswissenschaft ist." Als Gegenstand der Soziologie enthüllt sich der „Begriff der Kultur", in dem „die Geistigkeit der Gesellschaft und die Gesellschaftlichkeit des Geistes zu einer Einheit zusammengefasst sind." Innerhalb dieses riesenhaften Bereiches komme es für den Soziologen vor allem darauf an, eine „Allgemeine Kategorienlehre der Kultur" zu liefern. Schon die einzelnen Beispiele S.s lassen allerdings seine Abgrenzungen und erst recht die wissenschaftliche Autonomie der so begründeten Soziologie als recht fragwürdig erscheinen.

Es hätte wohl nicht erst des ausdrücklichen Angriffs Sombarts auf Leopold von Wieses „Beziehungslehre" bedurft, um den Kölner Soziologen gegen S. auf den Plan zu rufen. W.s Antwort an S. ist wie ihr Gegner um die Autonomie der Soziologie und des Sozialen bemüht, wie er grenzt sie ihre Wissenschaft nach allen Seiten hin ab. Zweifellos gelingt ihr das besser als S. Seiner „Noo-Soziologie" antwortet der Einwand, Kulturwissenschaft befasse sich „mit den Produkten des gesellschaftlichen Lebens. Soziologie hingegen richtet ihr Augenmerk nicht auf die Erzeugnisse, sondern auf die Erzeuger." — Die bekanntesten Thesen der „Beziehungslehre" werden darauf wiederholt ; man möchte ihnen antworten, die genaue Schilderung von Beziehungen und Gebilden schaffe noch keinerlei Klärung, solange man nichts wisse über Grundstruktur und Tendenz der Gesellschaftsordnung, in der die beschriebenen Vorgänge sich vollziehen.

Gottl-Ottlilienfeld wiederholt im wesentlichen die Grundthesen seines Werkes über „Wirtschaft und Wissenschaft". Der Leser werde jedoch, so heisst es im Vorwort, an dem neuen Buche feststellen können, wieviel G.s Lehre „an folgerichtiger Vertiefung dem Gedankengut des Nationalsozialismus verdankt, aus dem Geiste unseres Führers." In der Tat gipfelt G.s Lehre von den gesellschaftlichen Gebilden jetzt in einer Lehre von der „Volksgemeinschaft" als sozialem „Höchstgebilde", in der Wiederholung der bekannten nationalsozialistischen Thesen von der „Betriebsgemeinschaft", der „sozialen Ehre", des Führerprinzips, des „naturhaften Blutsbands" als der „Urwurzel aller Gestaltung". Im einzelnen führt G. erneut seinen Kampf gegen das „Denken in Worten", dem das „schöpferische Denken in Gebilden" entgegengestellt wird. Des letzteren Kategorienlehre wird neu entwickelt, und abermals offenbart sich die seltsame Verwandtschaft von G. und Spann. Das Buch zeigt die Unfähigkeit G.s, eine klare und diskutierbare Darstellung selbst der von ihm anerkannten Gebilde wie etwa der „Betriebsgemeinschaft" zu geben. Anspruch und Ertrag stehen in argem Missverhältnis. Hans Mayer (Genf).

Phelps, Harold A., *Principles and Laws of Sociology. John Wiley and Sons, New York. Chapman & Hall, London* 1936. *(*544 *pp.;* $ 4.—, 20 *s.)*

„This book is a report upon the sociological interpretation of laws and principles and an inventory of their content. From one point of view it cannot pretend to be more than a survey of what various sociologists or social historians have considered to be statements of law and principle. These materials are organized... to provide an analysis and criticism of the scientific nature of principles and the content of laws in sociology."

P. develops a „survey" which is built around the categories of population, ruralization, urbanization, industrialization, mobility, social organization, social classes and status, social disorganization and cyclical fluctuations of social phenomena. Part I, „The Scope of Sociology", contains the usual historical introduction, an emphasis upon the „natural study of society", the author's categories of „societal patterns" (those listed above), and a brief consideration of „societal changes" (changes within the patterns). Following is „The Logical Basis of Sociology" in which P. outlines the tasks of the science as formulated by several contemporary writers, as well as the earlier „pioneers". A brief but informative chapter on sociological methods, a fairly logical outline of major „laws and principles" of sociology, and a resume of the generalizations and „theoretical propositions" (e. g. Comte's principle of continuity, Small's theory of social complexity, etc.) complete the second section.

Part III bears the title of the book itself and contains the bulk of the materials. It resembles an introductory „text" ; the chapter titles are P.'s categories of societal patterns. Here is to be found an exposition, in general terms, of the outstanding contributions (in P.'s opinion) in these nine fields, together with summary sets of categories. The latter are called „factors"

in the societal patterns of population, ruralization, etc. and are the result of a necessary selection of materials. This selection results in the significant omissions of reference to the Marxian school or Veblen in the chapter on social classes. The closing section emphasizes contemporary trends and contains useful chapters on prediction in sociology and „symbolic sociology".

Throughout, P. employs Gestalt language; he stresses the „organic whole of society". His numerous lists of categories lack logical construction. He claims the major task of sociology to be „the reorganization of its conceptual framework" but has produced rather an eclectic confusion of synthesis and anthology. Charles H. Page (New York).

Meinecke, Friedrich, *Die Entstehung des Historismus.* 2 *Bände. R. Oldenbourg. München u. Berlin* 1936. *(*656 *S.; RM.* 19.—, *geb. RM.* 22.—*)*

> „*Auch der moderne Historiker muss oft balancieren mit seinen Urteilsmasstäben.*"
> *(Band II, S.* 362.*)*

M. sieht im Historismus „eine der grössten geistigen Revolutionen, die das abendländische Denken erlebt hat", die „höchste bisher erreichte Stufe in dem Verständnis menschlicher Dinge." Der Kern des Historismus sei die „Ersetzung einer generalisierenden Betrachtung geschichtlich-menschlicher Kräfte durch eine individualisierende Betrachtung." Diese Betrachtungsweise verstehe die Geschichte wesentlich als Entwicklung wirklicher Kräfte und Mächte; aber der Entwicklungsgedanke könne entweder als „Perfektionsgedanke" oder als von dem starren Fortschritts-Ideal befreiter Entfaltungsgedanke auftreten. Die erste Form der entwickelnden Geschichtsbetrachtung, wie sie vor allem durch die Aufklärung ausgebildet wurde, vergewaltige die Fülle geschichtlichen Lebens und bleibe letztlich unfruchtbar; nur die zweite Form sei eigentlicher Historismus: sie verwirkliche sich in der „deutschen Bewegung" (bei Möser, Herder und Goethe) und komme bei Ranke zur schönsten Blüte. Dieser Konstruktion entsprechend behandelt der erste Band die „Vorbereiter" (ausführlich Voltaire, Montesquieu und die englische Aufklärung und Präromantik), während der zweite Band in drei grossen Kapiteln J. Möser, Herder und Goethe darstellt. Als Anhang ist M.s Gedächtnisrede auf Ranke in der preussischen Akademie der Wissenschaften 1936 beigegeben.

Die abwertende Unterscheidung des Perfektionsgedankens vom Entwicklungsgedanken lässt schon erkennen, wo M. heute steht. Er wirft der Aufklärung „Intellektualismus" und „Dürftigkeit ihrer Leitmotive" vor. Der Glaube an das Fortschreiten zu einem besseren und glücklicheren Zustand der Menschheit gehöre einem überwundenen Stadium der Geschichtsschreibung an: er sei nur eine „Vorstufe" zum Kommenden. Und was kommt, das ist die Seele und der Irrationalismus. Die Denkweise der Aufklärung konnte nur erschüttert werden „von der Seele her, von dem aufsteigenden Bewusstsein her, dass die verstandesmässig aufgefasste Vernunft nicht ausreiche, um die entscheidenden Lebenswahrheiten... zu finden." Die seelische Einfühlung in die griechische Kunst, wie sie Winckel-

mann übte, „war eine Tat des germanischen Geistes“ gegen den „romanisch-französischen Regelgeist“. Von nun an häuft sich in der Darstellung M.s das Wort „germanisch“. M.s Herz schlägt nicht für Voltaire, dessen Philosophieren „der seelischen Tiefe entbehrte“ und dessen „Versenkung in die Nachtseiten geschichtlichen Lebens“ ihm den „feinsten Genuss“ und das Glücksgefühl gewährte, einer „besseren und vollkommeneren Welt anzugehören“. Es schlägt für Shaftesbury, dessen reiche Seele sich nicht irre führen lässt „durch den Anblick alles Unglücks und Leids in der Geschichte und der über sie gekommenen Katastrophen“ (Shaftesburys eigene Worte). Es schlägt für Burke, bei dem die „aufklärerischen Zensuren für die barbarischen Ignoranten des Mittelalters“ fehlten und der jene Grundstimmung besass, „deren der kommende Historismus bedurfte, um in der irrational gewachsenen geschichtlichen Welt dennoch eine Vernunft zu finden.“ Seine Liebe gilt Justus Möser, der den „erdgebundenen Bauern“ gegen den blassen Städter ausspielte, der statt Freiheit lieber „Ehre“ sagte und der Ansicht war, dass man „um der Gesundheit und Kraft des Ganzen willen... auch das Leiden des Einzelnen gelassen in Kauf nehmen“ müsse. M. teilt mit, dass Möser die soziale Deklassierung der unehelich Geborenen und die Kirchenbusse gefallener Mädchen verlangte, dass er aber die Pockenimpfung verwarf. Er zitiert Mösers Satz : „das wirkliche Recht könne zur Not in der Welt ganz entbehrt werden, ebenso wie auch die wirkliche Wahrheit“, aber das von der Gesellschaft für wahr Erklärte lasse sich durchaus nicht entbehren. „Über die Leibeigenschaft schrieb und hielt er sich so, dass man ihn daheim für ihren Gegner, draussen aber für ihren Verteidiger halten konnte“ — aus sehr wichtigen „Lokalgründen“. Deswegen dürfe man ihm aber nicht etwa „Liebedienerei“ vorwerfen. All solches geschah bei ihm aus einem „echten inneren Idealismus“, dem es vor allem auf die „dunklen Regionen“ ankam, „wo das Rätsel der seelisch-sinnlichen Einheit und Verwobenheit, das der gewöhnliche Rationalismus gern ignorierte, begann.“ So findet M. überall dort einen Fortschritt in der Geschichtsbetrachtung, wo neue seelische Urtiefen aufgewühlt werden : wo die scharfen Konturen der gesellschaftlichen Wirklichkeit verschwimmen und liebende seelische Einfühlung alles umfasst und jedes unmittelbar zu Gott in Beziehung bringt. Breit und hingebend ist das bei Herder ausgeführt. Goethe hingegen hatte auch ein „negatives Verhältnis zur Geschichte“. M. sucht ihn von dem Vorwurf zu reinigen, er hätte den nationalen Interessen ungebührlich fern gestanden : „Eine Preisgabe der Mutter Nation führt ins Unnatürliche und damit auch, denn Natur und Ethik verschmelzen sich hier, ins Unsittliche. Diese Preisgabe hat sich Goethe auch nicht zu schulden kommen lassen, trotz seiner Abseitsstellung von der national-politischen Bewegung.“

Bei diesem Charakter des Buches können sein reicher Inhalt, die schönen Analysen der Entwicklung von Herders und Goethes Geschichtsbild nicht viel besagen. In seinem Möser-Kapitel hat M. den Satz geschrieben : „Der volle Historismus schliesst auch die Fähigkeit zur Resignation in sich und verlangt Respekt vor dem Schicksal.“ M.s Werk zeigt, wohin solche Resignation und solcher Respekt den Historiker führt.

Herbert Marcuse (New York).

House, Floyd N., *The Development of Sociology. McGraw-Hill Book Company. New York* 1936. *(VIII and* 456 *pp.;* $ 4.—*)*

The best estimate of the scope and limitations of this book has been made by the author himself when he says it is intended to be „comprehensive but not exhaustive... The serious student.. is warned that there are several significant recent and contemporary developments in scientific sociology that are omitted or only barely mentioned in the following pages... Among these are the German Wissens-Soziologie school... ; the Kultursoziologie.. the activities of the Solvay Institute of Brussels ; the recent activities of the International Institute of Sociology..." (Preface.) With these limitations definitely recognized, H. has produced a book which is a great improvement over most of the existing histories of social thought. For one thing he has avoided mere chronology and a pure display of the bibliographer's art. He is less concerned with names, dates, and the exact sequence of certain developments than with the „establishment of an understanding of sociological theory in its present status and of its concepts, problems, and controversial issues." In the second place, he devotes most of his attention to the last one hundred and fifty years, without feeling compelled to trace everything back to the beginning of human knowledge or at least to the Greeks. These features will doubtless help to make it one of the more valuable texts in its field.

In addition to the brief introductory chapter (Part I) there are four principal parts : II. Social Theory before 1800 ; III. Social Science in Europe 1700-1914 ; IV. American Sociology before 1918 ; and V. Specialization and Research in American Sociology. The last two parts, constituting half the volume, contain much subject matter which has not hitherto been systematically brought together for the student. H.'s selection and evaluation of material so varied and comprehensive will doubtless arouse differences of opinion, and specialists in many of the fields will doubtless find errors of omission and comission. Those noted by the present reviewer are minor and not of a character inclined greatly to distort the main picture. As for disagreements in our estimates of men and movements, a long list could doubtless be assembled. I prefer to note the general character of the volume. The author deserves much praise for avoiding the current tendency to caricature the views he does not understand or does not like and to set up strawmen in order to employ his critical talents in knocking them down. In short, H. has written an honest and scholarly text showing the main lines of development in sociology.

George A. Lundberg (Bennington, Vt.).

Plessner, Helmuth, *Das Schicksal deutschen Geistes im Ausgang seiner bürgerlichen Epoche. Max Niehans. Zürich und Leipzig* 1935. *(*190 *S.; RM.* 5.80*)*

Das Schicksal des deutschen Geistes wird von Plessner erzählt als der Kampf des jeder staatlichen Tradition entbehrenden deutschen Bewusstseins gegen die Aufklärungs-Ideologie und den „Humanismus" der natio-

nalstaatlich gefestigten „Westmächte". Es ist das „titanische Bemühen um die wahre Direktive für den Menschen in seiner Radikalität und Universalität", bei welchem Bemühen der deutsche Geist wieder einmal „als der einzige auf dieser Erde" erscheint, der „noch vor keinem Abenteuer des Gedankens zurückgewichen ist, um sich zu finden." Nach solcher Anlage lässt sich allerdings nicht viel an wirklichem Inhalt erwarten. Immer wieder wird der eine Gedanke abgewandelt, dass in der bürgerlichen Epoche alle sicheren Autoritäten zerfallen, dass immer neue Ersatzautoritäten sich einstellen und dass nie ein echter Halt gefunden wird. Die Menschen haben weder zu einer „heilsgeschichtlichen" noch zu einer „weltgeschichtlichen" Entwicklung mehr Vertrauen. „Deshalb reisst der Staat schliesslich, bevor die Nacht hereinbricht, die Instinkte des Gehorsams und der Einsatzbereitschaft an sich und bildet einen künstlichen Schutzwall gegen die auflösenden Kräfte ; künstlich insofern, als er keine transzendente oder rational-moralische Autorität dafür in die Wagschale wirft, sondern in dem Bewusstsein, dass es mit jeder fraglosen Autorität vorbei ist, den nackten Zwang der Tatsachen einer begrenzten Situation zur Autorität erhebt." Die Standpunktlosigkeit der „geistesgeschichtlichen" Phrase schwankt zwischen Verteidigung und Anklage des autoritären Staates. Gleichgeordnet erscheinen als die drei „Radikalismen" der versinkenden bürgerlichen Welt der „weltrevolutionäre ökonomische Sozialismus", die „Radikalisierung der Theologie" und der „Fascismus" : „wie weit sie sich durchsetzen werden, diese Frage hat mit ihrer Wirkung auf die geistige Lage Deutschlands nichts zu tun. Genug, dass sie ideell (!) da sind und damit dem deutschen Kulturbegriff jede Zukunftsmöglichkeit bestreiten." Solchem Denken wird die ganze gegenwärtige Situation zu einer Krise der Weltanschauung, ja schliesslich zu einer Krise der Philosophie, vielmehr der Philosophen, „die auf der Suche nach ihrem verlorenen Beruf sind", da diese Gesellschaft für Philosophie „keinen Raum mehr zu bieten" scheint. Wenn diese Philosophen dann doch einmal gegen die „Kapitulation vor der Politik" protestieren, kann es der Politik nur recht sein. Das eigentliche Problem der Suche nach dem verlorenen Beruf hat P. treffend bezeichnet : „Dass Philosophie heute noch existiert, nachdem der Fortschritt in der Spezialisierung der Wissenschaften im Laufe des 19. Jahrhunderts sie um das letzte Arbeitsgebiet gebracht hat, verdankt sie nicht zuletzt dem ihr aufgezwungenen Kampf gegen die eigene Überflüssigkeit." Was allerdings nicht für die Philosophie schlechthin gilt, wohl aber für die Philosophie, in deren Namen P. spricht. Herbert Marcuse (New York).

Steinmetz, S. R., *Gesammelte kleinere Schriften zur Ethnologie und Soziologie. III. Bd. P. Noordhoff. Groningen-Batavia* 1935. (487 *S. ; Hfl.* 9.—, *geb. Hfl.* 11.—)

Der vorliegende Band des bekannten holländischen Soziologen und Ethnologen gibt einen guten Einblick in eine Arbeitsmethode, die dem angelsächsischen Empirismus wesentlich näher liegt als der deutschen und auch der romanischen Tradition. Das Buch ist das Werk eines For-

schers, der im harten Ringen sich mit der Empirie, so wie sie ist, auseinandersetzt. S.s Aufsätze sind nicht nur (oder vielleicht nicht so sehr) im Hinblick auf die gebotenen Ergebnisse interessant, sondern als lebendige Beispiele einer methodischen Behutsamkeit und prinzipiellen Scheu vor vorzeitigen Verallgemeinerungen und Konstruktionen.

Der Leser findet dieses Spezifikum der S.schen Arbeitsweise auch ausdrücklich formuliert im Aufsatz über „die Soziologie als positive Spezialwissenschaft". Er enthält eine gesunde Warnung vor den schiefen Perspektiven einer einseitig an Unterschieden, Kulturgegensätzen und Einmaligkeiten interessierten Betrachtung. Der Betonung des Normalen, Alltäglichen liegt ein Gesichtspunkt zugrunde, der der historistischen und kulturmorphologisch beeinflussten Soziologie in der Tat beinahe abhanden gekommen ist. Hier und in dem Aufsatz über „die Stellung der Soziographie in der Reihe der Sozialwissenschaften" ist der Autor in seinem methodischen Element. Beweisbarkeit, Nachprüfbarkeit und Erwägung von möglichen Gegenargumenten sei das Kriterium empirischer Forschung. In einer originellen Abhandlung („Anleitung zu einer systematischen Ermittlung des Individuums bei den Naturvölkern") wendet sich der Verf. gegen die romantische und gegen die kausalfremde Gegenüberstellung von europäisch-individualistischer und primitiv-gemeinschaftserfüllter Kultur. Gegenüber Durckheim, Radcliff Brown und Levi-Brühl betont S. die individuellen Unterschiede, die sich unter Primitiven in Verbrechen, Selbstmord, Verschiedenheit der Begabungen, Geisteskrankheit, individuellem Wettbewerb, Unterschieden in Temperament und Sexualwahl kundtun. Hier allerdings scheint zwar nicht die These, aber die Beweisführung nicht ganz überzeugend zu sein. Ebenfalls nicht überzeugend ist eine Polemik gegen Thurnwalds Behauptung, dass bei Sammler-Jägervölkern eine geschlechtliche Arbeitsteilung herrsche.

In einer bevölkerungstheoretischen Abhandlung über den Nachwuchs der Begabten nimmt S. die Schicht der „Reüssierten" zur Grundlage. Auf der Basis der methodischen Gleichsetzung von Arrivierten und Begabten kommt er zum Ergebnis, „dass die Reüssierten früherer Jahrhunderte mehr Kinder hinterliessen, als die unserer Zeit." „Unsere Begabten bilden... die kinderärmste Klasse." — Eine gute Anregung findet man in einem kurzen Artikel unter dem Titel „Negative Kulturgeschichte". Gemeint ist die Aufgabe, die Geschichte der Kulturen nicht nur auf ihre positiven Leistungen, sondern auf ihre negativen Produkte hin zu untersuchen, z. B. der Kulturgeschichte eine gleichlaufende Geschichte der Verbrechen, der Verirrungen, der Armut in ihrer Alltagswirklichkeit zur Seite zu stellen. E. Manheim (London).

Hook, Sidney, *From Hegel to Marx; studies in the intellectual development of Karl Marx. Reynal & Hitchcock, New York. Victor Gollancz, London* 1936. *(*335 *pp.;* $ 4.—, 10 *s.* 6 *d.)*

When Marx wrote, in the opening sentence of his „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie" (1844) that the criticism of religion had been practically completed by his contemporaries, he was indicating the

outstanding contribution of post-Hegelian philosophy : the progress made by Strauss, Bauer and Feuerbach in developing a socio-historical criticism of the Gospels, a criticism which culminated in Marx's own conclusion that religion is the expression of social conditions of want and privation. In H.'s opinion it remained for Marx to render more precise the instrument of criticism which had been utilized in the field of religion through criticism of such fields as law, literature and philosophy. It is this reciprocal development, viz. the theory of criticism becoming clearer and clearer through actual application to these various fields, that is outstanding in the progression of Marx's writings.

H. shows how Marx's views came to fruition through the slow and pain-staking process of struggle with the views of his contemporaries — especially of Hegel and the „Left-wing" Hegelians — which occupied Marx during his early years. Marx is here seen not as a spontaneous outburst of genius, full grown, but as a thinker formulating his position through criticism of the current philosophic doctrines and methods. The material is, in large measure, unknown to the American and British philosophic public. H. has presented it so that the contrasts and similarities between Marx and each of the Young Hegelians, Strauss, Bauer, Stirner, Hess, Ruge and Feuerbach, are clearly developed and together suggest the intellectual atmosphere of Germany in Marx's early period (1835 to about 1850). Marx developed far in these years. He started as a confirmed follower of Feuerbach and Bauer and ended by condemning them as „Idealists" ; he transformed the Hegelian dialectic, formulated a theory of criticism, wrote an attack on Hegel's philosophy of law and started his analysis of the social struggles of the day.

Besides outlining the development of Marx's „critical consciousness", H. advances interpretations of Marx on certain fundamental matters : the theories of perception, truth, dialectics. These are most pointedly given in the lengthy commentary on Marx's eleven theses on Feuerbach. The most far-reaching opinion H. proposes is that Marxism is a form of pragmatism. In evidence, he produces the second thesis on Feuerbach which, he claims, states an activistic, functional (Deweyan) view of perception. On the theory of truth H. states that „Marx transcended the coherence and correspondence theories", meaning that Marx had a pragmatic theory instead.

H. arrives at this pragmatic interpretation by emphasizing two aspects of Marx : 1) Marx's doctrine that criticism is an instrument („Die Kritik ist eine Waffe"). Since the guiding principle of Dewey's philosophy is that thought is an instrument, H. thinks he can find a parallel here between Marx and Dewey. H. is not aware of the great distinction between Marx's doctrine of praxis and Dewey's, and between Dewey's „intelligence" and Marx's „criticism". 2) Marx's doctrine that criticism discloses social values underlying all theoretical structures. Although this in itself is not a pragmatic doctrine necessarily, H. draws pragmatic parallels with Dewey by setting up the claim that the choice between given values cannot be made on the basis of truth (value judgments are not true or false, H. says). The choice then must rest on pragmatic grounds.

E. M. David (New York).

Gouhier, Henri, *La jeunesse d'Auguste Comte et la formation du positivisme. T. II : Saint-Simon jusqu'à la restauration. Librairie philosophique J. Vrin. Paris* 1936. *(*388 *p. ; fr. fr.* 36.—*)*

Nous avons ici-même rendu compte du premier tome de ce livre et nous en avions loué la solide érudition. Ce deuxième tome mérite les mêmes éloges. Certes, nous ne nous chargeons pas de prendre parti entre les biographes de Saint-Simon sur les points de détail au sujet desquels ils restent divisés. J'avoue que les démêlés entre Saint-Simon et M. de Redern m'intéressent fort peu : j'admire le zèle de M. Gouhier à débrouiller cette petite histoire, mais je ne l'envie pas. Sans doute, nulle autre méthode ne convient pour Saint-Simon dont l'œuvre ne se défend pas toute seule : mais c'est dire que Saint-Simon n'appartient qu'indirectement à l'histoire de la philosophie. Je souscrirais volontiers, en effet, à la thèse qui se dégage du livre, à savoir que le noble comte est surtout l'ancêtre mythique du Saint-Simonisme. M. G. me paraît démontrer de manière pertinente que, tant qu'il écrivit seul, sans le concours de Thierry et de Comte, Saint-Simon fut incapable de composer un ouvrage, d'ordonner des idées, de construire une doctrine. „Ce qui est original en Saint-Simon, ce n'est pas la pensée, mais le tempérament.“ Il recueillait les thèmes idéologiques, épars dans l'atmosphère d'une époque, et il leur conférait, grâce à sa chaleur de vie, une manière de résonance ou de rayonnement. Le „raté magnifique“, par son „dynamisme intérieur“, „crée autour de lui une zone de pensée vibrante“.

On lira avec fruit l'introduction, où M. G. étudie les idées centrales du positivisme avant Auguste Comte ; elle éclaire certains aspects de l'évolution intellectuelle du XVIII[e] au XIX[e] siècle. Raymond Aron (Paris).

Marett, R. R., *Tylor. Chapman & Hall, London. John Wiley & Sons. New York* 1936. *(*220 *pp. ;* 6 *s.,* $ 1.75*)*

M. was not only Tylor's friend and pupil, but his own researches have been in the field to which Tylor made his most famous contribution and have caused his theories to be drastically revised.

Tylor, he explains, appeared at a fortunate moment. The convergent studies of scientists in different spheres were leading to a realisation of the time-scale of human evolution. This led naturally to an investigation of origins, which in its turn implied a genuinely social, in place of an individualist and, probably, ethical approach. And yet, although „the Tylorian anthropology concerns itself with the unity of mankind more directly envisaged as a continuity“, and could be shortly described as a comparative study of human culture, its weakness springs from his failure to treat culture sufficiently as a unity. On this point M.'s criticisms are lucid and convincing. He might have said that Tylor's analysis was not functional, but although the word appears once or twice in the text, it is not used as the technical term descriptive of a school or method of anthropological research. Tylor makes a sharp division between magic and religion which obliges him to classify on the one side or the other the various activities connected

with them, such as mythology, ritual and fetishism. He was led to this partly by his inclination, natural enough at that time, to look for a rational and intellectual explanation for everything. He was further urged in the same direction by his desire to find interpretations consistent with his animistic theory. Finally, he was not entirely free from the common error of measuring other civilisations by the standard of his own, not, of course, in the crude way practised by early anthropological field-workers, but nevertheless perceptibly enough to affect his judgments. One might say that he did not avoid all the pitfalls of the comparative method. His collections of examples were vast and varied, and the items were classified in a manner which made it difficult for him to see below the outward manifestation the deeper emotional need that inspired it, and so to recognise the corresponding and comparable need, and the means adopted for its satisfaction, in other societies. He did not see, for instance, the similarity between modern religious morality and primitive customary rules of conduct.

However, Tylor was more cautious in his handling of evidence, more scientific in his inferences, more healthily suspicious of generalisations, than many who have followed him. His work remains of importance, not only because it broke new ground wherever the ground looked most easily breakable, but also because it remains in some respects a model of technique. This is most particularly so, says M., in his writings on material culture, a subject which exercised an increasing fascination over him in his later years. T. H. Marshall (London).

Psychologie.

Strindberg, Frida, *Lieb', Leid und Zeit. H. Goverts Verlag. Hamburg-Leipzig* 1936. *(*600 *S.; RM.* 9.60*)*

Mit dem Bericht der zweiten Frau August Strindbergs ist seinen Autobiographien ein weiterer Band hinzugefügt worden. Wenn auch diese umfangreiche Publikation nur zu einem Teil in Gestalt von Briefen Strindbergs Feder entstammt, so hat doch Frida Strindberg-Uhl ihr Erinnerungswerk literarisch so konstruiert, dass es sich mindestens als die Arbeit eines Schülers Strindbergs, wenn nicht gar als eine schwächere Leistung des Dichters selbst präsentiert. Darum wirkt das Buch so, als ob Strindberg wie stets in seinen Selbstdarstellungen in Verteidigung zur eigenen Sache unter fremdem Namen aufträte.

Goethes Wort, seine Werke seien eigentlich alle nur Bruchstücke einer grossen Konfession, gibt ein entscheidendes Motiv jedes Schriftstellers innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft an : das der Selbstdarstellung des Einzelnen und zugleich Vereinzelten ; die melancholische Seite jenes Wortes wird freilich erst mit Strindberg vollkommen wahr. Der autobiographische Charakter seiner gesamten Schriften enthält das eigentliche Geheimnis seines ausserordentlichen Künstlertums wie seiner ausserordentlichen Wirkung. In dem Zeitabschnitt, in dem er als reifer Mann lebt und auf den noch nach seinem Tod seine Arbeiten wirken, ist der Glaube an die

Verbesserungsmöglichkeit der bestehenden Ordnung der Dinge bereits erheblich erschüttert. Eben diese Erschütterung wird in der spezifischen Form des autobiographischen Schaffens von Strindberg gespiegelt. Er teilt nicht mehr jene Zuversicht einer Literatur, welche die liberale Gesellschaft, sei es in ihrer gegebenen Form, sei es in ihren durch Reformen zu verwirklichenden Möglichkeiten verklärt. Gerade diejenigen Vertreter der vorangegangenen Dichtung, die bereits zum Liberalismus ein kritisches Verhältnis einnahmen, waren von der Überzeugung getragen, dass in den von ihnen geschaffenen Gestalten, an denen nach ihren eigenen Aussagen ihr Herzblut teilhatte, jeweils sich Menschen darstellten, deren Lebensentwicklung als Warnung oder als Ansporn jedem Individuum auf seinem Wege zu äusserer oder innerer Wohlfahrt behilflich sein könnten : das Autobiographische war hier gewissermassen nur das Symbol für die Möglichkeit einer wirklichen Kooperation der Individuen, und zwar innerhalb der Voraussetzungen der bestehenden geschichtlichen Welt. Die Autonomie ihrer erdichteten Figuren, mögen sie des Dichters Bild seiner selbst näher oder ferner stehen, wurde durch die nicht immer ganz bewusste Überzeugung gestützt, dass die im autonomen Subjekt entstehenden Strebungen und Werte letzten Endes aus einer allgemein verpflichtenden und allgemein zugänglichen sittlichen, die Beziehungen der Menschen regulierenden Sphäre stammen oder doch von ihr aus beeinflusst und korrigiert werden.

Im Übergang von der liberalen zur monopolistischen Phase geht breiten bürgerlichen Schichten der harmonistische Zusammenhang zwischen dem Leben des Individuums und einer übergreifenden Ordnung verloren. Einen lauten Ausdruck findet dieser Verlust zwar erst in der blinden Hingabe autoritär regierter Massen an die plumpsten und brutalsten Irrationalitäten. In Strindbergs Leben wie in seinen literarischen Schriften aber hat der Zusammenbruch der liberalen Zuversicht bereits früh sich ideologisch angekündigt. Seine Autobiographien, zu denen weitgehend auch diejenigen seiner Werke gehören, die er nicht ausdrücklich unter jene Gattung begreift, atmen nicht mehr den Geist einer Autonomie, die sich den Trick einer Vereinigung von Individualismus und verpflichtenden Werten vorspiegelt, sondern den der vollendetsten Einsamkeit. Seine dichterischen Monologe sprechen das Monadologische der bürgerlichen Existenzweise aus, das zwar von Anfang an in ihr angelegt war, aber deren depressive Züge erst jetzt in den Vordergrund drängen.

Aus dem Stolz des Individuums, das sich seiner für das gesellschaftliche Ganze fruchtbaren Produktivität bewusst ist, wird die Wut und der Trotz der Einsamkeit, die von jenem gesellschaftlichen Ganzen nichts wissen will, da es von ihm nur Schläge erfährt. Mit Strindberg beginnt die wütende Anklage des modernen Individualisten in der Literatur. Es kommt damit zugleich ein monotoner Zug in sie hinein. Da die Klagen und Anklagen sich nicht in Verbindung mit geschichtlich handelnden Gruppen herausbilden, sondern nur das Unglück einer bestimmten einzelnen Person aussprechen, wird ihr künstlerischer Ausdruck stereotyp. Die Wiederholung ist bei Strindbergs Kunst ein Index der Schwäche, der seine gesellschaftlichen Gründe hat. Gewiss wiederholt Ibsen fast unaufhörlich in seinen Dramen die Szenerie eines durchschnittlichen bürgerlichen Haus-

haltes, während die Requisiten des Schriftstellers Strindberg von der indischen und christlichen Mythologie über die gesamte Weltgeschichte bis zur Mondanität von Paris und der Abgelegenheit einer Schäre reichen. Und dennoch ist jedes Ibsensche Drama von einer neuartigen und nur ihm eigentümlichen thematischen Struktur, während im Vordergrund fast jedes Strindbergschen Werkes der gequälte und jammernde Autobiograph steht. Darum werden die Ibsenschen Schauspiele nicht bloss von der Zuversicht in die Erziehbarkeit des zeitgenössischen Typus Mensch zu einer menschlicheren Ordnung geleitet, sondern sie werden noch von einem Schein von Üppigkeit, Fülle und Glanz bestrahlt, der mit den fruchtbaren Perioden des Bürgertums verbunden gewesen ist. Diese Schauspiele sind wahrhaft Dichtungen ; schon in manchen ihrer Titel kündet sich eine Atmosphäre der Schönheit an, ein malerisches Kolorit, ein künstlerisches Versprechen, das die Stücke selbst einlösen. Wenn einer landläufigen Auffassung die Personen Ibsens als blosse Inkarnationen von Thesen erscheinen, so trifft in Wirklichkeit diese Kritik das Strindbergsche Theater, — des näheren die unaufhörliche Versicherung von der Niedertracht der Menschen, die einem schliesslich leid tun können, keiner aber mehr als der Künstler Strindberg selbst.

Auf die Unerbittlichkeit der noch die Selbstkritik umschliessenden Analyse und Kritik der Gesellschaft ist die Unermüdlichkeit des Hasses aus ohnmächtiger Einsamkeit gefolgt. Strindberg ist der Klassiker des Ressentiments. Die Unzulänglichkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse, an denen das Individuum nicht zu rütteln vermag, hat aus der Welt das Böse schlechthin gemacht, auf die nur bösartig zu reagieren ist. Die bohemienmässigen Züge Strindbergs gehören genau in diesen Zusammenhang. Der Bohemien repräsentiert den outriertesten Fall der bürgerlichen Autonomie : seine Selbständigkeit will sich auch noch auf die äusserlichsten Bedingungen der Lebensführung erstrecken. Wenn um die Mitte des 19. Jahrhunderts der Bohemien ein progressives Gegenbild zum Spiesser bildet, der es so herrlich weit gebracht, so schlägt der Typus selber im Lauf der Entwicklung in sein Gegenteil um. Aus der kritischen Haltung zu den traditionellen bürgerlichen Wertungen entwickelt sich eine Blindheit gegenüber allen menschlichen Werten überhaupt, eine Haltlosigkeit, die ohne Gesinnung ist und schliesslich sich auch kaufen lässt. Die zukünftigen Machthaber der totalitären Staaten haben in den Dachkammern der späteren Boheme recht brauchbare ideologische Wegbereiter gefunden. Mitten auf diesem Wege vom radikalen Bohemien zum geistigen Landsknecht steht Strindberg. Er steht zugleich auf dem Weg vom Bohemien zum Spiesser, für den in der späten Phase des Bürgertums das Ressentiment so charakteristisch ist wie die Saturiertheit für den einer früheren. Die Lebensgeschichten der von Grund aus oppositionellsten Geister dieses Geschichtsabschnitts pflegen selten an sensationellen Einzelheiten reich zu sein, will man zu ihnen nicht Verfolgungen, polizeiliche Schikanen und materielle Not hinzurechnen. Die pikanteren Biographien der mit der Boheme verbundenen Künstler stehen letzten Endes dem durchschnittlichen Lebensgefühl näher, in dem sie häufig das Moment eines Wunschtraumes bilden. An Unbeständigkeit und Bizarrheit eines Strindbergschen Alltags kann noch der Banalste seine

Freude haben. Aber vor der inneren Gesinnung des Ibsenschen Werkes hält kein schlechtes Gewissen stand.

Wenn man die Memoiren von Frau Strindberg, die in ihnen mitgeteilten Briefe ihres Gatten durchliest, wird man der Affinität von Boheme, Ressentiment und Konformismus gewahr. Wem zum Ideal, das er sich vom Künstler entwirft, eine im tiefsten Sinne rücksichtslose und schockierende Lebensführung gehört, der wird durch die Lektüre dieses Buches reichlich belohnt. Unberechenbar bleibt bei Strindberg, wann er arbeitet, wohin er reist, mit wem er zusammentrifft, worauf er verzichtet, wovon er nicht locker lässt, wie er sich benimmt. Der einsame Mensch vereinsamt sich künstlich noch mehr durch die Arrangements seines Alltags ; sie werden gewöhnlich durch Verärgerung bedingt oder mindestens begründet. Aber in zweierlei Hinsicht schliesst der Dichter seinen Frieden mit der Welt, und die Sachverhalte, um die es dabei geht, sind die unabdingbarsten des bürgerlichen Lebensgefühls : es dreht sich um das Geld und um die Tugend.

„Es ist das Geld, das Geld !“ bricht Frau Strindberg einmal verzweifelt aus (S. 269). Geldmangel verlässt den Dichter und seine nächsten Familienangehörigen eigentlich in keinem Augenblick. Es wäre zu erwarten, dass die Hartnäckigkeit, mit der Strindberg sonst von ihm als negativ erfahrene Momente festzuhalten und in ihren Ursachen zu dekouvrieren sucht, auch am Phänomen des Geldes sich betätigt. Ja, man sollte erwarten, dass die Wut und das Ressentiment seines Individualismus ihm einen Zugang eröffneten zu dem Zusammenhang von Zufälligkeit an Besitz und Notwendigkeit seiner Ungleichheit. Er hätte viel darüber von seinen älteren Zeitgenossen, den Naturalisten, lernen können. Aber deren kritischer Begriff von Natur verwandelt sich bei ihm in einen schlechten und verdinglichten. Hat die Autorität des Mannes tatsächlich ihre gesellschaftlichen Wurzeln in seiner ökonomischen Überlegenheit, so wird das ökonomische Ungenügen in ganz typischer Weise für Strindberg zur Schuld. „Welches Recht habe ich, Dich mein Weib zu nennen, wenn ich Dich nicht ernähren kann und im Begriff stehe, mich von Dir ernähren zu lassen ?“ schreibt er an seine Frau (S. 273). Als er wieder einmal äusserste Not leidet, empört er sich über die Absicht seiner Frau, ihm Geld zu schicken, das sie beschafft hat : „.. was Du mir über Deine geplanten Geldsendungen schreibst, ist mir unverständlich. Hast Du mich zu ernähren ?“ (S. 257). Wenn er in seiner haltlosen monadologischen Besserwisserei sich als einen „Mann der Zukunft“ bezeichnet, der so sehr männlicher Mann sei, dass er sein Möglichstes tue, es zu verbergen (S. 296), so hat ihm sein Verhältnis zum Geld einen Streich gespielt und das, was heute als spezifisch männlich gilt, nämlich das verdinglichte Selbstbewusstsein des ökonomisch herrschenden Geschlechts ans Tageslicht gebracht. Einer isolierenden Betrachtung muss dieser Widerspruch zwischen der Bedenkenlosigkeit des Bohemien und dem Konformismus des bürgerlichen Durchschnitts als zufälliges, eher pathologisch zu erklärendes biographisches Ereignis erscheinen ; gesellschaftlich gesehen wird es freilich verständlich, wenn an die Stelle des Ignorierens aller Werte die Unterwerfung unter die konventionellen Wertungen tritt.

Noch überraschender zunächst tritt aus jenem Memoirenwerk die

Neigung zur puritanischen Tugend uns entgegen. Was hier zu beobachten ist, liefert einiges Material zur Zerstörung der literarischen Legende über die ausserordentlich starke sachliche Abhängigkeit Wedekinds von Strindberg. Auch Wedekind ist Moralist, aber sein Begriff von Moral wird genau durch ein anti-konformistisches Moment geprägt : die Proklamierung des sittlichen Charakters der Lust, der unmittelbaren, sinnlichen Lust. Von ihr ist bei Strindberg, dem Mann der drei Frauen, dem Exponenten der berliner und pariser Boheme, dem Gast der extravagantesten Kneipen und Gesellschaften, überhaupt keine Rede. Im Gegenteil, — die Ohnmacht der enttäuschten Einsamkeit kehrt vermittels des Ressentiments zurück zur Konventionalität der enthaltsamen Tugend, der strikten Ehemoral, der ausschliesslichen Legitimierung geschlechtlicher Beziehungen durch das Bündnis gesetzlicher Institutionen mit einer seelisch-spirituellen Apparatur. Ein Erlebnis, das er mit seiner Frau in einem pariser Café hat und das sie neugierig geniesst, kann er sich und ihr nicht verzeihen : „Wozu willst Du die künstlichen Vorbereitungen zum Geschlechtsakt studieren ? Das Studium ist gut für eine Kokotte. Du brauchst es nicht. Verstehe doch : was Du in Dich aufnimmst, das erlebst Du“ (S. 489). Und wenn hier noch Zweifel bestehen könnten, ob Strindberg seine Prüderie wirklich ernst gemeint hat, so verschwinden sie angesichts des Verdikts, das er an seine Frau über ihren geselligen Umgang erlässt : „Eine verheiratete Frau, die mit unverheirateten Männern Verabredungen und Zusammenkünfte hat, ist keine anständige Frau mehr... Du merkst Dein Unrecht nicht, weil Du triebhaft lebst und das Gute nicht vom Bösen unterscheidest“ (S. 506). Das Gute also ist die konventionelle Norm, das Böse ihre Verletzung. Es ist von unerhörter Ironie, wenn die individualistische Anklage gegen die Welt sich um ihr eigentlichstes Recht dadurch bringt, dass sie dieses nicht aus der dauernden Verletzung des individuellen Glücks ableitet, sondern selbst noch den Anspruch darauf beleidigt.

Am bewusstesten hat Strindberg nicht die Macht des Bestehenden und hre Träger, sondern die Frauen beleidigt. Sie sind ihm der naturalisierte und verewigte Ausdruck jener elenden Zustände, unter denen er leidet und die er nicht trifft. Wie sehr er auch immer dazu beigetragen hat, die spezifische Rolle der in der gegenwärtigen Gesellschaft entrechteten Frau psychologisch zu erhellen, so verwechselt er doch die Ursache mit den Folgen und macht jene Folgen zu einer unwahren Karikatur. Wenn er von Frauen als Menschen aussagt, sie „stören, quälen, erniedrigen“, wenn er von ihrer Verehrung des Schwindels und des Mittelmasses spricht (S. 420), so erwartet man eher, dass von der ökonomischen Wirklichkeit als von der privaten Existenz der Frauen die Rede ist. Wenn er dekretiert, man könne sich nie auf eine liebende Frau verlassen (S. 439), wenn er seiner Gattin ihren Wunsch vorhält, sie wolle, dass er sein Kind lieben solle, „meinen Rivalen“ (S. 501), so ist er zwar dem Charakter der Feindseligkeit und Konkurrenz in der bestehenden Ordnung, der noch die privatesten Beziehungen durchwaltet, nahe, aber er ist ihm nicht auf die Spur gekommen. Strindberg lebt — ohne Wissen darum — ein durch Konkurrenz gehemmtes privates Leben, dessen tragische Unentrinnbarkeit Ibsen mit hellstem Bewusstsein aufgezeigt hat.

Mit jener der gesamten bürgerlichen Epoche gemeinsamen Gegenstellung gegen unbedingten Genuss verbinden sich aber zugleich Züge, die erst im völkischen Heroismus unserer Tage vollends ausgeprägt worden sind. Dass er Rubens nicht mag, „zu viel Fleisch und Fleischlichkeit" (S. 68), hebt nur ein Ressentiment ins Bewusstsein, das er mit jedem Spiesser teilt, auch wenn dieser aus anerzogenem Respekt vor grossen Meistern es sich nicht eingesteht. Dass ihm in einem Traum von „einer neuen Daseinsform des Menschen ... die Seligen, erlöst vom Tierischen, vom Fleisch und von der Fleischlichkeit" erscheinen (S. 69), ist nur die Projektion eines Verzichts, der die gegenwärtige Daseinsform charakterisiert. Aber die religiöse Weihe, welche ihn bei der Zeugung des neuen Geschlechts befällt, gehört bereits vordeutend zur Mythologie des Bluts, vor der alle Ansprüche der Individualität zu schweigen haben. Er weiss es besser als „die allgemeine Auffassung" : er „glaubt nicht an die Schmerzen" der Geburt. „Er ist der Ansicht, dass das Gebären noch ein Teil der Wonnen des Sündenfalls sei" (S. 388). Er lässt es sich nicht verdriessen, zusammen mit seiner Frau sein kleines Wohnhäuschen herauszuputzen, und als die Arbeit fertig ist, äussert er : „Herrlich ist es : Und jetzt können wir das Kind empfangen" (S. 384). Diese Veranstaltungen und Meinungen muten wie ein Ausschnitt aus der totalitären Bevölkerungspolitik an. Sie geraten in peinliche Nähe zu jener Ideologie, die den Betrug am Glück des Menschen dadurch zu verhüllen sucht, dass sie ihm als einzig legitimes Glück den Anteil an der Abfolge der blutmässig gebundenen Generationen zugesteht.

Viel ist in dem vorliegenden Buche von seinen naturwissenschaftlichen Bemühungen die Rede, seinem Versuch, Gold herzustellen, den Schwefel um seinen vermeintlichen Atomcharakter zu bringen, die Behauptung vom Stickstoffgehalt der Luft zu widerlegen. Seine Naturalisierung des Menschen hat ihn dazu verführt, in der Wissenschaft von der Natur den Schlüssel aller Existenz zu suchen. Aber vom naturwissenschaftlichen Geiste des liberalen Bürgers ist nur ein Zerrbild, der Dilettantismus, übriggeblieben, und sein positivistisches Glaubensbekenntnis, „Naturgesetze lassen sich zumeist auch auf das Seelenleben des Menschen anwenden" (S. 444), was er zudem mit recht platten Allgemeinheiten belegt, gehört nicht so sehr einer aufsteigenden Schicht an, welche die Natur ihren gesellschaftlichen und privaten Zwecken unterwirft, als einem sich vorbereitendem Menschentypus, der aus der Geschichte so wenig zu lernen vermag, dass er noch die abgestandenste Phrase, die nackte Lüge der Macht akzeptiert. Strindberg spielt eine entscheidende Rolle in der Geschichte des Untergangs der ursprünglich humanen Motive des Naturalismus. In ihnen war das kritische Bewusstsein angelegt, dass das Individuum in der gegebenen Ordnung eine verderbte Natur angenommen hatte. Dieser ihm von der gesellschaftlichen Struktur auferlegte Schaden ist als ein negatives und zu veränderndes Moment festgehalten worden. Aber den schlechten Naturalismus des Menschen als den eigentlichen Sinn seiner Existenz zu verklären, wobei Natur nicht so sehr als Gegensatz zu einem Jenseits wie zu gesellschaftlichen Kategorien verstanden wird, es aller Beziehung zu humanen Werten, vor allem zu einer zukünftigen Menschheit, zu entkleiden, — diese Reduktion auf blosse Naturmächte wird bei Strindberg vorbereitet. Wo der Mensch

als der Inbegriff körperlicher Reaktionen aufgefasst wird, ist auch der Raum frei zu einer bloss blutmässigen Legitimierung seines Daseins.

Hier ist von Strindbergs Künstlertum und seinen Qualitäten nicht die Rede. Diese Bemerkungen sollten vielmehr den Aspekt umreissen, von dem aus der Situation der Gegenwart heraus ein solches Buch zu wirken vermag : als Illustrierung, wie in einem äusserst sublimen Geist eine neue bürgerliche Reaktionsweise sich vorbereitet, die erst heute breite Schichten ergreift. In seiner eigenen Zeit hat Strindberg kritisch gewirkt, aber die letzten Wirkungen seiner Kritik münden doch wieder in einen Konformismus, freilich nicht den der liberalen, sondern den der autoritären Gesellschaft ein. In dem Werk eines schwächeren Nachfolgers ist es gänzlich offenbar geworden, wie die Verwandlung von Autonomie in Isoliertheit, von Kritik in Ressentiment, von der Boheme in hämisches Spiessertum, von positivistischem Intellektualismus in blosse Machtanbetung sich in diesem Jahrhundert vollzogen hat : von Knut Hamsun soll demnächst in dieser Zeitschrift die Rede sein.

Leo Löwenthal (New York).

Koffka, Kurt, *Principles of Gestalt Psychology. Harcourt, Brace & Company. New York. George Routledge & Sons. London* 1935. *(XI u.* 720 *S. ;* $ 6.—, 25 *s.)*

Lewin, Kurt, *A Dynamic Theory of Personality. McGraw-Hill Book Company. New York* 1935. *(XI u.* 286 *S. ;* $ 3.—*)*

Hartmann, George W., *Gestalt Psychology. A Survey of Facts and Principles. The Ronald Press. New York* 1935. *(XIII u.* 325 *S. ;* $ 3.50*)*

Murphy, Gardner, *A Briefer General Psychology. Harper & Brothers. New York* 1935. *(*590 *S. ;* $ 3.25*)*

Ach, Narziss, *Analyse des Willens. Urban & Schwarzenberg. Berlin-Wien* 1935. *(VII u.* 460 *S. ; RM.* 22.—, *geb. RM.* 24.—*)*

Nachdem Koehler vor nicht langer Zeit in Form von Vorlesungen die Grundprinzipien der Gestaltpsychologie an einer Reihe von Problemen dargelegt hat, bringt das Koffkasche Buch eine genaue Darstellung der Tatsachen, auf denen sich die Lehre aufbaut, und zeigt damit gleichzeitig, welche Erfahrungen durch die gestaltpsychologische Betrachtungsweise gemacht worden sind. Die Tendenz des Buches geht aber noch weiter : es ist ein Versuch, menschliches Verhalten überhaupt von gestaltpsychologischem Standpunkt aus begreiflich zu machen. Die Darstellung will zeigen, wie unberechtigt der häufig geäusserte Vorwurf ist, die Gestaltpsychologie sei nicht über die Klärung der Wahrnehmungsvorgänge hinausgekommen. Das tritt besonders in der zentralen Stellung hervor, die das Ichproblem bei K. einnimmt. Das Problem des Verhaltens wird zurückverwiesen auf das Problem des Ichs, das damit zum Zentralproblem überhaupt wird. Das Ich ist für K. ein zeitliches Gebilde und nur von der Richtung aus zu verstehen, in der es sich bewegt. In ihm sind alle einzelnen Erscheinungen (Wahrnehmungen, Willensvorgänge, Triebe), zu einer Einheit

gestaltet, die vom Gesetz der Organisation bestimmt wird. Die Organisation wird offensichtlich in ähnlicher Weise wie die Organisation der Wahrnehmung von Feldgesetzen beherrscht gedacht, von einer dem Koehlerschen Prinzip entsprechenden Tendenz zur Organisation zu bester Gestalt. Es kann hier nicht erörtert werden, wie weit es K. gelungen ist, dem Ichproblem gerecht zu werden, allgemeiner gesagt, wie weit der gestaltpsychologische Standpunkt das vermag. Es sei nur hervorgehoben, dass es zunächst nicht recht verständlich wird, woher die „Richtung" im gegebenen Falle kommt. Das Prinzip mag ausreichend sein, um bei ganz bestimmten gegebenen Umständen, die immer künstliche Einschränkungen des Lebens darstellen, die Richtung zu verstehen ; — für das Verständnis der Lebensvorgänge selbst aber und damit für das wirkliche Verhalten des Organismus erscheint es zu formal. Die Richtung wird nur verständlich zu machen sein durch eine allgemeine Theorie des Organismus. Wie eine solche im Rahmen der Gestaltpsychologie zu bilden ist, wird aus dem K.schen Buche nicht recht klar. — Das Buch wird nicht nur das Standardwerk sein, um sich über die Tatsachen dieser psychologischen Schule zu orientieren, sondern als eine wichtige Diskussionsgrundlage zu gelten haben. Es enthält ein gutes Literaturverzeichnis und einen ausgezeichneten Index.

Ähnliche Bedenken erheben sich gegenüber dem verwandten Grundprinzip, von dem die Aufsätze Kurt Lewins getragen sind, die jetzt in englischer Sprache vorliegen. Das Buch gibt einen guten Einblick in die Untersuchungen L.s, der besonders zur gestaltpsychologischen Betrachtung von Willen, Charakter, etc. viel beigetragen hat. Durch die mannigfachen Beziehungen zu konkreten Problemen, wie zu dem der Erziehung, Belohnung und Strafe, Verantwortung und Freiheit, haben seine Anschauungen und Methoden besonders in Amerika grossen Anklang gefunden.

Der grosse Eindruck, den die Gestaltpsychologie in Amerika gemacht hat, hat zu einer besonderen Darstellung des Gebietes durch einen amerikanischen Autor geführt. Hartmann hat sich bemüht, alle Grundanschauungen und Tatsachen dem amerikanischen Leser nahezubringen. Das Buch enthält ausserdem einen Bericht über die verschiedenen Einwände und Diskussionen. H. selbst bekennt sich als „non-configurationist", allerdings als einen, den das Studium der Tatsachen zu einer positiveren Einstellung zu der Theorie gebracht hat, als er sie vorher gehabt hatte. Er steht aber auch jetzt noch der Gestalttheorie nicht recht günstig gegenüber. Sie sei höchstens teilweise richtig ; es werde die Aufgabe weiterer Forschung sein, das Richtige vom Falschen zu trennen, wobei allerdings nicht recht klar wird, in welcher Richtung die Fortbildung nach der Meinung des Autors zu gehen hat. Das Buch ist geeignet für eine Einführung in das Gebiet ; als Grundlage für einen Fortschritt der Erkenntnis ist es zu unoriginell und in seiner Kritik zu negativ. Hier steht Koffkas Buch als das eines Forschers, der zu jedem Schritt, den die neue Lehre gegangen ist, entweder selbst beigetragen oder ihn produktiv miterlebt hat, auf einem ganz anderen Niveau. Ein Glossarium über alle wichtigen in der Gestaltpsychologie üblichen Termini in englischer Übersetzung und mit Erklärung ihrer Bedeutung wird sehr wertvoll sein.

Auch das Buch von Murphy berücksichtigt die Gestaltpsychologie —

allerdings im Rahmen einer weitumfassenden Darstellung aller Grundprobleme der Psychologie von ganz anderem Standpunkt. Es stellt eine verkürzte Ausgabe der früher erschienenen „General Psychology" dar. M. sucht durch eine sehr konkret und anschaulich gehaltene Darstellung fast die ganze Fülle der Probleme menschlichen und tierischen Verhaltens verständlich zu machen. Eine Übersicht über die Hauptrichtungen in der Psychologie, ein gutes Literaturverzeichnis und ein sehr brauchbarer Index schliessen das sehr empfehlenswerte Buch, das einen vermittelnden theoretischen Standpunkt einnimmt.

Das Buch Achs ist im Rahmen des Abderhaldenschen Handbuches der biologischen Arbeitsmethoden erschienen. Es wird der ihm damit gestellten Aufgabe gerecht durch eine vollständige und klar geschriebene Darstellung der Methoden, das Problem des Willens experimentell zu erfassen. Darüber hinaus bringt es eine Analyse des psychologischen Experimentes, und eine kritische Betrachtung der verschiedenen Typen des Experiments und besonders der Methode der Selbstbeobachtung. A. kommt dabei zu einer Charakterisierung des „echten vollkommenen Experimentes", welche die Grundlage für eine richtige Verwertung der zu schildernden Methoden liefern soll. So vollständig die Darstellung ist, im Mittelpunkt stehen doch die Methoden von A. selbst, welche die Erforschung der Willenserscheinungen auch tatsächlich sehr gefördert haben. Die Darstellung der Verirrungen der Psychologie auf diesem Gebiete wird helfen können, den richtigen Weg zu gehen. In eine kritische Betrachtung der Anschauung A.s kann hier nicht eingetreten werden. Kurt Goldstein (New York).

Sherif, Muzafer, *The Psychology of Social Norms. With an Introduction by Gardner Murphy. Harper & Brothers. New York* 1936. *(XII and* 209 *pp.; $* 2.—*)*

All man's activities are governed by norms or „frames of reference" characteristic of each culture. The social scientist must recognize their existence in himself, achieving „distance" from them, and study their formation and modes of operation in others.

S. holds the concept of norms to be a long-needed link between individual and social psychology, for „Any valid psychological principle should apply to the individual, alone, in a group, or in relation to his whole culture." Anthropological material illustrates the variety and effectiveness of norms in several psychological fields, the author taking as his task the study of the formation of such norms with the hope of finding the „general psychological process involved in the formation of any norm."

S. then presents his original and suggestive experiment in norm-establishment. Taking an unstable perceptual situation (the autokinetic effect), naive subjects are required to estimate the distance through which the (objectively stationary) light moves. Judgments rapidly become stabilized at levels varying with the individual. „The psychological basis of the established social norms, such as stereotypes, fashions, conventions, customs and values, is the formation of common frames of reference as a product of

the contact of individuals. Once such frames of reference are established and incorporated in the individual, they enter as important factors to determine or modify his reactions to the situations he will face later."

The discussion of incorporation of norms in the individual is a highly illuminating section which draws critically and skilfully on the Freudian notion of the Super-Ego, the recent work of Piaget and others — to show the motivational and social bases of ego-formation, and how the ego interiorizes familial and societal attitudes as personal norms. The book closes with a discussion of certain social and political situations — particularly those involving psychological instability — which serves as a demonstration of the utility and fruitfulness of the author's concepts.

Lawrence Joseph Stone (New York).

Klages, Ludwig, *Grundlegung der Wissenschaft vom Ausdruck. Johann Ambrosius Barth. Leipzig* 1936. *(XIII u.* 361 *S. ; RM.* 9.60 *; geb. RM.* 11.60*)*

Es handelt sich um eine weitgehend neu bearbeitete Auflage von „Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft". Die Richtung der Neubearbeitung wird durch den stärker betonten Einbau der Ausdruckskunde in die metaphysischen Überzeugungen des Verf. und durch die damit Hand in Hand gehende Loslösung von den früher mehr hervortretenden, wenn nicht beherrschenden, graphologischen Fragestellungen gekennzeichnet. Eine wirkliche Stellungnahme zu dem Werk wäre daher nur möglich im Zusammenhang einer kritischen Auseinandersetzung mit des Verf. philosophischen Anschauungen. — Die wissenschaftliche Bedeutung des Buches wird vor allem durch zwei Umstände beeinträchtigt : einmal durch das Fehlen jeder Diskussion der Grundeinsichten der psychoanalytischen Theorie und ihrer Folgerungen für das Körper-Seele-Problem und durch eine weitgehende Nichtberücksichtigung der einschlägigen neurologischen und physiologischen Forschungen. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass dieses Manko im wesentlichen emotional bedingt ist, besonders wenn man sich der mehr durch Gereiztheit des Tones als durch sachliches Gewicht der Gründe auffallenden Äusserung des Verf. über die Psychoanalyse erinnert, die im Anmerkungsapparat eines seiner Bücher versteckt ist (Die Grundlagen der Charakterkunde, 4. Auflage, 1926, Anm. 36). Der gesellschaftswissenschaftlich interessierte Leser wird vor allem das Fehlen brauchbarer soziologischer und historischer Kategorien bedauern, das am besten illustriert wird durch ein Zitat aus den Mitteilungen des Verf. über seine grosszügigen geschichtlichen Erkenntnisse : „Kapitalismus, Liberalismus, Marxismus, Kommunismus usw. sind Stufen auf dem einen und selben Wege zur völligen Mechanisierung menschlicher Verbände und führen, wie heute selbst Blinde erraten, einem Endzustande der Gesamtheit entgegen, der zu kennzeichnen wäre als freche Herrschaft einer verhältnismässig kleinen Minderheit allmächtiger Schmarotzer über ein riesiges Heer völkisch zersetzter und wesentlich entseelter Arbeitssklaven."

Ernst Schachtel (New York).

Mead, Margaret, *Cooperation and Competition Among Primitive Peoples. McGraw-Hill Book Company. New York* 1937. *(XII u.* 531 *S.; $* 4.—*)*

Dieses Buch geht auf die Bemühungen des Social Science Research Council um die Förderung des Problems „Personality and Culture" zurück. Der Fragenkreis „Cooperation and Competition" war als einer der wichtigsten erkannt worden, und die Herausgeberin des vorliegenden Bandes hat es übernommen, eine Anzahl von primitiven Völkern daraufhin zu untersuchen, welche Rolle Zusammenarbeit und Konkurrenz in ihrer Sozial- und in ihrer Persönlichkeitsstruktur spielt. Die Tatsache, dass hier die Ethnologie herangezogen ist, um ein Problem zu behandeln, welches eines der Zentralprobleme der Soziologie und Psychologie ist, muss von vornherein das lebhafte Interesse nicht nur der Anthropologen, sondern auch derjenigen Soziologen und Psychologen erwecken, die, obwohl Laien auf dem Gebiete der Anthropologie, Anregungen und theoretische Befruchtung von diesem Gebiet her erwarten. Das Buch erfüllt diese Erwartungen weitgehend. Die Fruchtbarkeit einer Zusammenarbeit von Ethnologie, Psychiatrie, Psychoanalyse und Soziologie wird auch hier bestätigt. Von den spezielleren theoretischen Voraussetzungen betont M. zwei. Einmal, dass keine Einzelheit des Verhaltens der Mitglieder eines Stammes isoliert und ausserhalb der Gesamtstruktur seiner Gesellschaft verstanden werden kann. Zweitens, dass das Verständnis der Charakterstruktur nur möglich ist, wenn man den Mechanismus versteht, durch den die Charakterstruktur gebildet wird : den Einfluss der Kultur auf das Kind, beziehungsweise die Eigenart des Erziehungsprozesses.

Der Schwerpunkt liegt in der Beschreibung von dreizehn primitiven Stämmen, teils von der Herausgeberin selbst, teils von sechs jüngeren Anthropologen, die mit ihr in seminarartigen Besprechungen das Material und die theoretische Fragestellung diskutierten. Diese Monographien stellen für den an der Anthropologie interessierten Psychologen und Soziologen eine instruktive Gelegenheit dar, sich mit ganz verschiedenen Typen primitiver Gesellschaften vertraut zu machen. In einem Schlusskapitel gibt M. eine Interpretation des anthropologischen Materials unter dem Gesichtspunkt der leitenden theoretischen Fragestellung. Als wichtigstes allgemeines Resultat bezeichnet sie : „that competitive and cooperative behavior on the part of individual members of a society is fundamentally conditioned by the total social emphasis of that society, that the goals for which individuals will work are culturally determined and are not the response of the organism to an external, culturally undefined situation, like a simple scarcity of food." Die wichtigsten speziellen Schlussfolgerungen sind die folgenden : Starke Ich-Entwicklung ist nicht spezifisch für konkurrierende, kooperative oder individualistische Gesellschaften. Die Konzeption von Erfolg ist bedeutsamer für die Stärke von Kooperation oder Konkurrenz als der technologische Stand oder der Reichtum der Gesellschaft. In positiver Hinsicht findet sie eine Korrelation von folgenden Faktoren : einerseits "a major emphasis upon competition, a social structure which depends upon the initiative of the individual, a valuation

of property for individual ends, a single scale of success, and a strong development of the ego." Auf der anderen Seite „a major emphasis upon cooperation, a social structure which does not depend upon individual initiative or the exercise of power over persons, a faith in an ordered universe, weak emphasis upon rising in status, and a high degree of security for the individual." Trotz theoretischer Bedenken gegen mechanistische Züge in der angewandten Methode und gegen einen simplifizierenden Begriff der Ökonomie, der notwendigerweise zu einer Fehleinschätzung der Bedeutung der ökonomischen Faktoren führt, betreffen die von M. gefundenen positiven Korrelationen doch so fundamentale Züge der sozialen und psychologischen Struktur, dass sie als ein wichtiger Fortschritt im Studium des in Frage stehenden Problems angesehen werden dürfen.

Erich Fromm (New York).

Delgado, Honorico *y* **Mariano Iberico,** *Psicologia. Lima (Peru)* 1936. *(XI u.* 318 *S.*; $ 2.—*)*

Briquet, Paul, *Psicologia Social. Livraria Francisco Alves. Rio de Janeiro* 1935. *(III u.* 265 *S.)*

Krapf, Eduardo, *El Menor y la Sociedad. Editorial C. L. C. S. Buenos Aires* 1935. *(*66 *S.;* $ 1.50*)*

Im folgenden werden einige südamerikanische Neuerscheinungen angezeigt, welche vom psychologischen Universitätsunterricht in diesen Ländern Zeugnis ablegen.

Die Psychologie Delgados und Ibericos stammt aus dem Lehrbetrieb und will ihm dienen. Eine ungewöhnlich umfassende Beherrschung der gesamten modernen Psychologie in allen ihren Richtungen und Schulen befähigt die Verf. dazu, ein Lehrbuch zu schreiben, das nicht nur der Anfänger, sondern auch der Erfahrene mit Gewinn und Vergnügen lesen kann. Es ist schade, dass der Text dem peruanischen Studienprogramm zuliebe nicht fortlaufend geschrieben, sondern in 31 Kapitelchen zerstückelt ist.

Bei dem Buche Briquets handelt es sich um den Abdruck von Vorlesungen, die der Verf. 1933 an der Freien Schule für Soziologie und Politik von São Paulo hielt. In der ersten, grösseren Hälfte des Textes wird eine Art von Einführung in die neuere Psychologie im allgemeinen vermittelt. Über Sozialpsychologie im engeren Sinne spricht nur der zweite, kleinere Teil. Hier wie dort ist in umfangreicher Weise die einschlägige Literatur (vor allem die französische und die nordamerikanische) verarbeitet. Es ist dem Verf. jedoch nur unzureichend geglückt, seine vielfältigen Lesefrüchte zu organischer Einheit zu verschmelzen. Als interessant sei das Kapitel 16 hervorgehoben, in dem der Verf., der als Brasilianer auf diesem Gebiete reichste Erfahrung haben sollte, die biologische Über- oder Unterwertigkeit bestimmter Rassen entschieden in Abrede stellt.

Auch die kleine Schrift von Krapf ist aus Vorlesungen (an der Freien Schule für Höhere Studien in Buenos Aires) entstanden. Es handelt sich um einen anspruchslosen Bericht über unser Wissen bezüglich der sozialen

Entwicklung bezw. Entgleisung von Kindern und Jugendlichen. Dabei wird besonders auf das Anlage-Umweltproblem hingewiesen und festgestellt, dass dieses Problem seiner Lösung noch entgegensehe, was zumal gegenüber den Totalitätsansprüchen der Anlagetheoretiker heute besonders energisch betont werden müsse. Eduard Krapf (Buenos Aires).

Geschichte.

Guiraud, Jean, *Histoire de l'Inquisition au Moyen-Age. I. Origine de l'Inquisition dans le midi de la France. Cathares et Vaudois. Éditions Auguste Picard. Paris* 1935. *(XVIII et* 428 *p. ; fr. fr.* 55.—*)*

Érudit catholique de grande valeur, M. Guiraud utilisant des sources extrêmement nombreuses, a apporté une contribution de premier ordre à l'histoire de la mentalité religieuse médiévale, et ses convictions ne semblent l'avoir jamais gêné dans ses recherches présentes. Si l'hérésie vaudoise, anticatholique, reste chrétienne, le catharisme qui comporte une métaphysique, une cosmogonie, une théodicée, se dresse comme une contre-église, car il repose sur la notion du dualisme, sur l'existence de deux principes, de deux mondes en lutte et sur une morale essentiellement pessimiste. Mais l'intérêt du livre de M. Guiraud ne réside pas seulement dans l'analyse de doctrines complexes et mal connues, on y trouve l'explication de l'extension même des hérésies : ambition et avidité de la noblesse, habileté de la prédication du „parfait", insuffisance d'une grande partie du clergé orthodoxe du midi, prédispositions de certains éléments sociaux, — particulièrement les artisans de la draperie, — qui voyaient dans l'hérésie un moyen de revenir à l'église primitive et de redresser les injustices sociales. Le Saint-Siège, défenseur de la catholicité et de l'ordre social, se devait de lutter contre l'hérésie albigeoise : la croisade fut décidée en 1208 et M. Guiraud ne nous en a pas raconté les péripéties. Il lui suffit d'indiquer que l'écrasement militaire des Albigeois a permis d'introduire dans le midi de la France l'inquisition dont il nous expliquera dans son prochain volume le fonctionnement. Souhaitons que de même qu'il a abordé l'aspect social de l'hérésie, il ne néglige pas le contenu économique de l'inquisition, qui a opéré un vaste transfert de propriété au profit des orthodoxes.

Georges Bourgin (Paris).

Andreas, Willy, *Deutschland vor der Reformation. Eine Zeitenwende. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart-Berlin,* 2. *Aufl.* 1935. *(*647 *S.; RM.* 14.—*)*

In drei Abschnitten gibt A. die Schilderung der philosophisch-religiösen, staatlich-gesellschaftlichen und wissenschaftlich-künstlerischen Situation des 15. Jahrhunderts. Er verfolgt die Herauslösung des autonomen Denkens und Fühlens aus der autoritativ gebundenen Weltanschauung des Mittelalters bis an die Schwelle des 16. Jahrhunderts, und zwar mehr mit

der von ihm überall angestrebten „unbedingten Anschaulichkeit“ in der Darlegung der einzelnen Bewegungen und ihrer Träger als mit einer scharf herausgearbeiteten Erfassung der psychologischen und soziologischen Bedingtheiten. Doch ergibt auch bereits diese historische Sichtung des geistesgeschichtlichen Materials eine Vorstellung von den wesentlichen Zügen der vorreformatorischen Spannungen : — Ein an der transzendenten Verknüpftheit seiner Daseinswerte irre werdendes Zeitalter sucht zunächst, durch Kritik und Analyse neue Standorte zu finden und die ihm bewusst gewordenen Schäden in Kirche, Staat und Gesellschaft zu bessern, jedoch nicht nach Massgabe seiner neuen, noch unsicher tastenden Wertvorstellungen, sondern durch Reform- und Läuterungsversuche an den bestehenden Zuständen und Idealen. So wird bei aller Unzufriedenheit im einzelnen die tragende Idee der mittelalterlichen Weltanschauung von der jenseitsbedingten Suprematie der Kirche von keiner Seite angetastet : weder auf philosophisch-theologischem Gebiet, wo Nikolaus von Kues erstmals das Gedankensystem der Scholastik durchbricht, noch in den theoretischen Begründungen der Kloster- und Kirchenreformer, noch durch Erscheinungsformen der stark intensivierten Volksreligiosität und individuell verinnerlichten Laienfrömmigkeit. — Auch aus den gesellschaftlichen Umschichtungen, die sich im Rahmen der mittelalterlichen Ständeordnung vollzogen, erwuchsen dem Autoritätsanspruch der Kirche keine unmittelbaren Gefahren. Die im Frühkapitalismus hochkommende Schicht des Bürgertums durchbrach zwar zum ersten Mal auf wirtschaftlichem Gebiet die christlich-ethische Ideologie der Kirche und entwuchs mit ihrem selbstbewussten, auf Diesseitigkeit ausgerichteten Geltungs- und Glücksstreben der Bevormundung durch die Kirche. Doch war der Realismus dieser bürgerlichen Weltanschauung höchstens darauf bedacht, in Kirche und Staat die seinen Interessen zuwiderlaufenden Institutionen abzuschaffen oder zu reformieren, nicht aber von sich aus eine geistig-religiöse Auseinandersetzung mit den Ideengrundlagen von Sacerdotium und Imperium aufzunehmen. Sowohl im Rahmen des alten Reiches wie in den emporsteigenden landesherrlichen Territorien kam es zu keiner Säkularisierung der Staatsauffassung, da die beiden anderen weltlichen Stände — Adel und Bauerntum — auf dem Boden der christlich-feudalen Ständeordnung verharrten. — In den sozialen Auflehnungsversuchen der proletarischen Massen in Stadt und Land tauchen dann allerdings erstmals Zweifel an der Gottgewolltheit dieser bestehenden Gesellschaftsordnung auf, und in der immer wieder lautwerdenden Berufung auf die göttliche Gerechtigkeit und die Caritas des Evangeliums lagen Gefahrenmomente für die hierarchische Stellung der Kirche. — Wie wenig auch in der literarischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Sphäre ein entscheidender Vorstoss gegen die Existenzbasis der Kirche gemacht wurde, zeigt der letzte Teil des Buches.

Sachlich war das Unternehmen einer monographischen Darstellung des vorreformatorischen Deutschlands gerechtfertigt durch das Fehlen einer neuen, die zahlreichen Einzelforschungen zusammenfassenden Bearbeitung. Doch ist A. der Beeinflussung durch zeitbedingte Blickpunkte und Auffassungen weder in seinen Zustandsschilderungen noch in seinen Charakteranalysen immer entgangen ; die vielfache Anwendung von Wertkategorien

neuer Prägung wie „Bodenständigkeit“, „Volksverbundenheit“, „Vorrang sinnlicher Naturnähe vor blutleerer Reflexion“ werden der Mentalität spätmittelalterlicher Menschen nicht gerecht.

E. F. Heller (New York).

Saint-Léger, A. de et Th. Sagnac, *La prépondérance francaise. Louis XIV.* 1661-1715. *Peuples et civilisations. Histoire générale, publiée sous la direction de Louis Halphen et Philippe Sagnac. Librairie Félix Alcan. Paris* 1935. *(*564 *p. ; fr. fr.* 50.—*)*

Ce volume de la collection Halphen-Sagnac présente, à un moindre degré, le défaut commun à la collection, — la discontinuité — mais il en possède aussi les qualités habituelles, — les bibliographies nombreuses et choisies, et l'effort pour marquer la liaison entre phénomènes chronologiquement voisins et géographiquement éloignés. Il a, par ailleurs, des qualités propres, car les auteurs sont des spécialistes de l'époque qui est ici étudiée et, en outre, M. Sagnac, qui a le souci de l'évolution intellectuelle, a eu l'occasion de brosser quelques beaux chapitres sur l'histoire des idées et des sciences. N'oublions pas, d'autre part, que les auteurs d'une collection sont tenus à se maintenir dans les limites qui leur sont imposées par les éditeurs et directeurs, et c'est ce qui explique que le livre de MM. de Saint-Léger et Sagnac n'ait pas donné aux phénomènes économiques et sociaux la place que nous aimerions qu'ils eussent. Évidemment, de pareils phénomènes auraient bien du mal à s'inscrire entre les deux dates retenues pour limiter la période de l'hégémonie française, dans son ascension et sa décadence. Et ici, nous touchons du doigt la grosse difficulté méthodologique de l'histoire générale, forcée d'embrasser tous les phénomènes et d'en exposer les interactions. Nos auteurs n'ont pas esquivé la difficulté, mais il était fatal que ce fût à l'histoire diplomatique et militaire qu'ils consacrassent la plus grande partie de leurs efforts. Peut-être aurait-il été bon, le cas échéant, de souligner tout ce qui restait d'inconnu ou d'hypothétique dans la période considérée : en matière d'institutions, en particulier, M. Pagès nous a habitués à des réserves, à des précautions, qui ne sont pas de mise, malheureusement, ici. Mais MM. de Saint-Léger et Sagnac ont su parfaitement bien grouper tous les faits qui constituaient l'absolutisme français du XVII[e] siècle, et l'on conçoit par là que, en France même et hors de France, on ait essayé de secouer, — et qu'on y ait réussi, — un joug qui risquait de briser toute initiative et de briser tout progrès.

Georges Bourgin (Paris).

Roberts, Hazel Van Dyke, *Boisguilbert, Economist of the Reign of Louis XIV. Columbia University Press. New York. Oxford University Press. London* 1935. *(*378 *pp. ;* $ 3.50, 17 *s.* 6 *d.)*

The greatest virtue of this study is that it permits Boisguilbert to speak for himself copiously and so provides a convenient introduction to his thought for the English reader. The long and aptly chosen quotations

enable one to become acquainted with the ebullient, proud, and earnest personality of this early free trader who raised his voice in the wilderness of the mercantilist age long before François Quesnay and Adam Smith made *laissez faire* fashionable. R., arguing against the conclusions of August Oncken, adequately proves Boisguilbert's parenthood of the famous phrase at least in its infinitive form. In a persistent and largely one-sided correspondence with the royal Controller General and in works which earned him the reward of exile, the Norman official and economist fumed at the mercantilist fiscal policy of the *roi soleil* and protested the heartlessness of the privileged classes and the ominous despair of the millions of *misérables*. He condemned the restraints on the production and circulation of goods, the emphasis on the gold supply and the whole system associated with the name of Colbert. As early as 1705 he warned of revolution. Boisguilbert proposed the rationalization of the detested *taille personnelle*, the abolition of other taxes, the emancipation of trade channels, and equal and progressive taxation. He insisted that wealth was not synonymous with precious metals, and that the circulation of money was more significant than its precise amount. He warned the rulers not to overlook the importance of the prosperity of agriculture and the need of increasing the demand and consumption of the lower classes. His view of the organic character of society and his vision of a harmonious order based on „solidarity" make Boisguilbert one of the many forerunners of the Utopian Socialists of the nineteenth century. S. F. Bloom (New York).

Burckhardt, Carl J., *Richelieu, Aufstieg zur Macht. Georg D. W. Callwey. München* 1935. (534 *S.; RM.* 9.50)

In diesem Richelieubuch wird eine Art der Geschichtsbetrachtung versucht, die bewusst den beiden extremen Richtungen der heute im allgemeinen üblichen Historiographie entgegengestellt wird. Entgegen dem eng-zünftlerischen Historikertum, das aus der selbstverständlichen technischen Notwendigkeit solider Quellenforschung einen Fetisch gemacht hat, das über der „Quellenkritik" jeden Blick für grosse historische Zusammenhänge verloren und die geistige Durchdringung der Entwicklungen im allgemeinen einer meist konfus konstruierenden „Geschichtsphilosophie" überlassen hat, im Gegensatz aber auch zu der Mythen- und Statuenbildnerei jener Historiker aus der Schule Georges, versucht B., den grossen Begründer des französischen Absolutismus und folgenreichen Umgestalter der aussenpolitischen Konstellation seiner Zeit als reale Gestalt sichtbar zu machen, die seelischen wie die geistesgeschichtlichen, die gesellschaftlichen wie die politischen Voraussetzungen aufzuzeigen, die Richelieus „Aufstieg zur Macht" möglich machten und seinen Aufgabenkreis und seine Lösungsversuche erst verständlich werden lassen. Dass dabei zwar keine Erschliessung unbekannter Quellen erstrebt, jedoch selbstverständlich genaueste Beherrschung der gesamten zeitgenössischen und späteren Literatur vorausgesetzt ist, dass darauf verzichtet wird, Richelieu in irgendeiner Form zum „aktuellen" Symbol zu machen, — das unterscheidet B.s Buch auf der andern Seite von der üblichen und „beliebten" Biographienfabrikation, deren Urheber

einfach ihre politischen Utopien nach rückwärts in irgendeine „passende“ Figur einzubauen pflegen.

Eine erstaunliche „Ubiquität“ des historischen Blicks, die geistes- und sozialgeschichtliche Zusammenhänge mit gleicher Klarheit erfasst und darstellt, wie seelisch-komplexe Spannungen und aussenpolitische Konzeptionen, eine ungewöhnliche Suggestivität des Stils ermöglichen hier eine Gesamtschau der Richelieugestalt und ihrer Leistungen. Die Antriebe der Gestaltung sind visueller Art ; die Darstellung der Gegensätze etwa von Adel und Bourgeoisie oder der verschiedenen religiösen Standpunkte erstrebt Sichtbarmachung solcher Gegensätze in entgegengesetzten Persönlichkeiten und Charakteren. So werden in frappanten Antithesen etwa Richelieus und Wallensteins, oder Richelieus, Bérulles und des Herzogs von Rohan wesentliche politische, gesellschaftliche und ideologische Antithesen wahrhaft „sichtbar“ gemacht, ohne doch an abstrakter Klarheit der Zeichnung zu verlieren.

Im Rahmen dieses Buches, wo die Konflikte und Spannungen der Zeit zunächst nur dazu dienen sollen, den individuellen Werdegang und Aufstieg einer Zentralfigur pointillistisch zu verdeutlichen, gelingt solcher Darstellungs- und Betrachtungsweise der Nachweis der Fruchtbarkeit ihrer Methode. Allein es bleibt die entscheidende Frage, wie jene Geschichtsbetrachtung sich an der Darstellung grosser sozialgeschichtlicher Themen und an der Behandlung aktueller historischer Fragen bewähren mag, von Fragen, die den Historiker vor scharfe Entscheidungen stellen müssen. — B. kündigt ein Werk über „Richelieu und das europäische Staatensystem“ als Fortsetzung des vorliegenden Werkes an. Wahrscheinlich wird schon dieses Buch Grenzen und Möglichkeiten der Methode stärker sichtbar machen. Hans Mayer (Genf).

Laski, Harold J., *The Rise of European Liberalism. George Allen & Unwin. London* 1936. *(*287 *pp. ;* 7 *s.* 6 *d.)*

This outstanding book sets out to demonstrate the factors which gave birth to Liberalism — the dominant doctrine of Western Civilisation — and ensured its triumphant sway during the last four centuries. Such a study, L. rightly argues, will also explain some of the difficulties in which we find ourselves at the present time.

But the special value of the book, scholarly and original as it is, is not in its demonstration of the breakdown of economic feudalism, the influence of Calvinism and Puritanism, the growth of technological invention and the revolution in science, the emergence of the national state, and their impress in the ideologies of Machiavelli, Bodin, Locke, Adam Smith, the Physiocrats and many others. Its value lies in its interpretation (indeed the subtitle of the book is „an essay in interpretation“) and in its substantiation of the Marxist thesis. Liberalism is clearly shown to be the ideology of a new social class arising as a result of the material productive forces of society coming into conflict with the conditions of production. This class is the bourgeoisie which Locke, its classical representative, vindicated as safeguard-

ing the rights of property. This is the class which derived capital and property from personal labour, advocated toleration, made both God and king into constitutional sovereigns and based philosophy and ethics on empiricism.

L. begins his exploration in the 16th century, when the foundations of Liberalism were being laid. „There is a social discipline which finds its sanctions independently of the religious ideal. There is a self-sufficient state. There is an intellectual temper aware, perhaps a little uneasily aware, that a limitation to the right of speculation is also a limitation to the right of material power." In the next century the middle class defines more explicitly its philosophy, of which „the major premiss was the convenient one that the operations of the state must correspond with the will of those who own economic power." To realise this premiss the bourgeoisie embarked upon a revolutionary career of which it became ashamed upon victory. From its point of view no more revolutions were required, since it equated its own emancipation with the emancipation of society.

The decline and fall of Liberalism are only briefly dwelt upon.

J. Rumney (London).

Villat, L., *La Révolution et l'Empire. T. I : Les Assemblées révolutionnaires* (1789-1799). *Les Presses Universitaires de France. Collection Clio. Paris* 1936. *(*420 *p. ; fr. fr.* 40.—*)*

La collection Clio, dirigée par M. Charléty, est destinée à procurer aux étudiants des instruments de travail capables de guider une recherche approfondie. D'où la place importante donnée dans chaque volume aux bibliographies méthodiques. De plus, et c'est la principale originalité de la collection, chaque chapitre est suivi d'une mise au point intitulée „État des questions", où sont indiqués les problèmes essentiels et l'orientation actuelle des discussions. Le livre de M. Villat répond parfaitement à l'objet de la collection qui comptait déjà des ouvrages excellents, par exemple ceux de M. Calmette : Le monde féodal et L'élaboration du monde moderne (XIVe et XVe siècles).

M. V., dans son introduction, expose „les diverses conceptions de l'histoire révolutionnaire" depuis Thiers et Mignet jusqu'à Mathiez ; puis il donne une bibliographie très claire et très complète, où les sources sont admirablement classées et qui demeurera un point de départ indispensable à qui veut étudier la Révolution. Le texte du récit est écrit avec précision et se lit avec grand intérêt, mais naturellement on s'attachera surtout à l'étude de l'„état des questions". L'auteur a indiqué par exemple l'importance du problème de la décentralisation gouvernementale dans les desseins de la Constituante ; il arrive à cette conclusion que l'Assemblée voulait des institutions uniformes pour tout le pays par opposition à la diversité des anciennes institutions provinciales, et cependant décentralisées. Ajoutons qu'il n'y a sans doute là aucune contradiction si l'on songe à la philosophie individualiste qui pouvait inspirer cette double tendance. — Citons aussi, comme un modèle de mise au point entre beaucoup d'autres, ce que dit

M. V. des fameux décrets de ventôse et de la politique sociale du gouvernement de Robespierre, peut-être moins cohérente et moins complète qu'on ne l'a cru quelquefois. Toute la description du gouvernement révolutionnaire est d'ailleurs très précise et très intéressante. De même la période obscure du 10 août au 20 septembre 1792, parfois négligée, est étudiée de près. Au total, le livre de M. V. est un instrument précieux. Le même auteur publiera un volume sur l'Empire qui rendra sans doute aussi de fort grands services. F. Henry (Paris).

Rohden, Peter Richard, *Robespierre, Die Tragödie des politischen Ideologen. Holle & Co. Berlin* 1935. *(*519 *p. ; RM.* 6.80, *geb. RM.* 9.—*)*

Sieburg, Friedrich, *Robespierre. Societäts-Verlag. Frankfurt a. M.* 1935. *(*338 *p. ; RM.* 6.80*)*

Renier, G. J., *Robespierre. D. Appleton-Century Co. New York & London* 1936. *(*177 *p. ;* $ 1.50, 5 *s.)*

Korngold, Ralph, *Robespierre, le premier des dictateurs modernes. Payot. Paris* 1936. *(*349 *p. ; fr. fr.* 25.—*)*

Walter, Gérard, *Robespierre. La montée vers le pouvoir. N. R. F. Paris* 1936. *(*317 *p. ; fr. fr.* 18.—*)*

Thompson, J. M., *Robespierre.* 2 *vols. D. Appleton-Century Co., New York. Basil Blackwell, London* 1936. *(IV et* 311 *p. ; each* $ 7.—, 24 *s.)*

La mort d'Albert Mathiez, qui avait voué une partie de ses forces intellectuelles à magnifier Robespierre et à critiquer Danton, semblait avoir apporté au culte robespierriste, ou, pour le moins, aux études concernant le célèbre Jacobin, un coup sensible. Le successeur de Mathiez à la tête des Annales robespierristes, devenues Annales révolutionnaires, Georges Lefebvre, n'apportait pas, — tout excellent démocrate qu'il était, — la même passion à analyser la psychologie individuelle et le rôle personnel de Robespierre, s'attachant davantage aux questions d'ensemble et aux problèmes intermentaux. Et voici que toute une série d'ouvrages, d'origine variée, français et étrangers, viennent de s'abattre sur ma table, démontrant que la personnalité et le rôle de Robespierre continuent d'intéresser, d'intriguer. Pourquoi cette reprise de curiosité à l'égard de l'inventeur du culte de l'Être Suprême ? A une heure où tant de peuples cherchent une formule de gouvernement et hésitent, où tant de dictatures s'organisent sans hésiter pour gouverner les peuples, après tout, il n'est peut-être pas étonnant que certains écrivains et historiens aient cherché dans le passé de la Révolution française quelques précédents pour les expériences du jour ou du lendemain. Reste à savoir si ces écrivains et historiens ont réussi dans leur tâche. Et d'abord ont-ils bien eux-mêmes compris ce qu'avait été et ce qu'avait voulu Robespierre ?

Pour Rohden, Robespierre reste une énigme. L'Incorruptible est, en grande partie, demeuré secret. Mais surtout, pour R., son idéal propre, pour autant qu'il peut être déterminé, à travers des discours d'interprétation difficile, en raison de leur langue même, ne se confond point totalement avec

l'idéologie générale de la Révolution française. C'est si vrai que, de nos jours même, où s'épanouissent les institutions de la III[e] République, il est rare qu'on puisse parler de Robespierre avec sympathie ; la majorité des historiens et celle des hommes politiques lui sont restées hostiles, il est peu populaire. R. suit la vie de Robespierre, — divisée en quelques grands instants : l'avenir, la lutte, la conduite gouvernementale, le sacrifice, — en fonction de la Révolution. Ce n'est donc pas une simple biographie de Robespierre, et c'est comme une histoire de la Révolution à propos de Robespierre ; ainsi s'expliquent tant de digressions, dont beaucoup sont inutiles. Il aurait peut-être mieux valu insister sur le sens même qu'il convenait de donner à la Révolution : conflit idéologique ou conflit social. R. tient pour la première formule, au point de voir essentiellement dans la Terreur une conséquence de l'idéologie révolutionnaire et de minimiser à l'extrême les circonstances, intérieures et extérieures, qui l'expliquent. Mais Robespierre peut-il être défini lui-même comme un idéologue, quand on lui reconnaît tant de réalisme opportuniste à la Convention ? Et cependant, c'est bien l'impression qui se dégage, en fin de compte, du livre de R., classant Robespierre au nombre des mystiques et des fanatiques de la Révolution. Reste à démontrer que cette mystique même, si elle est concevable, n'a aucun lien avec la réalité, c'est-à-dire, avec les conditions politiques et sociales d'avant la Révolution et du temps même de la Révolution.

Sieburg est beaucoup moins hostile à la Révolution française que R. Il la connaît peut-être moins bien que lui, mais il l'interprète peut-être mieux ou, plus exactement, avec plus de vie. Surtout, en l'espèce, il cherche à comprendre un homme, à expliquer sa vie, en le replaçant dans son milieu et dans son temps ; sa reconstitution est avant tout „poétique“, et les titres seuls de ses chapitres le donnent à penser. D'appareil critique, aucune trace ici, alors que, du moins, le livre de R. se termine par une bibliographie et un index des noms propres. Mais, dans l'ouvrage de S., abondent, conformément au goût de l'auteur pour les sciences réelles et vivantes, des reproductions d'estampes ou de portraits bien choisis du temps. Après cela, conviendrait-il de faire à S. des reproches pour quelques erreurs de détail, je ne le pense pas, encore que certaines aient trop fâcheusement été utilisées par des historiens de mauvaise foi : je fais essentiellement allusion au mot prétendu de Coffinhel, affirmant que „La République n'a pas besoin de savants“.

Dans une collection de biographies, où il en a déjà publié plusieurs, G. J. Renier, Hollandais d'origine, mais historien anglicisé, a consacré à Robespierre un ouvrage qui n'est pas sans mérite : R. connaît l'essentiel des bibliographies robespierristes, et, au point de vue général de l'histoire révolutionnaire, est informé principalement par les ouvrages de Mathiez et de Brinton. Mais sa position se rapproche assez de celle de Rohden, car il voit en Robespierre beaucoup plus un penseur, ou, si le mot est trop fort, un idéologue, — expression qui n'est pas de Renier, — beaucoup plus qu'un homme d'action. Peut-on dire que Robespierre est un dictateur, alors qu'il n'a pas exercé le pouvoir par lui-même ? Peut-on dire qu'il soit l'auteur responsable de la Terreur, alors que celle-ci est la conséquence de circonstances complexes qui dépassaient Robespierre ? Renier estime que Robespierre avait une intelligence pénétrante et limitée, et que son système en vue

d'établir le bonheur par le moyen de la vertu révélait une méconnaissance absolue de la psychologie humaine. Il essaie de tenir la balance exacte entre les dénigreurs fanatiques et les fanatiques admirateurs : mais c'est bien dans ces occasions que la méthode des moyennes apparaît extrêmement fragile, et ce qui est plus vrai, c'est d'admettre, avec l'auteur, que Robespierre n'est pas un être d'exception, ou, si l'on veut, un monstre, mais un produit de son époque.

Ce qui a incité Ralph Korngold, ancien secrétaire général du Parti socialiste américain, à s'intéresser à Robespierre, c'est que, pour lui, Robespierre est le chef du „quatrième état" et que, avec la mort de Robespierre, se termine la Révolution. Grâce à Robespierre, la classe laborieuse prit une importance politique que ne justifiait pas encore sa position économique ; pour consolider celle-ci, Robespierre et ses amis imaginèrent les décrets de ventôse, et l'échec d'application de ces décrets détermina le 9 thermidor. De tendance marxiste, K. s'efforce, en effet, de montrer toute l'importance du coefficient individuel dans le développement de cette crise, et surtout, d'expliquer les conditions de l'action politique, et non pas d'établir des responsabilités morales. L'auteur connaît assez bien la bibliographie de son sujet, mais souligne qu'il faudrait „étudier à fond toute la Révolution et sa politique". Ce qui se dégage des pages de K., c'est que Robespierre est avant tout un démocrate ; mais son sens „du bonheur du peuple" le conduit à envisager un régime juridique et économique qui, sans doute, n'est pas collectiviste, mais est inspiré de ce qu'on peut appeler une philosophie collectiviste. L'auteur met l'accent sur les textes essentiels de Robespierre, qu'il s'agisse de la peine de mort, dont il a été l'adversaire, de la question noire, du suffrage universel ; il montre ce qui, par suite de la guerre étrangère et de la guerre civile, a été modifié, bousculé du système primitif de Robespierre, et, surtout, comment Robespierre a été amené à exercer une véritable dictature sans nuance : de là, ses heurts avec les Comités, avec les personnalités les plus dangereuses de la Révolution. Mais K. n'a pas suffisamment insisté sur les causes sociales du 9 thermidor, mises récemment en lumière, avec une méthode parfaite, par Eude, dans un article sur la Commune robespierriste paru dans les Annales révolutionnaires de 1936.

G. Walter connaît bien l'ère de Robespierre ; il a collaboré au splendide Catalogue de l'Histoire de la Révolution française de la Bibliothèque Nationale. Ce n'est pas d'ailleurs une raison pour se montrer aussi vif qu'il l'est dans les reproches adressés à ses prédécesseurs, particulièrement Aulard et G. Michon. Et, après tout, si le travail d'épuration que W. a entrepris à l'égard de la biographie de Robespierre, encombrée selon lui de légendes fantaisistes, est digne d'un historien, nous ne pourrons apprécier les résultats de sa critique que quand l'ouvrage sera achevé, avec le second volume qui établira Le bilan d'une dictature. Ici, il s'agit de La montée vers le pouvoir. W., au demeurant, ne fait guère qu'exposer des faits, sans ratiociner sur la psychologie qu'ils révèlent. Enfance austère, apprentissage difficile du métier d'avocat, goût pour la littérature plus que pour les idées, et ici, W. fait bon marché de la légende rousseauiste touchant Robespierre ; voilà l'essentiel pour la jeunesse. L'affaire Deteuf l'oriente vers une conception nouvelle de la vie, et dès juillet 1788, quand on entre

déjà dans la préparation des États-Généraux, il s'intéresse vivement à tous les problèmes qui se posent à cette occasion. Bien entendu, à cette date, Robespierre croit en Louis XVI, comme la plupart des Français. Le contact, opéré à la Constituante, entre ses préjugés et la réalité, modifiera ses idées, et c'est la partie la plus importante du livre, comme quantité et comme qualité, qui est consacrée à ce rôle de député d'Arras à la première Assemblée révolutionnaire : c'est la fuite de Varenne qui constitue, — d'autres avant W. l'ont dit, — l'instant crucial de sa vie politique. Déjà, il a, sur les questions politiques, — la loi martiale, la peine de mort, la réélection des députés, — et les questions sociales, prononcé des discours importants, qui le mettent en vedette et le différencient fortement d'hommes avec lesquels, tout d'abord, on avait pu le confondre. Après Varenne, il est mûr pour la République, mais une République âpre et dure, car, dès cet instant, le tragique problème de la contre-révolution est posé devant Robespierre, qui sait bien aussi, dès cet instant, que la mort est au bout de sa carrière.

En attendant l'achèvement de l'œuvre de W., c'est sans doute aux volumes de J. M. Thompson qu'on recourra le plus commodément pour avoir une idée d'ensemble de Robespierre et de son rôle sous la Révolution. L'étude bibliographique par laquelle s'ouvre le t. I de T. est déjà fort intéressante : le problème y est posé de l'attribution possible du livre de l'abbé Proyart, La vie de Maximilien Robespierre, paru en 1850, à Leblond de Neuvéglise, écrivain antirobespierriste de l'époque thermidorienne ; il y montre aussi avec une certaine finesse pourquoi les jugements sur l'Incorruptible ont varié au cours des temps, mais comment on peut tout de même arriver à considérer impartialement la carrière politique de Robespierre. Il était fatal qu'au cours d'une biographie aussi importante, T. commit quelques erreurs de détail, auxquelles les protes anglais en ont ajouté qui ne lui sont évidemment pas imputables : Georges Lefebvre, dans les Annales révolutionnaires, a relevé ces erreurs, qui ne diminuent guère la valeur de l'ouvrage de T., obligé, après tout, à propos de son héros, de refaire, en quelque sorte, toute l'histoire de la Révolution française. C'est que, pour l'auteur, le député d'Arras est l'homme qui représente le mieux la Révolution, qui intègre plus qu'aucun autre les idées révolutionnaires. Ainsi T., tout en reconnaissant le réalisme opportuniste de nombreux actes de Robespierre, le considère aussi comme un idéologue cherchant à faire passer son système abstrait dans les faits : or, Georges Lefebvre a montré avec une science remarquable que, touchant l'organisation judiciaire ou militaire, sur les questions sociales et l'avènement de la Terreur, T. n'a pas suffisamment observé ou a négligé les forces multiples ou les circonstances complexes qui déterminèrent les décisions de Robespierre. Les décrets de ventôse comme la Grande Terreur sont, en effet, dominés par la préoccupation plus ou moins inconsciente de satisfaire les masses et d'écraser les adversaires de la République. La chute même de Robespierre est la conséquence des contre-coups du maximum sur la population parisienne. Au reste, ces considérations sont sous-jacentes dans l'étude même de T., et, en terminant la biographie de Robespierre, l'auteur a su intelligemment condenser dans sa conclusion quelques notes justes sur la psychologie et le comportement de l'Incorruptible.

Georges Bourgin (Paris).

Pundt, Alfred G., *Arndt and the Nationalist Awakening in Germany. Columbia University Press. New York* 1935. *(*194 *S. ;* $ 2.75*)*

Der Verf. erhebt nicht den Anspruch, eine Biographie oder eine vollständige Analyse der Arndtschen Schriften und seiner sonstigen Tätigkeit zu geben. Er macht vielmehr den Versuch, gestützt auf eine umfangreiche Belegliteratur, die Entstehung und Entwicklung des Typs von Nationalismus darzustellen, wie ihn E. M. Arndt repräsentierte und wie er P. überhaupt für die ganze napoleonische Ära und die Zeit der Befreiungskriege charakteristisch scheint. Er unterscheidet in der Hauptsache vier Entwicklungsstadien des Arndtschen Nationalismus : 1. die vorwiegend pietistische, schwedisch-partikularistisch-royalistische Periode auf der Insel Rügen, wo er sich schon früh Einflüssen zugänglich zeigte, die ihn zum Freund der Romantik, zum Feind der Aufklärung und zum unversöhnlichen Franzosenhasser werden liessen, 2. die Greifswalder Dozentenzeit, die unter dem Zeichen des Übergangs vom schwedisch-pommerschen Provinzialismus zum preussisch-deutschen Nationalismus mit liberalem Unterton stand, 3. die Zeitspanne, da er sich als pangermanistischer Pamphletist, Agitator und superiorer Rassentheoretiker gab, 4. die Periode seines prononcierten Preussentums, das sich manchmal auch antimonarchisch und progressiv gebärdete.

P. geht seinem Gegenstand mit Sorgfalt nach. Er weist auf die heterogene Zusammensetzung, auf den teils liberalen, teils reaktionären Gehalt des Arndtschen Nationalismus hin. Unhaltbar sind seine Rekurse auf die klassische deutsche Literatur und Philosophie, die zur Rechtfertigung gewisser Arndtscher Vorstellungen dienen sollen.

Josef Maier (New York).

Vagts, Alfred, *Deutschland und die Vereinigten Staaten in der Weltpolitik.* 2 *Bde. Dickson & Thompson. London. The Macmillan Co. New York* 1935. *(XXII u.* 2030 *S. ;* 3 £. 3 *s.,* $ 16.—*)*

Das Werk zeigt — an Hand von überreichem Material — „wie es eigentlich gewesen", es beleuchtet die ökonomischen und machtpolitischen Grundlagen der Manila-Krise, der Ostasien-Politik, des Samoa- und des Venezuelakonflikts, aber auch — und das ist vom soziologischen Gesichtspunkt aus vielleicht noch verdienstvoller — die Antinomien und Antagonismen im alltäglichen Verkehr zweier Grosstaaten, die beide in der von V. behandelten Periode (1890-1906) halb industriell, halb noch agrarisch bedingten Charakter besassen, was die gegenseitige Rivalität naturgemäss steigerte. Im Verzicht auf Generalisationen, in der kundigen Zeichnung und Betonung auch der gewöhnlich unbeachteten — und doch so wichtigen — Details liegt die eigentliche Bedeutung dieses Werks. — Mit einem Krieg (amerikanischer) Ochsen gegen (deutschen) „Prämien"-Zucker geht es hier an. Älter noch ist die Getreidekonkurrenz, die ihrerseits nicht zuletzt auf der Investition deutschen Finanzkapitals in amerikanischen Eisenbahnwerten beruht. Eine der Bahnlinien, auf denen die Agrarprodukte der

USA. nach der Küste rollen, läuft durch Bismarck in Dakota, was daran gemahnt, dass der spätere grimmige Bekämpfer amerikanischer Agrarprodukte gleichzeitig doch auch ein Schutzgott expandierender deutscher Kapitalisten und Kolonisten war, die das Konkurrenzland zur Blüte zu führen halfen. Die Agrarkonkurrenz ist das Bleibende in der Erscheinungen Flucht, sie hat das deutsch-amerikanische Verhältnis vergiftet, und dies umso mehr, als Deutschland, auf Betreiben seiner Agrarier, immer wieder zu „veterinärpolizeilichen" Massnahmen gegen die auswärtige Produktion griff, was den ganzen Konflikt in die Sphäre einer Pseudo-Wissenschaftlichkeit rückte, die den Eindruck der Heuchelei hervorrief. Die industrielle Verfeindung beider Staaten — an sich weniger ein Produkt gegenseitiger aktueller, marktmässiger Konkurrenz als vielmehr ein Symptom der Schutzzoll- bezw. Überzoll-Sehnsucht der Interessenten hüben und drüben — wird von den deutschen Agrariern ideologisch vorgeschoben, um ihre Position zu stärken und jene agrarisch-industrielle „Sammlungspolitik" durchzuführen, die sich an den Namen des Ministers Miquel knüpft und schliesslich im Zolltarif von 1902 ihren Ausdruck fand. Die ideologische Vorkehrung industrieller Expansionsinteressen ist überhaupt ein besonderes Charakteristikum jener Zeit. „Wirtschaftsinteresse" spielt damals die Rolle, die im Nachkriegsimperialismus Mitteleuropas dem Begriff der „Rasse" zufällt. Deutschlands Vorstoss auf Kiautschau, Amerikas Vorstoss nach den Philippinen, Deutschlands Intervention in Manila, ja der ganze amerikanisch-spanische Krieg werden damals mit den „Interessen der Industrie" oder wenigstens (Cuba!) der „heimischen Wirtschaft" (hier : Zucker) motiviert, während in Wirklichkeit, wie V. nachweist, hinter all diesem schon damals mehr das Interesse von Marineressorts und von Marine- und Beutepolitikern zu suchen war. Der „indirekt-ökonomische" Imperialismus — die Befruchtung von Beutegier und Ressortdünkel durch die industrielle, speziell die rüstungsindustrielle Akkumulation — spielte bereits eine gewisse Rolle, wenn sie auch noch keineswegs die entscheidende Bedeutung besass wie im gegenwärtigen Zeitalter. Vielleicht hat V. in der Kampflust des fachkundigen „Kameralisten", die in ihm wiedererstanden scheint, — diese „indirekten" Beziehungen nicht immer scharf genug hervorgehoben. Dies darf uns aber nicht daran hindern, sein Werk als eine wirkliche Bereicherung der ökonomisch-sozialen Geschichtsinterpretation zu betrachten. Wolfgang Hallgarten (London).

Soziale Bewegung und Sozialpolitik.

Seeger, Reinhart, *Friedrich Engels. Die religiöse Entwicklung des Spätpietisten und Frühsozialisten. Christentum und Sozialismus. Akademischer Verlag. Halle* 1935. *(XXV u.* 205 *S.; RM.* 5.80*)*

Der Verf. will die Frage : Warum haben sich die Sozialisten vom Christentum abgewandt ? am Beispiel des geistig-religiösen Entwicklungsganges von Friedrich Engels in den Jahren 1837 bis 1847 beantworten. Er schildert an Hand der Quellen die gesellschaftliche und religiöse Umwelt, in der

Engels aufwächst, und folgt ihm dann in seiner weltanschaulichen Entwicklung von einem Anhänger des „Jungen Deutschland“ über Strauss, Hegel, die Junghegelianer und Feuerbach zum Mitbegründer des dialektischen Materialismus. Nach einer eingehenden Darstellung der religiösen und sozialen Auffassungen und der Tätigkeit des Wuppertaler Restaurationspietismus kommt er zu dem Schluss, dass Engels' Kritik an der Orthodoxie und der unsozialen Haltung der Kirche in seiner Heimatstadt im wesentlichen richtig ist. Er bedauert die „versäumte Möglichkeit“ der Kirche ; seiner Ansicht nach wäre es leicht gewesen, Engels bei einem gemässigten, weniger orthodoxen Christentum zu halten. Er bedauert desgleichen, dass die Kirche „mit grenzenlosem Missverständnis“ den religiösen Sozialismus von Wilhelm Weitling abgetan habe : „Auf diese Weise wird der religiöse Frühsozialismus aus der Kirche ausgestossen und muss so heimatlos, fast naturnotwendig dem ihm geistig überlegenen Atheismus von Marx und Engels anheimfallen.“

Das Buch von S. stellt eine fleissige Quellenarbeit dar und zeichnet sich durch das Bestreben aus, den Inhalt der Schriften von Marx und Engels objektiv wiederzugeben. Der Verf. möchte die Vereinbarkeit von Sozialismus und Christentum beweisen ; zu diesem Zwecke geht er von einem Wunschbild von Christentum und Kirche aus.

Philipp Bauer (Paris).

Rikli, Erika, *Ein Revisionsversuch der deutschen marxistischen Theorie* (1890-1914). *(Dissertation) H. Girsberger. Zürich* 1936. *(*128 *S.)*

R. gibt eine klare Übersicht der revisionistischen Theorien in der deutschen Arbeiterbewegung der Vorkriegszeit. In einem etwas knapp geratenen geschichtlichen Überblick werden die wirtschaftlichen und sozialen Zeitverhältnisse skizziert, um dann in dieses Zeitbild Entstehung und Entwicklung des Revisionismus einzufügen. Im zweiten Teil werden die revisionistischen Theorien, im dritten wird die dogmengeschichtliche Stellung des Revisionismus behandelt. Man vermisst die Berücksichtigung sozialpsychologischer Gesichtspunkte, was mit der eingangs erwähnten summarischen Schilderung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse zusammenhängen dürfte. Emil J. Walter (Zürich).

Maccoby, S., *English Radicalism*, 1832-1852. *George Allen & Unwin. London* 1935. *(*462 *pp. ;* 16 *s.)*

M. has written an interesting book on a short but important period in British nineteenth century history. In 1832 the famous Reform Act, which opened the doors of Parliament to the middle class, was passed, and this was followed by a series of other reforms of an economic and social character. Historians have, however, in the author's opinion, described the period too much from the standpoint of the legal machinery registering the reforms — that is to say, of the Parliamentary situation — and too

little from that of the underlying forces compelling their adoption. These forces found their expression in a group of Radical reformers, afterwards known as Radicals, whose aim was the creation of a fully democratic House of Commons as a means of bringing about far-reaching reforms in the social and economic order. Success was not destined to crown their efforts until much nearer the end of the century ; but that is all the more reason why we should study the beginnings of the movement and its influence on the measures of the early reform Parliaments. That is the task which M. has set himself and which he has accomplished with considerable success.

D. C. Tait (Geneva).

Variot, Jean, *Propos de Georges Sorel. N. R. F. Paris* 1935. *(*270 *p. ; fr. fr.* 18.—*)*

M. Variot veut nous convaincre que Sorel, philosophe avant tout, doit être interprété comme tel sans référence ni à sa personne ni à une volonté politique déterminée. On a malheureusement l'impression que M. V. confond le refus d'adhérer à un parti ou à un mouvement avec l'absence d'intérêt politique. Car ce refus d'adhésion s'explique aisément par le désaccord entre les théories de la violence et les données de la politique française d'avant-guerre. Et que l'intérêt politique soit au centre de la pensée de Sorel, toute son œuvre est là pour en témoigner. Ajoutons que peut-être Sorel aurait aimé l'interprétation de V., car elle lui aurait évité de subir la critique psychologique ou sociologique qu'il avait si souvent appliquée à d'autres. — La première moitié des propos que l'auteur a choisis, porte sur la politique extérieure, la Russie tsariste, l'avènement inéluctable de la guerre de 1914 (que Sorel n'était pas le seul à prévoir), le caractère et le rôle des groupements politiques de la France d'avant-guerre ; l'autre moitié du livre est consacrée au thème „Sorel et l'art".

Dans l'ensemble les partisans même les plus fervents de Sorel, de quelque côté qu'ils viennent, ne trouveront dans ce livre aucune justification nouvelle de leurs thèses.

R. Schröder (Paris).

Wolman, Leo, *Ebb and Flow in Trade Unionism. National Bureau of Economic Research. New York. Macmillan & Co. London* 1936. *(*266 *pp. ;* $ 2.50, 10 *s.* 6 *d.)*

W.'s approach to the study of the American labor movement is, in Veblen's phrase, pre-Darwinian. Although change in the physical and technological characteristics of labor's environment does come within the compass of his treatment, he regards the institution of ownership as constant and gives scant attention to the implications that growing concentration of industrial control has for the destinies of the labor movement.

Thus W. finds little that is suggestive, for example, in the fact that an increasing proportion of the laboring class finds employment in very large business and industrial establishments. Focusing his attention upon such

factors as the tendency of industry to shift its geographical location to escape militant unionism, changes in industrial technology that destroy old crafts and occupations, changes in the composition of the industrial population that impede the development of a broad class-consciousness, the author dismisses as unimportant the predominating ideology of organized labor at any given time, the capacities and working-philosophies of its leaders, and the prevailing form of trade union structure. Holding to the Gompers-Green view that the paramount problem of organized labor is the pragmatic one of simply staying organized in the midst of a hostile environment, it is not surprising that he should regard the periodic resurgence of political consciousness within the ranks of organized labor as not only futile but unfortunate, since it undermines that one substantial pillar of working class unity, job-consciousness.

Whatever the limitations of W.'s preconceptions, his latest volume is unquestionably a useful contribution to the literature of the field, since it presents concisely a remarkable amount of factual material, in convenient tabular form, bearing upon union membership during the pre-war, war, post-war and „New Deal" periods. T. J. Reynolds (New York).

Rowse, A. L., *Mr. Keynes and the Labour Movement. Macmillan & Co. London and New York* 1936. (68 *S.*; 2 *s.* 6 *d.*, $ 1.40)

Strachey, John, *The Theory and Practice of Socialism. Victor Gollancz. London. Random House. New York* 1936. (488 *S.*; 10 *s.* 6 *d.*, $ 3.—)

Rowses Buch will den Leser davon überzeugen, dass Keynes in der „General Theory of Employment, Interest and Money" den Grundstein einer sozialistischen Ökonomik — wenigstens für England — gelegt habe. Der geistvollste Nationalökonom in England gebe dem Programm und der Politik der Labour Party in diesem Werk nachträglich eine fundamentale Rechtfertigung. „Die Aussenpolitik Sowjetrusslands und die Dritte Internationale schlagen nun — zwanzig Jahre zu spät — tatsächlich dieselbe Politik ein, welche die Arbeiterbewegung in diesem Lande immer schon verfolgt hat. Nun kommt die Bekräftigung durch den hervorragendsten zuständigen englischen Gelehrten; sein Buch beweist uns durchgehend, dass wir mit unserer Wirtschaftspolitik im Innern durchaus richtig verfahren sind; und zwar sowohl hinsichtlich des Widerstandes der Gewerkschaften gegen Lohnkürzungen, als ihrer Forderung, vom Goldstandard abzugehen, der entscheidenden Notwendigkeit, effektive Nachfrage zu schaffen, um den Beschäftigungsstand aufrechtzuerhalten, ferner hinsichtlich der Notwendigkeit, die Zinssätze zu senken und die Ansprüche der Rentner an den nationalen Reichtum zu kürzen, der notwendigen Ausdehnung der öffentlichen Kontrolle auf Banken und Investierungen (sowohl aus ökonomischen als auch sozialpolitischen Gründen): kurz, das Buch leistet mit den besten theoretischen Gründen die völlige Rechtfertigung eines praktischen gemässigten englischen Sozialismus, der gemäss der Theorie die Grundlage einer sozialistischen Wirtschaft bildet." Diese Zustimmung ändert nichts

daran, dass Keynes in Wirklichkeit nur einen administrierten Kapitalismus vertritt. Es ist das Merkmal der gemässigten englischen Arbeiterbewegung, für die R. spricht, dass sie sich in Theorie und Praxis mit dieser Tendenz identifiziert.

John Strachey gehört dem radikalen Flügel des englischen Sozialismus an. Er ist seit Jahren darum bemüht, der marxistischen Theorie bei Arbeitern und Intellektuellen grössere Beachtung zu verschaffen. Das hier angezeigte Buch ist eine Art Kompendium marxistischen Grundwissens, das in populärer Form enthält, was in direktem Anschluss an Marx und Engels, an Lenin und Stalin, über kapitalistische und sozialistische Wirtschaft, über Staat, Freiheit, Demokratie und Diktatur, über Nationalismus und Krieg etc. gesagt werden kann. Die Art der Darstellung bedingt, dass zahlreiche offene Fragen umgangen, andere allzu vereinfacht abgehandelt werden. Erich Baumann (London).

Williams, Gertrude, *The State and the Standard of Living. P. S. King & Son. London* 1936. *(*354 *pp. ;* 12 *s.* 6 *d.)*

A historical account of social policy in England during the last 50 years with regard to pensions, wage-rates, insurance and unemployment, in which W. succeeds at the same time in explaining the movement of ideas that lay behind the policy and the nature of the problems with which the policy dealt. The introductory chapter on „opinion in the nineties" is quite excellent. The author shows why philanthropic societies upheld the laissez-faire doctrine and how Liberal politicians gradually abandoned it. Measures, instead of being judged by abstract principle, came to be judged by their effects. This change of attitude led first of all to an attempt to treat the recipients of assistance as individuals instead of handling them as categories. Such an approach exaggerated the independence and effective free-will of the individual. The next step was to examine the environment that made the individual what he was, and so to arrive at a new type of classification.

In telling the story of the Trade Boards and the Old Age Pensions, W. makes admirable use of the historical method, selecting her facts and quotations with great skill so as to produce a narrative which is clear, concise and accurate and which brings to light many points that have not hitherto figured in the secondary authorities. When she comes to unemployment, and especially when she deals with the later phases of policy, she indulges more frequently in comments based on political and economic theory. This part is very thin because space does not permit her to substantiate her views with adequate technical arguments. Nevertheless the book as a whole is excellent and meets a very real need. W. shows not only that she is a thoroughly competent historian, but also that she has a good appreciation of the sociological approach to economic questions.

T. H. Marshall (London).

Woytinsky, Wladimir, *Les conséquences sociales de la crise. Bureau International du Travail. Genève* 1936. (376 *S.; fr. s.* 7.50)

L'Année Sociale 1935-1936. *Bureau International du Travail. Genève* 1936. (619 *S.; fr. s.* 8.—)

Abelin, Pierre, *Essai sur la comparaison internationale des niveaux de vie ouvriers. Librairie Générale de Droit et de Jurisprudence. Paris* 1936. (110 *S.; fr. fr.* 15.—)

Das Buch Woytinskys kann als eine morphologische Untersuchung der letzten grossen Weltwirtschaftskrise bezeichnet werden. Hier werden die vielfältigsten Erscheinungen der Krise zergliedert und ihre wesentlichen Folgen auf sozialem Gebiet dargestellt. Nach einer kurzen theoretischen Abhandlung über die Struktur und die Änderungen des nationalen Einkommens durch die Krise folgt eine umfassende Analyse über die industrielle und landwirtschaftliche Erzeugung, die Preisbewegung, internationalen Tauschverkehr, Kapitalbewegung und Arbeitslosigkeit. Ein weiterer Abschnitt befasst sich mit der Entwicklung des Nationaleinkommens während der Krise in sechs Ländern, die als typische Industrie- und Agrarstaaten gelten können. Wichtig ist die Schlussfolgerung : Die Divergenz zwischen den Preisen der Industrie- und Agrarprodukte haben dazu geführt, dass die Agrarstaaten einen Teil der Lasten der Industriestaaten zu tragen haben. Die Industriestaaten haben ein relativ hohes Lebensniveau, aber sie leiden stark unter der zunehmenden Arbeitslosigkeit. Der Export der agrarischen Produkte aus den Agrarstaaten nimmt zu, aber die Agrarbevölkerung lebt in tiefster Armut. Vielleicht noch interessanter als der erste Teil ist der zweite, der sich mit der sozialen Lage der verschiedensten Bevölkerungsschichten befasst. W. widerlegt die Auffassung, dass die Krise zu einer Nivellierung des Einkommens führe. Die Kapitalbesitzer haben viel verloren ; es wurden jedoch zu einem grossen Teil nur die akkumulierten Reserven angegriffen. Die Mittelklasse ist durch die Krise stark verarmt, vor allem wurde die Arbeiterklasse betroffen, und zwar nicht nur materiell, sondern auch psychisch und politisch, weil eine permanente Arbeitslosenschicht entstanden ist, welche durch ihre Notlage auch die Existenz der Arbeitenden bedroht. Wie stark die durch die Krise eingetretenen Änderungen in der Einkommensverteilung sind, lehren besonders die eingehenden Untersuchungen in bezug auf die „redistribution horizontale" (d. h. Einkommensverteilung zwischen den einzelnen Ländern oder den einzelnen Sektoren) und die „redistribution verticale" (d. h. Einkommensverteilung zwischen den verschiedenen Bevölkerungsschichten). Eine grosse Zahl von Tafeln und Diagrammen ist dem Buch beigefügt.

Bereits früher wurde auf die grosse Bedeutung des Jahrbuches des Internationalen Arbeitsamtes hingewiesen. Diese neue Ausgabe ist noch vollständiger als die früheren dadurch, dass eine grosse Anzahl neuer wichtiger Daten aufgenommen wurde. Die Neugliederung des Stoffes und der Tabellen machen das Buch besonders wertvoll. Den planwirtschaftlichen Bestrebungen wie überhaupt den wirtschaftspolitischen Bemühungen der Regierungen wird besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

Die Versuche, zu einem internationalen Vergleich des Lebensniveaus der Arbeiterschichten zu gelangen, wurden nach dem Weltkrieg durch eine Reihe von Instanzen mit besonderer Energie unternommen. Abelin erwähnt in seiner Studie die Schwierigkeiten, welchen man auf diesem Gebiet begegnet. Zunächst bringt er eine Ausführung über die methodologischen Schwierigkeiten, besonders insofern es sich um die Feststellung von Real- und Nominallöhnen handelt. Danach folgt eine Übersicht der bereits durchgeführten internationalen Lohnvergleiche, wobei die auf diesem Gebiet vom Internationalen Arbeitsamt geleistete Arbeit besonders hervorgehoben wird. Die Unstabilität der Währungen war längere Zeit hindurch ein grosses Hindernis für die Kontinuität dieser Untersuchungen.

Andries Sternheim (Genf).

Glueck, Eleanor, *Evaluative Research in Social Work. Columbia University Press. New York* 1936. *(*27 *S.;* $ —.25*)*

Burlingham, S. und **F. R. Day,** *Diagnostic and Treatment Processes in Family Social Work. Family Welfare Association. New York* 1935. *(*27 *S.;* $ —.25*)*

Hamilton, Gordon, *Social Case Recording. Columbia University Press. New York* 1936. *(VI u.* 190 *S.;* $ 2.50*)*

Die ökonomische Krise der letzten Jahre hat in Amerika das erste Mal soziale Fürsorge aus einer privaten in eine öffentliche Angelegenheit verwandelt. Als Folge davon befindet sich das ganze Gebiet des „social work" in einer deutlichen Krise, und von allen Seiten werden Versuche unternommen, Ziele und Methoden den neuen Verhältnissen anzupassen. Ein ausgezeichnetes Beispiel dafür ist die kleine Arbeit von Glueck, die analysiert, auf welche Weise die empirische Sozialforschung durch „Kontroll-Untersuchungen" der Fürsorge zu Hilfe kommen kann. Sie diskutiert eine Reihe von Aufgaben für „evaluative research" : festzustellen, ob in einem bestimmten Fall die Ziele einer sozialen Massnahme erreicht werden, wo der Grund für eventuelles Versagen liegt, welche Verbesserungen notwendig sind, wie sie erreicht werden können, welche weiteren Probleme zu untersuchen sind. Die Analyse ist unter stetiger Heranziehung reichlichen Untersuchungsmaterials aus der Kriminologie durchgeführt und stellt trotz der Kürze eine ungewöhnlich gute Einführung in das wichtige Gebiet der Beziehung zwischen sozialer Praxis und Sozialforschung dar.

Die Publikation von Burlingham und Day gibt eine Diskussion zum Problem der sozialen Diagnose wieder. Die beiden Verf. zeigen in Beispielen, wie die Persönlichkeit des hilfsbedürftigen Menschen und seine ganze Lebenssituation in Betracht gezogen werden müssen, auch wenn man nur materiellen Schwierigkeiten abhelfen will. Die Behandlung der Fälle bedient sich der Terminologie der amerikanischen klinischen Psychologie, die einer Art abgeblasster Psychoanalyse gleichkommt, und zeigt das hohe Niveau, auf dem sich die organisierte Privatfürsorge hier abspielt.

Das Buch von Hamilton hat rein technischen Charakter. Es gibt

Anweisungen, wie „case records" anzulegen sind : ausführliche Berichte der Fürsorger, Ärzte und Berater. Da diese case records meist wertvolles Material für spätere theoretische Verarbeitung der Fälle darstellen, ist es sicher wichtig, dass sie möglichst einheitlich und gründlich angelegt werden. H. gibt detaillierte Anweisungen über Format und Stil, ebenso wie über die richtige Auswahl des zu Berichtenden unter theoretischen Gesichtspunkten. Der Autor betont, dass „von der Hand des erfahrenen Praktikers nur solches Material verzeichnet werden sollte, das Bezug auf die Interpretation des Falls und auf die damit zusammenhängende Entwicklung in seiner Behandlung hat." Der Zusammenhang in der Anschauung mit der vorangehenden Schrift ist offenbar. Paul F. Lazarsfeld (Newark, N. J.).

Rigaudias-Weiss, Hilde, *Les Enquêtes Ouvrières en France entre* 1830 *et* 1848. *Préface de C. Bouglé. Librairie Félix Alcan. Paris* 1936. *(XI u.* 262 *S. ; fr. fr.* 30.—*)*

Das scheinbar etwas entlegene Thema wird von C. Bouglé in seinem schönen Vorwort in einen grösseren geschichtlichen Rahmen gestellt. — Indem die Verf. prüft, welche Interessen zuerst Fragebogen und Statistik in den Dienst soziologischer Untersuchungen stellten und wie sie dabei Problemstellung und Verfahren bestimmten, liefert sie einen Beitrag zur Analyse der soziologischen Methoden selbst. Darüber hinaus ergibt sich eine doppelte Verknüpfung mit der Geschichte der Ökonomie : die Enquêten verifizieren bestimmte Theorien und liefern zugleich Material, auf dem die spätere ökonomische Theorie und Gesetzgebung fusst. Das gilt besonders für die beiden wichtigsten Enquêten ; die Enquête von Villermé, unternommen im Auftrag der Académie des Sciences Morales et Politiques, eine „objektive" Darstellung des vom Freihandel herbeigeführten Arbeiterelends, gelangt infolge der Zugehörigkeit des Autors zur Sayschen Schule in ihren Folgerungen nicht über philanthropische Wünsche hinaus. Ganz anders Buret. Als radikalerer Schüler Sismondis findet er in seiner Darstellung analytische Gesichtspunkte und historische Linien, die ihn in nächste Nähe zu Marx und Engels bringen. Hat seine Arbeit Engels' fünf Jahre später erschienene „Lage der arbeitenden Klasse" beeinflusst ? Die Verf. gelangt — sicher mit Recht — zur Verneinung dieser Frage.

Wichtiger ist Burets von der Verf. eher unterschätzte Bedeutung für Marx. Das in der Marx-Engels-Gesamtausgabe vorliegende Material bietet verschiedene Anhaltspunkte dafür, dass Marx Sismondi in Paris (1844) nur aus Zitaten anderer Schriftsteller kannte. Dagegen hat er in Paris Buret ausführlich exzerpiert, erst in Brüssel (1845) daneben Sismondi. Nun ist Marx' Auseinandersetzung mit der klassischen Ökonomie von vornherein durch seine Polemik gegen das harmonistische Kreislaufschema charakterisiert, an dessen Stelle er bewusst das Prinzip der „Einheit der Gegensätze" setzt. Für diesen zunächst nur methodologischen Gesichtspunkt musste ihm Burets Tatsachenbild besonders wertvolle Bestätigungen theoretischer wie praktischer Art bringen, da B. selbst — neben anderen methodologischen Übereinstimmungen — sich dieses Prinzips bedient

(Reichtum und Armut als Komplemente u. a.). Die gleichlautenden Formulierungen sind daher in Marx' Pariser Manuskripten noch viel auffallender als in den von der Verf. zitierten späteren Schriften.

Auf die interessanten Analysen der weiteren Enquêten, die von Privaten, von den Arbeiterzeitungen, dem Parlament und anderen Institutionen durchgeführt wurden, und deren jede Probleme der Zeitgeschichte spiegelt, kann hier nur kurz hingewiesen werden.

Konrad Bekker (New York).

Spezielle Soziologie.

Lasswell, Harold D., *Politics: Who Gets What, When, How. Whittlesey House. McGraw-Hill Book Company. New York* 1936. *(X u.* 264 *S.;* $ 2.50*)*

Nach L. stellt die Elite denjenigen Teil der Gesellschaft dar, der das meiste von vorhandenen Werten bekommt. Als die wichtigsten dieser Werte werden „deference", „safety" und „income" ausführlicher behandelt. Die Methoden, durch die eine Elite sich an der Macht hält, beziehungsweise eine Gegenelite die Macht erobert, sind „symbols", „violence", „goods" und „practices". „Symbols" werden mit Ideologie gleichgesetzt, soweit sie der herrschenden, mit Utopie, sofern sie der nach der Macht strebenden Elite dienen. L. weist darauf hin, dass, wenn in einer Epoche bestimmte seelische Tendenzen unterdrückt sind, sie deshalb doch nicht ausgelöscht sind, so dass durch eine geschickte Propaganda die unbewussten Impulse belebt und manifest gemacht werden können. Erfolgreiche Propaganda muss speziell mit folgenden seelischen Haltungen umzugehen wissen : „aggressiveness", „guilt", „weakness" und „affection". Im Kapitel über „violence" wird aussen- und innenpolitische Gewalt koordiniert behandelt, wobei allerdings die aussenpolitische „violence" im Vordergrund der Betrachtung steht. Die Verteilung der „goods" wird nach zwei Systemen untersucht : „rationing" und „prizing". Unter „practices" versteht L. alle politisch-strategischen und taktischen Massnahmen, wie Sozialversicherung, Regierungsformen, Zentralisation und Dezentralisation, Stimmungsmessung. Im Kapitel „results" wird untersucht, wie die Eliten beschaffen sein müssen, beziehungsweise welche Faktoren eine Rolle spielen, um sie zur Elite geeignet zu machen. Eine besondere Rolle spielt die These, „the distinguishing and unifying political movement of our times is the emergence of the lesser-income skill groups to hegemony in a world where the partial diffusion, partial restriction of the world-revolutionary pattern of 1917 is taking place atop the world created by the revolution of 1789." Zur „lesser-income skill group" werden auch die spezialisierten Arbeiter gerechnet. Im Kapitel „personality" zeigt L., welche Persönlichkeitstypen unter bestimmten Bedingungen die Möglichkeit zur politischen Führerschaft haben. Eine besonders eingehende Würdigung findet der „rage type" und das Problem der Folgeerscheinungen der verdrängten Wut. In dem Kapitel über „attitudes" werden politische Akte

unter dem Gesichtspunkt ihrer Externalisiertheit versus internalisierten Akten, die nur den Organismus selbst betreffen, besprochen.

Das Buch stellt eine wichtige Bereicherung auf dem Gebiet der soziologischen Analyse dar. Für den Psychologen besonders anregend sind die Bemerkungen über die unbewussten Impulse und Hemmungen, die dem „rage type" zugrunde liegen. L. versteht es, auch dem mit einer Analyse dieser Art noch nicht vertrauten Leser in anschaulicher Weise zu zeigen, wie sich hinter den Ideologien bestimmte psychische Tendenzen verbergen und wie diese mit Hilfe der Ideologie sich durchzusetzen streben ; er beweist, wie fruchtbar die Kombination tiefenpsychologischer und soziologischer Methoden für das Verständnis der politischen Gegenwart sein kann.

Erich Fromm (New York).

Cantril, Hadley, und Gordon Allport, *The Psychology of Radio. Harper & Brothers. New York and London* 1935. *(276 S. ; $ 3.—, 12 s. 6 d.)*

Eisenberg, A. L., *Children and Radio-Programs. Columbia University Press. New York* 1936. *(XVI u. 240 S. ; $ 3.—)*

Lumley, F. H., *Measurement in Radio. Ohio State University. Columbus* 1934. *(318 S. ; $ 3.—)*

Tyson, L., und I. MacLatchy, *Education on the Air. Radio and Education. University of Chicago Press. Chicago* 1935. *(VIII u. 266 S. ; $ 3.—)*

Soziologische Untersuchungen auf dem Gebiet des Radios sind ein neuer Zweig der empirischen Sozialforschung. Keine bessere Einführung dazu kann man sich denken als Cantrils und Allports inhaltsreiches und glänzend geschriebenes Buch. In einem ersten Teil wird die gegenwärtige Rolle des Radios in Amerika analysiert und gelegentlich mit der in anderen Ländern verglichen. Die Rolle verschiedener Faktoren wird aufgezeigt : Radio dringt in jedes Haus, daher werden viel „puritanischere" Masstäbe an seine Darbietungen angelegt als an Theater oder Kino ; Radio wird von den Reklamebudgets privater Unternehmungen erhalten und muss deshalb alles vermeiden, was bei einem der Klienten Anstoss erregen kann ; Radio ist ausschliesslich auf den einen Sinn des Hörens angewiesen und muss deshalb die ganze Welt von ihm her umstrukturieren. Besonders aufschlussreich ist eine historische Zusammenstellung der Fälle, in denen verschiedene Formen der Zensur geübt wurden, und der einschlägigen Rechtslage.

Im zweiten Teil dieses Buchs wird eine zusammenfassende Darstellung der Experimente gegeben, die das psychologische Institut der Harvard-University seit 1931 angestellt hat. Es ist unmöglich, die Fülle der geschickten Fragestellungen und bemerkenswerten Resultate im einzelnen zu referieren. Die Experimente trachten z. B. festzustellen, wieweit es möglich ist, verschiedene Persönlichkeitsmerkmale von der Stimme her zu erschliessen. Geschlechtsunterschiede in der Radiostimme : warum ist die männliche Stimme im Lautsprecher viel wohlklingender als die weibliche ? Ist der Unterschied für verschiedene Darbietungsgegenstände verschieden

gross ? Sprecher versus Lautsprecher : welche Unterschiede in Bezug auf Merkfähigkeit, Interesse und Aufmerksamkeit bestehen zwischen dem Anhören eines persönlich anwesenden Redners und eines Radiovortrags ? u. s. w. — Im dritten Teil werden praktische Folgerungen aus den Ergebnissen gezogen. Lehrreiche Analysen von einzelnen Programmen und ungewohnte Einblicke in die Praxis des Studios fesseln den Leser. Die ganze Darstellung ist von einer aufrechten sozialen und kulturellen Gesinnung durchzogen und endet mit der Frage, wie weit es rätlich ist, Radio ausschliesslich als Privateigentum weiterbestehen zu lassen.

Eisenbergs Buch greift aus diesem ganzen Problemkreis die Einstellung der Kinder zum Radio als sein Thema heraus. Etwa 3000 Kindern im Alter von 11 Jahren wurde ein Fragebogen vorgelegt, der sich bezieht auf : Lieblingsprogramme, Wirkung einzelner Programme auf das Kind, Stellungnahme der Eltern, Rolle des Radios im Alltagsleben des Kindes usw. Der Fragebogen ist sorgfältig ausgearbeitet und enthält eine Reihe geschickter Verlässlichkeitskontrollen. Die Resultate sind gewissenhaft interpretiert und stellenweise wirklich interessant. So wissen z. B. 285 Kinder ein neues Wort zu berichten, das sie übers Radio gelernt haben, aber 2053 Kinder nennen einen „Schlager“, um den sie auf diese Weise bereichert wurden. Dabei scheinen die gesprochenen Sendungen für die Kinder eine viel grössere Rolle zu spielen, als für die Erwachsenen, verglichen mit musikalischen Darbietungen. Auch die grosse Rolle, die Radio-Klubs spielen — durch Briefverkehr zusammengehaltene Organisationen, mit deren Hilfe die grossen Unternehmungen den Absatz ihrer Produkte zu steigern suchen —, ist eine wichtige Feststellung.

Der rapide Fortschritt der Sozialforschung auf dem Gebiet des Radios ist vor allem den grossen Geldmitteln zuzuschreiben, die den Stationen zur Verfügung stehen. Für diese Geldgeber steht ein Problem im Mittelpunkt : wieviele Hörer und welche Art Hörer lauschen einem bestimmten Programm ? Eine erstaunliche Menge von Scharfsinn ist in den letzten Jahren auf die Lösung dieser einen Frage verwendet worden, deren Beantwortung monatlich über die Verwendung von Millionen Dollars Reklamebudgets entscheiden kann. Lumley hat alle verwendeten Methoden in seinem Buch zusammengestellt und diskutiert. Analyse des Briefeinlaufs von Stationen und Personen, Verwendung von Verkaufsstatistiken, die echt amerikanische Methode des telephonischen surveys, die Benützung des brieflichen Fragebogens und des persönlichen Interviews werden mit interessanten Beispielen belegt und gegeneinander abgewogen. Das Buch ist so gut aufgebaut und belegt, dass es als Einführung in Erhebungsmethoden überhaupt verwendet werden könnte. Ein Kapitel über psychologische Faktoren im Radio-Hören gibt eine kurze Einführung in das Gebiet, das Cantril und Allport ausführlich behandeln.

Die erzieherische Seite des ganzen Fragenkomplexes ist in der Publikation von Tyson und MacLatchy behandelt, die den Bericht eines in Columbus, Ohio, im Jahre 1935 abgehaltenen Doppel-Kongresses des „Institute for Education by Radio“ und des „National Advisory Council on Radio in Education“ darstellt. 35 Redner haben sich mit Fragen der Programmgestaltung, der Administration und des weltanschaulichen Hintergrunds

von Sendeproblemen befasst. Es ist interessant, z. B. William Hard (das Mikrophon in der Politik) und Stanley High (das Radio der Zukunft) vertreten zu sehen, die später während der Präsidentenwahl eine grosse Rolle am Radio gespielt haben. Auch gestatten einzelne Probleme wie die Organisierung von Hörerzirkeln und die Veranstaltung von Diskussionen übers Radio interessante Ausblicke in neue soziale Anwendungsformen des Senders. Paul F. Lazarsfeld (Newark, N. J.).

Alain, *Histoire de mes pensées. N. R. F. Paris* 1936. *(*307 *p.; fr. fr.* 15.—*)*
Guéhenno, Jean, *Jeunesse de la France. Editions Bernard Grasset. Paris* 1936. *(*204 *p.; fr. fr.* 12.—*)*
Simon, Pierre Henri, *Les catholiques, la politique et l'argent. Editions Montaigne. Paris* 1936. *(*230 *p.; fr. fr.* 12.—*)*
Fernandez, Ramon, *L'homme est-il humain? N. R. F. Paris* 1936. *(*270 *p.; fr. fr.* 12.—*)*
Maulnier, Thierry, *Mythes Socialistes. N. R. F. Paris* 1936. *(*253 *p.; fr. fr.* 15.—*)*
George, Waldemar, *L'humanisme et l'idée de patrie. Fasquelle, Editeurs. Paris* 1936. *(*250 *p.; fr. fr.* 12.—*)*
Suarès, André, *Valeurs. Editions Bernard Grasset. Paris* 1936. *(*381 *p.; fr. fr.* 15.—*)*

Le rapprochement de ces différents livres tient sans doute à des raisons accidentelles, le hasard de la parution plus qu'une intention de système l'explique. Aussi les remarques qui suivent visent-elles simplement à préciser et à situer certaines des attitudes typiques des intellectuels français.

Guéhenno et Alain appartiennent au Front populaire l'un et l'autre. Au cours de ces dernières années, par la plume ou la parole, ils ont „milité". Il n'en est que plus frappant d'observer que leur pensée ne doit rien aux circonstances, qu'elle reste fidèle à des traditions respectables, mais étrangères aux problèmes que pose le temps présent.

En un sens on pourrait dire qu'Alain, dans sa tentative d'autobiographie spirituelle, accentue sa manière. Il donne à ses idées une forme plus paradoxale et plus aggressive encore que de coutume. Le livre, au reste, est beau : A. s'y est mis tout entier, avec ses limites mais aussi sa grandeur. Limites : A. ignore l'histoire, il se figure que nier le progrès et affirmer que la nature humaine est toujours la même, est pensée profonde, comme si les événements et les systèmes historiques n'étaient pas au delà des impulsions individuelles. De même, il ignore les tâches particulières à un moment de l'histoire, la formule „le bon maître est plus à craindre que le mauvais" lui permet de concilier à bon compte une révolte permanente avec un conservatisme foncier (encore que, par sympathie humaine, il se mette toujours du côté des révolutionnaires). En pédagogie, il passerait pour réactionnaire, puisqu'il exige l'apprentissage ennuyeux. En économie, il pense que nous souffrons de pauvreté et non de surproduction. En psychologie, il ignore, et veut ignorer, les théories qui ont enrichi notre connaissance de l'homme : psychologie de singe, répète-t-il toujours à propos du Freudisme. De même,

il „envoie promener“ l’espace à quatre dimensions et la relativité du temps : les limites de son esprit ou même de sa culture sont consacrées comme les limites de la science humaine. En philosophie, il justifie aisément par la formule „l’idée n’est qu’un instrument pour saisir le réel“ le refus ou l’incapacité de tout système. Étranger enfin à la religion, A. s’en tient à l’explication à la fois profonde et étroite : „tout homme produit de sa solitude les héros et les dieux immortels“. Il serait facile et injuste de déprécier une telle attitude comme typiquement française ou petite bourgeoise. Car, à l’intérieur des frontières qu’il s’est lui-même tracées, il est fort, comme psychologue de la vie quotidienne, moraliste non conformiste, humaniste qui refuse le tragique et fait confiance à chacun pour supporter la solitude et atteindre à la liberté. Après la guerre, par l’ascendant de sa personnalité, plus encore que par sa doctrine, il a exercé une influence sans égale. Il conférait une sorte de dignité philosophique à la révolte contre les pouvoirs et à la volonté de paix. Aujourd’hui encore, dans le rassemblement populaire les disciples d’Alain, qui dirigent le comité de vigilance des intellectuels antifascistes, jouent un rôle de premier plan. Le pacifisme à tout prix leur tient lieu de politique extérieure (d’où leur campagne contre le pacte franco-russe), l’hostilité aux riches et aux puissants de programme d’action. Et ils songent toujours à une réconciliation avec le peuple voisin, car il n’y a, évidemment, ni diversités nationales ni devenir historique...

Guéhenno se rattache lui aussi à une tradition française, moins celle des moralistes que celles des orateurs du siècle dernier. On retrouve dans tous ses livres, avec une générosité indiscutable, une fidélité au peuple dont il sort et un espoir révolutionnaire, au reste imprécis. La révolution, la libération dont G. rêve, en dépit des sympathies qu’il affirme pour la révolution russe, elle n’est pas spécifiquement prolétarienne ou communiste, elle est démocratique, humaine, elle est l’aboutissement de la grande Révolution. A ses yeux, seuls s’opposent „au mouvement“, les prudents, les égoïstes. G. pense encore le présent à travers les concepts du XIXe siècle utopique, le peuple et ses ennemis. Ainsi, à côté du réfractaire anarchisant, devenu philosophe du radicalisme, on retrouve le prophète de 1848.

On pourrait rattacher à la gauche le livre courageux et émouvant de P. H. Simon sur la politique et l’argent. Professeur à l’Institut Catholique de Lille, l’auteur dénonce les sympathies de certaines catholiques pour les „ligues“. Ses attaques contre un journal parisien ont fait un tel scandale que les autorités ecclésiastiques ont dû intervenir. Incident symbolique : beaucoup de catholiques, surtout de jeunes catholiques, rejoignent les partis avancés. Mais l’église-institution ? Même le parti chrétien-social vote le plus souvent avec la droite. Jusqu’où ces chrétiens révoltés contre Mammon suivront-ils le Front populaire ? Rassemblement dans l’équivoque, fondé sur des indignations communes ; car on n’est prêt ni à accepter les lois du régime capitaliste ni à renverser ce régime.

Fernandez se réclame de la tradition rationaliste. Littérateur plutôt que philosophe, il voudrait un rationalisme plus proche de la vie et de l’action, capable de discipliner la bête qui est en nous. L’autre problème qui semble toucher profondément F. est celui de la révolution et du „révolutionnisme“, forme de cet irrationalisme moderne qu’il s’efforce de réfuter. Après

un bref passage par le communisme, F. est revenu à une position d'observateur, hésitant entre des sympathies révolutionnaires et royalistes. Il croit toujours à la nécessité de transformer le système économique, mais refuse une adhésion totale à un dogme, il défend la tolérance, la liberté de conscience, rappelle la tâche éternelle de l'homme : réaliser son humanité. Livre sympathique, où l'on rencontre beaucoup d'analyses ingénieuses, mais l'auteur se facilite la solution en séparant les problèmes, en ignorant les solidarités historiques et les possibilités économiques. Certaines discussions, en particulier sur le révolutionnisme, manquent de clarté, tant elles semblent l'écho de querelles personnelles ou de rivalités de salons. Singulier mélange de questions éternelles et de l'actualité la plus changeante.

Thierry Maulnier est dès maintenant un des idéologues les plus réputés de la droite extrême. Servi par un incontestable talent verbal, il développe longuement des arguments simples (il découvre par exemple dans le marxisme la présence d'un idéalisme qui contredirait le matérialisme). Dans la polémique, il est souvent assez pertinent. Il montre bien que, en dernière analyse, Alain substitue un problème moral au problème politique, il critique l'humanitarisme qui anime souvent les pseudo-marxistes. En revanche, ses propres affirmations restent entourées de nuages : on retrouve le sens de l'héroïsme, comme dans toute la littérature fasciste, mais le but suprême paraît être la différenciation des personnes. T. M. ne s'interroge pas sur les rapports des élites qu'il souhaite aux masses, et ce partisan des fascistes qui fait des réserves sur la politique culturelle des dictatures, ne paraît pas apercevoir la contradiction entre les alliés qu'inévitablement il aura dans la lutte et les fins qu'il prétend poursuivre.

Le livre de W. George, connu jusqu'à ce jour comme critique d'art, est le type même du livre obscur, confus. Bornons-nous à relever quelques thèmes idéologiques : culte des valeurs françaises les plus traditionnelles et les plus constantes (héroïsme militaire, raison classique, jardins à la française, etc.), sympathie pour le dynamisme, l'ardeur collective des régimes de masses, sens du caractère national de chaque culture, etc. N'insistons pas et renvoyons au livre même les lecteurs curieux de mythologies sincères.

Avec Suarès nous nous élevons — au moins par le ton — au-dessus de l'actualité et des querelles partisanes, encore que S. poursuive de sa haine tous les régimes de masses, tous ceux qui succombent à la religion des foules et sacrifient les seules valeurs authentiques, celles que créent et dont jouissent les individus supérieurs. On ne résume pas un livre de 400 pages fait de pensées juxtaposées. S. fidèle à lui-même retiré dans une solitude orgueilleuse, non sans ressentiment contre l'injustice du monde, entretient lui aussi, sous prétexte de justice, ses cultes et ses mythes, déteste Nietzsche, et exalte Bergson. Comme toujours, S. tend vers la grandeur, mais celle-ci est-elle compatible avec un effort si conscient pour l'atteindre ?

Raymond Aron (Paris).

Salvemini, Gaetano, *Under the Axe of Fascism. The Viking Press. New York* 1936. *(XIV u.*402 *S. ; $ 3.—)*

Rosenstock-Francks „L'économie corporative fasciste en doctrine et en

fait" (Paris 1934), Ignazio Silones „Der Faschismus" (Zürich 1934) und S.s Werk erlauben nunmehr, sich über Aufbau und Funktion des italienischen Faschismus ein selbständiges Urteil zu bilden. Das Buch zerfällt in zwei Hauptteile. Im ersten Teil, „The Corporate State", werden kurz die Geschichte der italienischen Gewerkschaften, der Palazzo Vidoni-Vertrag, der das faktische Gewerkschaftsmonopol der faschistischen Gewerkschaften etablierte, die Vernichtung der nicht-faschistischen Organisationen, der Aufbau der Syndikate, ihre Leitung, Finanzen, die „Markt"-tätigkeit, der Nationalrat der Korporationen und der Aufbau der Korporationen behandelt. Der Verf. gelangt zu dem Ergebnis, dass der Korporationsstaat ein „great humbug" ist.

Der zweite Teil („The Achievements") ist zunächst der Zerstörung von Geschichtslegenden gewidmet : wie etwa, dass Italien kurz vor dem Bolschevismus stand und Mussolini das Land vor der proletarischen Diktatur gerettet habe (eine Legende, die Mussolini neuerdings selbst aufgegeben hat), oder dass die „nichtfahrenden Eisenbahnen" oder Anarchie oder eine ansteigende Verbrechenswelle Ursachen des Faschismus gewesen seien. Die Leistungen des Regimes werden negativ bewertet : Zerstörung von politischer Freiheit und Demokratie, Vernichtung der sozialen Freiheit der Arbeiterklasse.

Der Wert des Buches wird gesteigert durch seine ausserordentlich reichhaltige und sorgfältige Dokumentierung. Kaum eine Behauptung, die nicht mit italienisch-faschistischen Quellen (Reden Mussolinis und seiner Unterführer, Zeitungen, Statistiken, usw.) belegt wird.

Das Ergebnis des Buches ist : der italienische Faschismus ist eine Diktatur von big business, Staat und Partei, die sich zur Ausbeutung der grossen Masse des Volkes vereinigt haben. Seine Schwäche liegt in dem Unterlassen, einige Zentralprobleme zu erörtern, vor allem das der Ableitung des Faschismus aus der italienischen Sozialstruktur und aus dem Antagonismus zwischen ökonomischer Situation und politischer Form ; ebenso wenig werden die soziologischen Prinzipien des Regimes klar herausgearbeitet, obwohl sich zahlreiche richtige Einzelbemerkungen über das ganze Buch hindurch verstreut finden. — Das Buch ist jedenfalls für das Studium des italienischen Faschismus unentbehrlich.

Franz Neumann (New York).

Voegelin, Erich, *Der autoritäre Staat. Ein Versuch über das österreichische Staatsproblem. Julius Springer. Berlin und Wien* 1936. *(VII u.* 289 *S.; RM.* 13.80*)*

In diesem Buch sind drei ganz verschiedene Fragestellungen, drei Analysen von durchaus verschiedenem Wert ineinandergeschoben, um so etwas wie die Grundlage einer „österreichischen Staatslehre" abzugeben. Der erste Teil des Werkes unterrichtet über „die Symbole ‚total' und ‚autoritär'". Er gibt im wesentlichen ideengeschichtliche Hinweise auf Vorgänger des modernen Totalitarismus und Autoritarismus wie Renan oder Hauriou. Auch die Geschichte des Gedankens einer Erziehungsdiktatur, ausgeübt durch Eliten, wird gestreift. Hier werden übrigens nur

Bemerkungen aus den frühen Schriften Carl Schmitts erweitert und konkretisiert ; das Ganze wird ziemlich improvisiert zusammengestellt und gibt weder historisch noch systematisch rechte Klärung. Immerhin ist dieser Teil der positivste des Buches. — Neben ihm steht nun einigermassen unvermittelt eine Geschichte des „österreichischen Verfassungsproblems seit 1848“, die in eine Analyse der „autoritären“ Verfassung Österreichs von 1934 überführt wird. Entscheidend kommt es dabei V. darauf an, die angebliche Kontinuität des Verfassungsüberganges nachzuweisen und den Verdacht eines Bruchs der Bundesverfassung von 1920 zu widerlegen. Das ist rein apologetisch und sehr wenig überzeugend. — In diese Untersuchung ist endlich als Fremdkörper eine umfangreiche Polemik gegen die „Reine Rechtslehre“ Kelsens eingelassen, die dadurch hineingebracht wird, dass Kelsen angeblich typischer Ausdruck österreichischer „Staatsfremdheit“ und repräsentativer Staatstheoretiker des Verfassungsstaates von 1920 sei. Aber die angeblich „echt österreichische“ Staatsfremdheit der Lehre Kelsens findet sich bei den reichsdeutschen Theoretikern Hänel, Gerber und Laband genau so wie bei den von V. angerufenen Österreichern Ulbrich und Gumplowicz, und es bleibt von der ganzen Polemik nichts als das unbewiesene Schlagwort von der „positivistischen Metaphysik“, das sich, gemessen an seinem heutigen Standpunkt, im Munde des ehemaligen begeisterten Kelsenschülers V. einigermassen sonderbar ausnimmt.

Hans Mayer (Genf).

Messner, Johannes, *Die berufständische Ordnung. Tyrolia. Innsbruck-Wien-München* 1936. *(VIII u.* 344 *S.; Sch.* 19.95, *geb. Sch.* 23.10*)*

Merkl, Adolf, *Die ständisch-autoritäre Verfassung Österreichs. Ein kritisch-systematischer Grundriss. Julius Springer. Wien* 1935. *(IV u.* 166 *S.; Sch.* 7.50*)*

Bayer, Hans, *Der berufständische Aufbau in Österreich. Tyrolia. Innsbruck-Wien-München* 1935. *(*79 *S.; Sch.* 1.58*)*

Neustädter-Stürmer, Odo, *Die berufständische Gesetzgebung in Österreich. Österreichischer Bundesverlag. Wien* 1936. *(*276 *S.; Sch.* 5.77*)*

Maleta, Alfred, *Der Sozialist im Dollfuss-Österreich. Eine Untersuchung der Arbeiterfrage. Pressverein Linz a. D. Linz a. D.* 1936. *(*169 *S.; Sch.* 2.10*)*

Kerschagl, Richard, *Die Quadragesimo anno und der neue Staat. Österreichischer Bundesverlag. Wien* 1936. *(*37 *S.; Sch.* 1.26*)*

Fränkel, Richard, *Das neue Sozialrecht. Eigenverlag. Wien* 1936. *(*62 *S.; Sch.* —.80*)*

Der Versuch, die berufständischen Grundsätze der Enzyklika Quadragesimo anno in Österreich in die Praxis umzusetzen, hat im abgelaufenen Jahre zu einer Fülle von Neuerscheinungen geführt, von denen hier nur die interessanteren besprochen werden. Sie alle stammen von österreichischen Verfassern ; aber die Gesichtspunkte, von denen diese an das Problem der Berufstände herantreten, sind trotz der gemeinsamen positiven Einstellung recht verschieden.

„Noch ist in keinem Lande, mögen berufständische oder korporative Bestrebungen auch schon jahrelang bestehen, bisher die Neuordnung über die ersten Schritte hinausgekommen“, stellt Messner zu Beginn seines Buches fest. Was ihm vorschwebt, ist eine Theorie der berufständischen Ordnung, die die allgemeinen Andeutungen der Enzykliken auf die einzelnen Gebiete des Gesellschaftslebens anwendet. Er geht von einer Kritik sowohl am Individualismus als auch am Kollektivismus aus (die für ihn annähernd mit Liberalismus und Sozialismus zusammenfallen). Das Ziel der Gesellschaftsreform ist „die Wiederherstellung der wahren Ordnung im Verhältnis von Einzelmensch und Gemeinschaft, von kleineren Gemeinschaften und Gesamtgemeinschaft, von Gesellschaft und Staat.“ Doch grenzt er sich deutlich gegen die ständischen Theorien seines Landsmanns Othmar Spann ab, da einer Ganzheitsbetrachtung zunächst eine Zweckbetrachtung vorangehen müsse.

M. versucht, das Wesen der Berufstände von einer Art Sozialphilosophie des Berufes aus zu erfassen ; der Beruf gründet sich auf „gesellschaftlicher Leistungsverbundenheit“, und analog umfasst die berufständische Ordnung nicht nur die Wirtschaft, sondern die Gesamtgesellschaft. Nach M. ist nur durch eine solche Gliederung der Gesellschaft „das rechte Verhältnis von Freiheit und Bindung“ zu erzielen. Für die Funktionsgesetze der berufständischen Ordnung ist wesentlich, dass die Stände Körperschaften öffentlichen Rechtes seien ; sie müssen also eine eigene verbindliche Ordnungsgewalt besitzen. Andererseits warnt M. vor der Gefahr einer Überorganisation und Bürokratisierung der Berufstände. Was den Systemaufbau im einzelnen betrifft, so ist er der Ansicht, „dass es eine eindeutige zwingende Aus- und Untergliederungsform nicht gibt und dass hier das allermeiste von den geschichtlichen und gesellschaftlichen Umständen des einzelnen Landes abhängig ist.“

Die wichtigste über die Enzykliken hinausgehende These M.s aber ist, dass eine berufständische Gesellschaftsordnung nur auf autoritärer Grundlage möglich sei, um die Sonderbestrebungen der Berufstände in Einklang zu bringen. Jedoch ist für M. Autorität nicht gleichbedeutend mit Totalität, die er vielmehr als der berufständischen Gliederung zuwiderlaufend ansieht. Diese ist ferner mit keinem bestimmten Wirtschaftssystem verbunden ; dennoch kritisiert M. die Planwirtschaft und erklärt, „dass es nur der Gedanke der berufständischen Ordnung ist, der dem kollektivistischen Sozialismus auf die Dauer wirkungsvoll begegnen kann.“ Diese Ordnung sei nicht möglich ohne „berufständischen Gemeinsinn“ ; woher dieser den Unternehmern kommen soll, teilt der Verf. nicht mit. Vielmehr erklärt er den Leistungswettbewerb, der bloss entsprechend geregelt werden müsse, als bewegende Kraft der Wirtschaft. Durch welche konkrete Wirtschaftspolitik die angestrebte Entproletarisierung der Arbeiterschaft erreicht werden soll, wird auch in dieser Schrift nur mit Hinweisen auf Sozialpolitik usw. angedeutet. Das Buch ist im allgemeinen eine — sozialgeschichtlich überhaupt nicht unterbaute — Dogmatik der berufständischen Ordnung und zugleich eine Art Sozialphilosophie eines zünftlerisch durchsetzten Staatskapitalismus.

Der Wiener Universitätsprofessor Merkl (ein ehemaliger Schüler

Kelsens) gibt in seinem Buche eine Ergänzung von der staatsrechtlichen Seite her, wobei er sich in der wissenschaftlichen Exaktheit vorteilhaft von Messner unterscheidet. Der Verf. sieht eine Tendenz, die Österreich vom Kreis der autoritär-diktatorischen Staaten abhebt und dem der „plebiszitär und repräsentativ regierten Staaten" näherbringt, gerade in dem ständischen Zug seiner Verfassung von 1934. Kann man schon darüber verschiedener Meinung sein, so ist M.s Behauptung, dass die parlamentarische Demokratie eine „Vorstufe" des ständisch-autoritären Staates gewesen sei, problematisch. Aber die weniger eigentlich theoretischen Ausführungen treten zurück hinter einer gründlichen und klaren Darstellung der Quellen und Leitideen der berufständisch-autoritären Verfassung Österreichs, wobei in den Kommentaren manche politischen Bedenken durchschimmern.

Hans Bayer, Universitätsprofessor und seit 1934 Arbeiterkammersekretär in Wien, will hauptsächlich einen Überblick über die bis 1935 erreichte Stufe der berufständischen Gliederung Österreichs geben ; da ihr Ausbau sehr langsam erfolgt, ist die Schrift noch für längere Zeit als Materialquelle verwendbar. B. sieht drei Etappen dieser Gliederung : Die erste, bereits erreichte, umfasst eine einheitliche Interessenvertretung der Arbeitnehmer im „Gewerkschaftsbund" ; die zweite enthält eine einheitliche Zusammenfassung der Unternehmerorganisationen, und die dritte soll mit gemeinsamen Körperschaften von Unternehmern und Arbeitern das Gebäude des berufständischen Aufbaus vollenden. Diese dritte Etappe ist bisher nur bei zwei Berufständen erreicht, beim öffentlichen Dienst (der aber mangels eines Unternehmers eigentlich kein echter Berufstand ist) und bei der Landwirtschaft, in der gemeinsame Organisationen schon seit jeher bestanden. Die Schrift enthält ziemlich übersichtliche Schemen des geplanten Aufbaus des Berufsständesystems.

Auch das Buch des Bundesministers Neustädter-Stürmer ist vor allem eine Quellensammlung, und zwar mehr von der juristischen Seite her. Als solche hat sie für denjenigen, der sich weniger für die soziologische Theorie als für die staatsrechtliche Praxis der österreichischen Berufstände interessiert, ihren Wert ; beachtlich ist immerhin die Losung „ständische Planwirtschaft". Hingegen verfolgt die Schrift des Linzer Arbeiterkammersekretärs Maleta einen hochpolitischen Zweck : einen Zusammenklang zwischen den staatserhaltenden, konservativen Kräften und „dem Streben der Arbeiterschaft nach einer durchgreifenden Gesellschaftsreform" herbeizuführen. Den Schlüssel sieht M. im berufständischen Aufbau ; dieser „muss den Ausgangspunkt zur gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Überwindung der bisherigen Ordnung bilden und darf nicht bloss eine organisatorische Vereinfachung und Verbesserung der wirtschaftlichen Interessenorganisationen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer bleiben" ; eine recht klare Erfassung des Haupteinwandes, der bisher gegen die berufständische Praxis sogar von vielen ihrer Anhänger gemacht wird. Die Schrift enthält einen „Programmentwurf für die österreichischen Arbeiter", der nach ziemlich allgemeinen Ausführungen weltanschaulicher Natur namentlich ein Bekenntnis zur berufständischen Ordnung bringt, „wenn diese auch im Bereiche der Wirtschaft verwirklicht wird" ; die Arbeiterschaft soll an der

Leitung der Berufstände „teilnehmen". Davon verspricht sich M. eine „Auflockerung der Klassengegensätze und Lösung der sozialen Frage im ständischen Staate."

Kerschagl befasst sich vor allem mit den geschichtlichen Voraussetzungen für Streit und Versöhnung zwischen Faschismus und Kirche und hebt ihre gemeinsamen Interessen, ferner die gemeinsamen internationalen Züge der Faschismen hervor, natürlich mit durchaus positiver Einstellung. Liberalismus und Sozialismus seien am Verkennen des Staates, am Materialismus und der Überschätzung des Individuums zugrundegegangen. K. ist der Ansicht, dass „ein faschistisches Programm ganz dem Geiste der grossen Enzyklika entsprechen kann."

Die Schrift des ehemaligen freigewerkschaftlichen Funktionärs Fränkel fällt aus dieser Reihe heraus. Sie will nichts anderes als eine Übersicht über die Änderungen und Verschlechterungen der sozialpolitischen Praxis seit den Anfängen der berufständischen Ordnung in Österreich geben. Die Schrift wurde wenige Wochen nach Erscheinen in Österreich verboten.

Ludwig Angermann (Zürich).

Höhn, Reinhard, *Otto von Gierkes Staatslehre und unsere Zeit. Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg* 1936. *(*161 *S.; RM.* 6.80, *geb. RM.* 7.80*)*

Diese respektlose Arbeit kommt zum Ergebnis, dass Gierkes Grundbegriffe, vor allem der der Genossenschaft, nicht geeignet sind, den nationalsozialistischen Staat und das nationalsozialistische Recht zu verstehen. Der Verf. wiederholt Carl Schmitts Kritik an G., wonach G.s Genossenschaftstheorie im Grunde die rechtstheoretische Basis des Pluralismus bilden solle und daher die Einheit des Staates nicht begründen könne. Diese Auffassung ist, wie Ernest Barker in seiner sorgfältigen Einleitung zu seiner Gierke-Übersetzung gezeigt hat (Natural Law and the Theory of Society, Cambridge University Press, 1934) schon deshalb unrichtig, weil auch mit der G.schen Theorie der Staatsabsolutismus dann begründet werden kann, wenn man den Staat als die Genossenschaft schlechthin auffasst. Im übrigen bedrückt es den Verf., dass die Fundamentalbegriffe des nationalsozialistischen Verfassungsrechtes, wie „Volk", „Rasse", „Blut", „Boden", „Führer" usw. im G.schen System keinen Platz finden. Die gewaltige rechtshistorische Leistung G.s, neben welcher die gesamte deutsche juristische Literatur von 1870 bis 1937 verblasst, wird vom Verf. überhaupt nicht gewürdigt.

Franz Neumann (New York).

Ökonomie.

Clark, J. M., *Preface to Social Economics. Essays on economic theory and social problems. Farrar & Rinehart. New York* 1936. *(XXI u.* 433 *S.;* $ 2.75*)*

Die amerikanische Nationalökonomie ist seit dem letzten Vorkriegsjahrzehnt der Schauplatz eines heftigen „Methodenstreites" gewesen.

Auf der einen Seite die Verteidiger der Grenznutzentheorie mit ihren wirklichkeitsfremden Annahmen, auf der anderen ihre empiristischen Kritiker, die induktive psychologische, wirtschaftssoziologische und statistische Studien an die Stelle der Theorie setzen wollten. Unter den Ökonomen, die aus diesem Dilemma den Ausweg in eine realistische, d. h. mit gegenwartsnahen technischen, sozialen und psychologischen Annahmen arbeitende Theorie gesucht haben, und damit unter den ökonomischen Wissenschaftlern der Gegenwart überhaupt, nimmt J. M. Clark eine führende Stellung ein. Seine „Economics of overhead costs" und „Strategic factors of the business cycle" sind in der Anwendung dieser Methode bahnbrechend gewesen ; ihre bewusste Darstellung und Entwicklung in Kritik anderer Anschauungen war jedoch bisher in einer Reihe von Aufsätzen verstreut. Clarks Schüler M. Abramovitz und E. Ginzberg haben nun mit Zustimmung ihres Lehrers seine wichtigsten Aufsätze in diesem Sammelband herausgegeben und damit die Auseinandersetzung mit Clarks Methode wesentlich erleichtert.

J. M. Clark betrachtet die Grenznutzentheorie in ihrer Beschränkung als statische Theorie, wie sie etwa von seinem Vater J. B. Clark entwickelt wurde, als nützlichen Ausgangspunkt. Auf ihrem Feld der Untersuchung der Gleichgewichtspreise und -einkommen unter statischen Bedingungen scheint ihm diese Theorie im wesentlichen abgeschlossen. Anstrengungen zu weiterer Verfeinerung hält er in Anbetracht der notwendigen Realitätsferne für wenig ertragreich. Die demgegenüber ganz zurückgebliebene, aber vom wirtschafts- und sozialpolitischen Standpunkt unentbehrliche realistische Ökonomik, an deren Entwicklung er arbeitet, hat nicht nur die gleichen Erscheinungen unter veränderlichen Bedingungen zu untersuchen ; indem sie die Veränderung der Institutionen und der menschlichen Psychologie mit einbezieht, wird sie gleichzeitig zur dynamischen und zur sozialen Ökonomik, die wieder das ganze Feld der von Adam Smith behandelten Probleme umspannt. Je nach den konkreten Erkenntniszielen kann man dabei mit mehr oder weniger weitgehenden Modifikationen des statischen Modells arbeiten oder muss ganz neu ansetzen. Wo für politische Fragestellungen ein sozialer Wertmasstab notwendig ist, muss mit den grenznutzlerischen Harmonisierungs-Annahmen der Identität von individuellem und gesellschaftlichem Nutzen gründlich gebrochen werden. So enthält der zweite Teil der Sammlung Beiträge zur Dynamik der ökonomischen Theorie im engeren Sinne, vor allem zum Zyklusproblem, während der erste sich vorwiegend mit dem sozialen Aspekt der Ökonomie beschäftigt. Er enthält auch einen neuen Aufsatz Clarks „Towards a concept of Social Value", der an eine alte Kontroverse mit B. M. Anderson anknüpft.

Eine Sammlung schon veröffentlichter methodischer und programmatischer Essays fordert ihrer Natur nach weniger zum Referat im einzelnen als zur Auseinandersetzunng mit dem Gesamteindruck auf. Der auffallendste Zug ist vielleicht der Kontrast zwischen der Fülle origineller und anregender Ideen, der reichen Kenntnis des realen kapitalistischen Prozesses der Gegenwart, der Umsicht in der Abschätzung der quantitativen Bedeutung verschiedener Faktoren — und der geringen Präzision der prinzipiellen methodischen und vor allem kritischen Formulierungen. Die

Auseinandersetzung mit der statischen grenznutzlerischen Tradition ist unendlich vielseitig, aber nirgends prinzipiell. Diese Unklarheit ist logisch grundlegend für die Schranken sowohl der theoretischen wie der praktischen Neuerungen, die Clark befürwortet. Theoretisch handelt es sich ihm um das Verständnis der Veränderungen, die seit der Blütezeit des liberalen Harmonismus vor sich gegangen sind, um die Unterschiede zwischen dem heutigen und dem liberalen Kapitalismus. Während alle dafür wichtigen Züge scharf hervortreten, insbesondere die Folgen der hochkapitalistischen Technik, treten die gemeinsamen Merkmale aller kapitalistischen Produktion im selben Masse in den Hintergrund, wie die harmonistische Theorie als mehr oder minder adäquates Bild der liberalen Epoche hingenommen wird. Was die Veblen-Schule und auch Mitchell meinen, wenn sie in ihrer Kritik der Harmonisten die „Institutionen" der money economy und des profit incentive betonen, kommt bei Clark nicht voll zu seinem Recht.

Praktisch bewirkt dieselbe Schranke, dass J. M. Clark die gleichen sozialethischen Ideale, die sein Vater schon im liberalen Kapitalismus tendenziell verwirklicht sah, auf dem Wege einer evolutionären Umbildung des modernen Kapitalismus durch ökonomische und soziale Planung verwirklichen möchte. Das System ist durch technische Faktoren gehindert, ins Gleichgewicht zu gelangen; es zeigt in der Anpassung an das Wachstum der Produktivkräfte schwere Mängel, hauptsächlich in Gestalt des Zyklus, die durch planenden Eingriff beseitigt werden müssen. Aber Clark zweifelt nicht, dass dies graduell möglich ist; denn er hält an der Vorstellung fest, dass Anpassung an die sich ändernden Bedingungen die Grundfunktion des bestehenden ökonomischen Systems sei.

Walter Fehr (London).

Pigou, A. C., *Economics of Stationary States. Macmillan. London and New York* 1935. *(XI and* 326 *pp.;* 12 *s.* 6 *d.,* $ 4.50*)*

P. wishes this book to be considered both as an introduction to economic theory and as a complete and thorough investigation of the economics of stationary states. Beginning with the most simple propositions into which are introduced a series of increasing complications, the investigation takes on an extraordinary interest, and constitutes in fact an exposition of the present state of pure economic theory. All the recent developments of the Cambridge, Harvard, Austrian and Lausanne schools are here considered and fitted in. Insofar, therefore, as the book is limited to the analysis of abstract principles, it is a valuable survey of modern economic theory. To the non-mathematical reader it will be a relief to find the mathematical analysis embodied separately in an appendix.

In this brief notice we can do no more than emphasize the clarity and moderation of the analysis and the book's utility as a useful contribution to economic theory, and as a compendium of economic fundamentals. Especially illuminating are P.'s discussions of the applicability of mathematics to economics, and of the problem of monopoly. P. rightly argues that a distinction must be made between the exactness of mathematical

analysis as such, and a given concrete economic problem. He is sceptical too, it is interesting to note, of the concept that an equilibrium must necessarily inhere in a dynamic economic system.

Bruno Neumann (London).

Van Kleeck, Mary, *Creative America. Its Resources for Social Security. Covici Friede. New York* 1936. *(*353 *S.* ; $ 3.—*)*

Laidler, Harry W., *A Program for Modern America. Thomas Y. Crowell Co. New York* 1936. *(X u.* 517 *S.* ; $ 2.50*)*

Ezekiel, Mordecai, $ 2500 *a Year. From Scarcity to Abundance. Harcourt, Brace & Company. New York* 1936. *(XV u.* 328 *S.* ; $ 2.50*)*

Beard, William, *Create the Wealth. W. W. Norton & Company. New York* 1936. *(*314 *S.* ; $ 3.—*)*

Jahrelange Arbeitslosigkeit vieler Millionen Arbeiter und unzureichende Versorgung breiter ländlicher und städtischer Bevölkerungsschichten auf der einen, unausgenutzte industrielle Kapazitäten und agrarische Überproduktion auf der anderen Seite sind die sichtbarsten Widersprüche im wirtschaftlichen und sozialen Leben Amerikas, die die Wirtschaftskrise hat hervortreten lassen. Die Erklärung und mögliche Überwindung dieser Widersprüche bilden den Gegenstand von vier neuen amerikanischen Büchern, von denen drei aus der Feder bekannter Autoren stammen. Bei aller Verschiedenheit in den wissenschaftlichen und weltanschaulichen Voraussetzungen sind alle vier darin einig, dass Widersprüche von solcher Tragweite nur Ausdruck von Grundfehlern in der sozialen und wirtschaftlichen Verfassung des Landes sein können und dass das Ziel sein muss, den schlecht versorgten und arbeitslosen Massen Arbeit und eine gewisse Sicherheit zurückzugeben, eine „security", die mehr ist als nur eine zeitweilige Versicherung gegen Einkommensausfall. Die grundsätzlichen Verschiedenheiten in Erklärung und Lösung des Problems kommen daher, dass die einen — Van Kleeck und Laidler — es als soziales, die anderen — Ezekiel und Beard — es als produktionstechnisches ansehen. Den ursächlichen Zusammenhängen geht nur Van Kleeck nach; ihre Konzeption ist sozialphilosophischer Art: sie sieht die schöpferischen (creative) Kräfte Amerikas durch die besitzenden (possessive) an der Entfaltung gehindert. Die gegenwärtige Krise sei nur ein Stadium in der Auseinandersetzung zwischen diesen beiden Grundkräften, die die amerikanische Geschichte seit den Tagen der Unabhängigkeitserklärung durchziehe. Sie sei, wie jede andere Wirtschaftskrise auch, die Folge der Herrschaft der besitzenden Kräfte, und zu ihrer Überwindung müssten die schöpferischen Kräfte den Kampf um die Menschenrechte aufnehmen. In ihm komme den in den Gewerkschaften organisierten Arbeitern die Führung zu; sie hätten die echte wirtschaftliche Demokratie, die Mitbestimmung der Arbeiter in der Produktion, herbeizuführen und durch wissenschaftliche Kontrolle der Industrie (Taylorismus) und soziale Reform eine Hebung des Lebensstandards der breiten Masse und schliesslich eine soziale Sicherung zu erreichen. Die Ausführungen Van Kleecks bewegen sich nach der ganzen Anlage ihres

auf einem reichen historisch-ökonomischen Material fundierten Buches im Allgemeinen.

Die konkreten Voraussetzungen und Formen eines solchen auf soziale Reform und gewerkschaftliche Arbeiterpolitik abgestellten Programms führt Laidler in einem ebenfalls auf Grund reichen Materials abgefassten Buche aus. Er zeigt die manigfachen Ansatzpunkte für eine soziale Gesetzgebung in Amerika : Beseitigung der Kinderarbeit, Arbeitszeitkürzung, Kranken- und Altersversorgung ; Planung der Agrarwirtschaft und Überwachung von Industrie und Banken und schliesslich soziale Revision der Verfassung. Die Durchführung eines solchen Programms würde zu einer grundsätzlichen Reform des gesamten sozialen Lebens in Amerika führen und könnte vor der Erschütterung der kapitalistischen Grundprinzipien nicht haltmachen ; Laidler ist sich dessen bewusst, hält aber den Weg der Reform durch gewerkschaftliche Aktivität und gesetzgeberische Massnahmen für völlig ausreichend. Während L.s Gesamtkonzeption unter der Breite der Einzelheiten leidet, zeichnen sich die beiden Lösungsversuche von Ezekiel und Beard durch weitgehende Vereinfachungen aus. Beide Autoren sehen die Lösung der wirtschaftlichen und sozialen Fragen in einer Reform des Produktionsapparates. Sie gehen davon aus, dass die Ursache für die schlechte Versorgung der breiten Masse und der Arbeitslosigkeit in der mangelhaften Ausnützung der industriellen Kapazitäten zu suchen sei. Ein ausreichender Lebensstandard einer Familie könne, wie E. annimmt, nur bei 2500 Dollar Einkommen im Jahr garantiert werden. Weniger als ein Drittel der amerikanischen Bevölkerung lebe auf diesem Standard. Er könne nur erreicht werden durch eine allgemeine Produktionssteigerung, die aber bei der gegenwärtigen profitwirtschaftlichen Orientierung unmöglich sei. Daher müsse die Industrie einer Planwirtschaft unterworfen werden, die an der ausreichenden Versorgung der Konsumenten und an der Erreichung des genannten Lebensstandards orientiert sei. E. denkt sich die Kontrolle, „Industrial Adjustment", nach Art der landwirtschaftlichen Produktionskontrolle unter Roosevelt. Auch B. möchte die Industrie einer Planung unterwerfen, aber nur soweit, als die Profitwirtschaft versagt habe, und dieser Sektor werde durch die arbeitslose Bevölkerung umschrieben. Soweit sich der profitwirtschaftliche Sektor bewährt habe, soll er erhalten bleiben. In dem anderen Sektor sollen die Arbeiter in den unbenutzten Fabrikationsstätten für ihren eigenen Bedarf arbeiten und mit dem profitwirtschaftlichen Sektor auf tauschwirtschaftlichem Wege verkehren. Diese Gedankengänge haben eine gewisse Ähnlichkeit mit Programmen, wie sie von den deutschen Gewerkschaften in der Nachkriegszeit diskutiert wurden. Die grundsätzliche Diskussion wird daher auf beiden Seiten aus den damaligen Auseinandersetzungen ihre theoretischen Argumente entnehmen können.

Joseph Soudek (New York).

Pirou, G., A. Rose et autres, *L'économie dirigée et l'agriculture. Conférences organisées par l'Institut National Agronomique. Librairie de l'Institut National Agronomique. Paris* 1935. *(*304 *p. ; fr. fr.* 20.—*)*

Planwirtschaft und Arbeitspläne. In : Die Internationale Gewerkschaftsbewegung. 15. *Jg.* 1935, *Nr.* 1-4 ; *Pläne der Arbeit. Ebenda.* 16. *Jg.* 1936, *Nr.* 1-5.

Landauer, Carl, *Essentials of Economic Planning. In : Plan Age. Vol.* 2, 1936, *no.* 7, *p.* 12-22 ; *no.* 8, *p.* 14-18.

Kapp, Karl W., *Planwirtschaft und Aussenhandel. Georg & Cie. Genf* 1936. *(XI u.* 140 *S. ; fr. s.* 4.—*)*

Der zweite Fünfjahrplan der Entwicklung der Volkswirtschaft der UdSSR. Hrsg. v. der Staatlichen Plankommission beim Rate der Volkskommissare der UdSSR. Verlagsgenossenschaft ausländischer Arbeiter in der UdSSR. Moskau 1936. *(LIX u.* 739 *S.)*

Hubbard, L. E., *Soviet Money and Finance. Macmillan. London and New York* 1936. *(XX u.* 339 *S. ;* 12 *s.* 6 *d.,* $ 4.50*)*

G. Pirou bestimmt einleitend den Begriff „économie dirigée“ : dieser umfasst alle Formen geplanten Eingriffs in das Spiel von Angebot und Nachfrage seit Colbert, unter Ausschluss nur der sozialistischen Wirtschaft. In den anderen am französischen Agrarinstitut gehaltenen Vorträgen von E. Cassez, J. Alquier, C. Brassart, E. de Felcourt, R. Grand, M. Hermant, R. Mossé, W. Oualid, J.-B. Verlot werden englische Schutzzollpolitik, italienische Korporations- und Siedlungsorganisation, New Deal, deutsche Autarkiebestrebungen, russische Landwirtschaftsplanung im wesentlichen vom Standpunkt ihrer Vertreter in ihren Grundzügen geschildert. Die Verf. enthalten sich eigener kritischer Stellungnahme, bekennen sich aber durchweg zur Stützung der Landwirtschaft unter ausserökonomischen Gesichtspunkten. Der beigefügte Aufsatz von A. Rose tritt für planmässige Zusammenarbeit der Agrarexport- und importländer ein.

Die „Internationale Gewerkschaftsbewegung“ stellt in den beiden Heften sämtliche „Pläne der Arbeit“ zusammen ; Jg. 15., Nr. 1-4 ; Planwirtschaftliche Forderungen des I. G. B., Belgien, Frankreich, Gross-Britannien, Schweiz, Österreich, Deutschland ; Jg. 16, Nr. 1-5 ; englische Baumwollindustrie, Luxemburg, Niederlande, Tschechoslowakei. Die Entwürfe fordern im wesentlichen schrittweise entgeltliche Verstaatlichung der stark konzentrierten Industrien und des Kreditwesens und der Arbeitsbeschaffung. Auf unmittelbare Änderung des Gesamtsystems wird ausdrücklich verzichtet.

Carl Landauer veröffentlicht den Grundriss einer Vorlesung über planwirtschaftliche Hauptprobleme sowie die dazugehörige Bibliographie. Besonders bemerkenswert ist seine These, dass Gesamtplanung unter Aufrechterhaltung des Privateigentums an den Produktionsmitteln nur als Übergangszustand und nur derart möglich ist, dass der Staat die dynamischen Funktionen übernimmt, während die statischen beim Unternehmer verbleiben.

Kapp analysiert den Aussenhandel eines planwirtschaftlichen Idealtypus unter Hinweisen auf russische, deutsche und persische monopolartige Regelungen. Er beschäftigt sich insbesondere mit der Unzulänglichkeit einer Rentabilitätsrechnung in Marktpreisen, die alle gesamtwirtschaftlichen Kostenelemente verfehlt, soweit sie nicht in die Kalkulation des Einzelbe-

triebes eingehen. Die wichtigsten Probleme finden nach seiner Auffassung ihre Lösung in einer nicht an den Marktpreisen orientierten Theorie der Wirtschaftsrechnung, für die er auf eine spätere Arbeit verweist.

Die deutsche Übersetzung des sovjetrussischen zweiten Fünfjahresplans bringt Text und Tabellen des Plans 1933-37, die im Vorwort durch Angaben über seine Durchführung bis 1935 ergänzt werden.

Hubbard schildert in sehr übersichtlicher Weise Entwicklung und Schwierigkeiten der russischen Finanzpraxis vom Kriegskommunismus bis zur Aufhebung der Lebensmittelkarten. Theoretische Probleme werden nur gelegentlich und ganz oberflächlich berührt. Die Darstellung endet mit dem Jahre 1935, also bevor sich die „Kontrolle durch den Rubel" in der Praxis als ausreichend zu bewähren hatte.

Konrad Bekker (New York).

Neumark, Fritz, *Neue Ideologien der Wirtschaftspolitik. Deuticke. Leipzig und Wien* 1936. *(*82 *S.; RM.* 3.—*)*

Die anregende Schrift stellt sich die Aufgabe, die Grundzüge der gesamten Wirtschaftspolitik der letzten Jahre, die Wurzeln der neuen wirtschaftspolitischen Ideologien und die geistesgeschichtlichen Ursachen der vielfach grundsätzlich gewandelten Wirtschaftspolitik der meisten europäischen Gross-Staaten (mit Ausnahme Russlands) darzulegen. Die Untersuchungen führen zu dem Ergebnis, dass die moderne Ökonomie und ihre wirtschaftspolitischen Vorstellungen, so modern sie auch erscheinen mögen, in Wirklichkeit von metaökonomischen Zielsetzungen beeinflusst sind, die zu längst überholten Geschichtsperioden zurückführen. Im Verlauf einer Analyse der neuen deutschen Wirtschaftspolitik erörtert N. die vielberufene Mittelstandspolitik, die wie viele andere Postulate dieser Wirtschaftspolitik der mittelalterlichen Gedankenwelt entsprächen. „Es ist logisch, dass eine Zeit, die die Ethik des mittelalterlichen Ideals von ‚Mass und Mitte' zu dem ihren macht und von dem Wunsch nach ökonomischer Stabilität beherrscht wird, die vorkapitalistischen ‚Stände' : Landwirtschaft und Handwerk, wie überhaupt Mittelbesitz und Mittelstand als Fundament der ‚neuen' Wirtschaftsauffassung ansieht."

N. führt die modernen agrarpolitischen Zielsetzungen, die Autarkie, auf wirtschaftspolitische Ziele der Vergangenheit zurück und fasst das Ergebnis seiner Untersuchung in der Feststellung zusammen, dass „... noch nie, seit es moderne Nationalwirtschaften gibt, die Wirtschaftspolitik derart wie heute in den Dienst ausser- und überökonomischer Ziele gestellt wurde und nie noch, seit die Nationalökonomie Dignität errang, ihre Untersuchungen sich so sehr wie gegenwärtig metaökonomischen Gesichtspunkten untergeordnet haben."

Otto Leichter (Wien).

Statistisches Handbuch der Weltwirtschaft. Bearbeitet im Statistischen Reichsamt. Verlag für Sozialpolitik, Wirtschaft und Statistik. Berlin 1936. *(*551 *S.; RM.* 18.—*)*

Dieses Handbuch, in mancher Hinsicht eine Ergänzung des 1928 veröffentlichten vorbildlichen Werkes „Die Wirtschaft des Auslandes",

beschränkt sich auf die Veröffentlichung eines ungemein reichhaltigen Zahlenmaterials, das nicht weniger als 80 Länder betrifft. Die mitgeteilten Statistiken beziehen sich im allgemeinen auf das letzte Vorkriegsjahr und die Jahre 1920-1933; in einer Beilage sind überdies „Jahreszahlen 1934" mitgeteilt. Die Zahlenreihen geben im einzelnen die jährliche Bewegung von Bevölkerung, Gesamtproduktion, Haupttatsachen der landwirtschaftlichen und industriellen Erzeugung, von Verbrauch, Umsätzen und Vorräten, Verkehr, Aussenhandel, Preisen, Beschäftigungsstand und Löhnen, Faktoren des Geld- und Kreditverkehrs, der öffentlichen Finanzen sowie des Volkseinkommens und der Zahlungsbilanz wieder. Überdies werden für die meisten Gebiete auch Monatszahlen geboten, die für die konjunkturstatistische Forschung von besonderer Bedeutung sind. Neben Produktions- sowie Geld- und Kreditstatistik sind namentlich die Aussenhandelszahlen — sachlich und regional — weitgehend untergegliedert, was den Bedürfnissen nicht nur der Theoretiker, sondern auch der Wirtschaftspolitiker und -praktiker entspricht. Dass trotzdem in diesen und anderen Fällen nicht ohne weiteres die Möglichkeit zu internationalen Vergleichen besteht, wird in den „Vorbemerkungen" ausdrücklich hervorgehoben. Abgesehen von formalen Unterschieden in bezug auf die Begriffe, die Erhebungsmethoden usw. ist ja auch (speziell für manche kleinen Länder) die — vielfach unvermeidliche — Spannung zwischen Wirklichkeit und Zahlenbild sehr verschieden gross. Das „Handbuch" stellt als Ganzes eine ausserordentlich wertvolle Sammlung von Statistiken dar, die in dieser Breite und Ausführlichkeit bislang gefehlt hat. Fritz Neumark (Istanbul).

Staley, Eugene, *War and the Private Investor. A study in the relations of international politics and international private investments. Doubleday, Doran & Co. Garden City. N. Y.* 1935. *(XXV u.* 562 *S.;* $ 4.50*)*

Lewinsohn, Richard, *Les profits de guerre à travers les siècles. Payot. Paris* 1935. *(*292 *S.; fr. fr.* 18.—*)*

Staleys Untersuchungen gelten den beim Kapitalexport bestehenden Beziehungen zwischen den Regierungen und Kapitalexporteuren und der Dokumentation dieser Beziehungen. Gemeinhin wird angenommen, dass zwischen Hochfinanz und Grossindustrie einerseits und den Regierungen andererseits ein besonders enger und selbstverständlicher Konnex bestehe in der Weise, dass die Wirtschaftsmächte als Auftraggeber die ihnen nahestehenden Regierungen jeweils veranlassten, ihre Auslandsanlagen durch staatliche Organe zu fördern; dass also die Flagge dem Kapital folge oder es begleite und so seinen Konkurrenzkampf stütze und ihn verschärfe. Demgegenüber belegt S. durch eine lange, wiewohl nicht vollständige Reihe von gründlichen, ja ingeniösen case studies, dass dieser Nexus für den modernen Imperialismus seit den achtziger Jahren meistens nicht bestanden hat. Für die von ihm untersuchten Arten von Auslandsinvestments — sowohl die direkten Anlagen von Privaten und Gesellschaften im Ausland wie die Kapitalausleihungen an ausländische Unternehmen — stellt S. fest: 1. dass deren imperialistische Affektbesetzung meist durch die heimischen oder fremden Regierungen und durch heimische oder fremde Bevölkerungs-

teile, die sich im Konkurrenzkampf betroffen fühlen, verursacht wird und nicht ursprünglich durch das Finanzkapital selbst, ja, dass diese Affizierung bisweilen sogar zu seinem Schaden erfolgt ; 2. dass dessen eigene Aggressivität nach aussen weit geringer, seine Verständigungstendenz, besonders im internationalen Verkehr, weit stärker sei, als gemeinhin angenommen (Kapitalüberakkumulation als Ursache einer aggressiven Haltung des Finanzkapitals bestreitet S. rundweg) ; 3. dass vielmehr die Kapitalinstitute von den Bürokratien und anderen engagierten Imperialistengruppen des öfteren zur Unterstützung der Staatsmacht bewogen worden sind, und zwar unter stillschweigender oder ausdrücklicher Zusage von Gegenleistungen, Ausfallsgarantien usw. seitens der Heimatregierungen ; 4. dass sie diesem Zureden — obwohl keineswegs immer — gefolgt sind und dann gelegentlich das dabei auftretende Risiko auf Konsortien verteilt haben, so dass also solche Konsortien durchaus nicht Zusammenballungen zwecks Durchdringung nichtkapitalistischer Räume darstellen, sondern Arrangements für die Risikoverteilung ; 5. dass gerade die fragwürdigsten Unternehmungen den Schutz oder die nationalistische Unterstützung des Heimatlandes am eifrigsten zu suchen pflegen (beispielsweise im Falle Mannesmann in Marokko, in dem die Alldeutschen mit den Brüdern M. gegen die weniger intransigente Regierung Stellung nahmen) usw. Seine historische Kasuistik des Imperialismus lässt S. in völkerrechtliche Vorschläge ausmünden, die den Auslandsanlagen den ihnen beigelegten Reiz- und Explosivcharakter nehmen sollen durch weitgehende Entnationalisierung, Ausschaltung der Regierungsintervention und andere Massnahmen zum friedlichen Fortgang des Kapitalexports.

Unter vielfacher Abweichung von seinem grossen Titelthema beschränkt sich Lewinsohn auf das engere Problem der Kriegsgewinnler. Seine Darstellung ist wohl die erste, die diese Frage zusammenfassend behandelt, und steht im Dienste der sehr populären Annahme, dass die Kriegs- von den Friedensprofiten unschwer zu unterscheiden seien. Die Neigung zur Abschaffung von Kriegsprofiten kann jedenfalls durch die von L. mitgeteilten Beispiele von Kriegsgewinnen nur gestärkt werden, auch wenn er dabei eine Scheidelinie zwischen Kriegs- und Friedensprofiten nicht einhalten kann. Er beschränkt seine Darstellung auf die individuellen, aussergewöhnlichen und Spitzengewinne. Die — angeblich bald zu schliessende — Galerie der Kriegsgewinnler teilt L. in die Gruppe der Heerführer, der Kriegsfinanziers — von den Fugger zu den Morgans —, der auf Krieg, Frieden, politische Krisen und Entspannungen Spekulierenden (nicht zuletzt auf Grund ihnen amtlich bekannter Verhältnisse, wie Angehörige der Diplomatie). Bei der Darstellung der militärischen Kriegsgewinnler hätte der unmittelbare Einfluss der Profitabsicht des militärischen Führers auf die Gestaltung der Kriegsführung mitbehandelt werden sollen. War sie doch im Seekrieg, wo sie sich am längsten erhalten hat, sogar ausserhalb des eigentlichen Kaperkrieges noch in neuerer Zeit gar nicht selten, und ein Seeheld wie Nelson liebte Operationen, die mehr die Beute als taktische Ziele im Auge hatten.

Da L. einer personalistischen Behandlung vor einer institutionellen den Vorzug gibt, treten die aussergewöhnlichen Gewinne nicht in vollem Masse

in Erscheinung : andernfalls wäre zu beachten gewesen, dass z. B. in der englischen Flotte vor hundert Jahren die Prisengelder zwischen den Admirälen und Matrosen im Verhältnis 8000 : 1 verteilt wurden oder dass es Profite von ganzen Ständen und Gruppen gibt, wie z. B. die der Pferdezüchter an der kriegsmässig längst überholten Kavallerie. Ebenso übersieht L. die überall ausgebaute Karriere und Versorgung für Offiziere, wenn er mit der Bürokratisierung und Beschränkung der Offizierseinkommen auf feste Gehälter und Bezüge, mit der Verstaatlichung der Kriegsfinanzierung und des Lieferantenwesens sowie der Tendenz auf Wegsteuerung der Kriegsprofite grossen Stils das Ende der Kriegsprofite nahe herangekommen glaubt.

Alfred Vagts (Sherman, Conn.).

Bauer, Clemens, *Unternehmung und Unternehmungsformen im Spätmittelalter und in der beginnenden Neuzeit. Gustav Fischer. Jena* 1936. *(XIV u.* 184 *S. ; RM.* 9.—*)*

Kelter, Ernst, *Die obrigkeitliche Preisregelung in der Zeit der mittelalterlichen Stadtwirtschaft. Gustav Fischer. Jena* 1935. *(VI u.* 168 *S. ; RM.* 7.50*)*

Hon-Firnberg, Hertha, *Lohnarbeiter und freie Lohnarbeit im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit. Rudolf M. Rohrer. Brünn* 1935. *(*115 *S. ; Kč.* 45.—*)*

Wührer, Karl, *Beiträge zur ältesten Agrargeschichte des germanischen Nordens. Gustav Fischer. Jena* 1935. *(VI u.* 152 *S. ; RM.* 7.50*)*

Lütge, Friedrich, *Die mitteldeutsche Grundherrschaft. Untersuchungen über die bäuerlichen Verhältnisse Mitteldeutschlands im* 16. *bis* 18. *Jahrhundert. Gustav Fischer. Jena* 1934. *(XII u.* 205 *S. ; RM.* 7.50*)*

Bauer untersucht den Fernhandel und die unmittelbar mit ihm zusammenhängenden Bereiche der wirtschaftlichen Tätigkeit von der Mitte des fünfzehnten bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Die Hauptaufmerksamkeit wendet B. den italienischen und oberdeutschen Fernhandelsunternehmungen im 16. Jahrhundert zu, deren Aufbau und Tätigkeit er an besonders exemplarischen Einzelfällen — wie dem der Affaitadi — schildert. B. hat seine Untersuchung auf den Bereich des Fernhandels konzentriert, weil er das einzige Wirtschaftsgebiet ist, „innerhalb dessen sich Anfänge und Fortentwicklung der kapitalistischen Unternehmung beobachten lassen. Und auch die Produktionsunternehmungen, die seit der Wende zum 16. Jahrhundert entstehen, sind in der Mehrzahl nicht nur Gründungen von Fernhändlern oder von bestehenden Fernhandelsunternehmungen und gehören zum Gesamtverband einer grossen Fernhandelsunternehmung, sondern sie verbinden in der eigenen Tätigkeit Produktion und Fernhandel." Das Buch ist eine auf Quellenmaterial aufgebaute sorgfältige Arbeit.

Kelters Schrift ist ohne wissenschaftlichen Wert. Sie stellt einen Versuch dar, mittelalterliche Wirtschaftszustände vom Standpunkt des

Nationalsozialismus zu behandeln. K. entdeckt im mittelalterlichen Köln die Verwirklichung des Grundsatzes „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ und empfiehlt die Wirtschaftspolitik des Kölner patrizischen Stadtrats als ein nachahmenswertes Beispiel gegenüber dem „wirtschaftlichen Individualismus“. Die Preisregelung im mittelalterlichen Köln bestand nach der Darstellung K.s einmal darin, dass Höchstlöhne für die Handwerksgesellen festgesetzt waren, um diese zu verhindern, die Knappheit an Arbeitskräften „zur Erzielung unerlaubt hoher Löhne“ auszunutzen. Zum andern lief die Preisregelung für lebensnotwendige Massenbedarfsartikel darauf hinaus, „das Gewinnstreben der Handwerker“ zu beschränken, das heisst ihr Einkommen zu verkürzen. Die Patrizier und reichen Kaufleute, die den Kölner Stadtrat beherrschten, betrieben diese Preispolitik, wie K. selber zugibt, aus machtpolitischen Interessen, um sich die ärmeren Massen zu kaufen, ein Anwachsen des Reichtums und der Macht der Handwerker und der Zünfte zu verhindern und dadurch einen politischen Konkurrenten auszuschalten. Die Preisfestsetzung bezog sich im übrigen nicht auf die Waren, mit denen die Patrizier Profite machten ; die Ausfuhrprodukte und die meisten Einfuhrwaren waren ausdrücklich von der Preisregelung ausgenommen.

Hon-Firnberg will einen zusammenfassenden Überblick über die landwirtschaftliche Lohnarbeit im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit geben. Die Existenz landwirtschaftlicher Lohnarbeit, die Dopsch für das frühe Mittelalter aufzufinden versucht hat, wird für seine ganze Dauer behauptet. Der Nachweis dafür ist aber nicht überzeugend gelungen. Daran ist nicht nur die Dürftigkeit der Quellen schuld. Vielmehr ist das, was als freie Lohnarbeit bezeichnet wird, entweder mit der gutsherrlichen Fronarbeit so eng verbunden, dass es eher als ein Sonderfall der Fronarbeit erscheint, oder es handelt sich um einen Arbeitszwang, der gegenüber besitzlosen Leuten zur Saisonarbeit auf dem Lande ausgeübt wird. Jedenfalls aber kommt dieser „Lohnarbeit“ nur sehr periphere Bedeutung im mittelalterlichen Wirtschaftsbetrieb zu.

Erst im Übergang zur Neuzeit gewinnt mit der fortschreitenden Zersetzung der alten Wirtschaftsformen die landwirtschaftliche Lohnarbeit grössere Bedeutung. Dem entspricht das reiche Quellenmaterial der Ordnungen und Verfügungen, die im allgemeinen der Knebelung der Tagelöhner im Interesse des Dienstgebers dienen.

Wührer, ein Schüler von Dopsch, versucht, eine Darstellung der wirtschaftlichen Zustände der skandinavischen Germanen zu geben. Die Grundlage seiner Untersuchung bilden die Forschungen der historischen Hilfswissenschaften, und zwar der Geschichte der Pflanzenwelt, der Archäologie und der Ortsnamenkunde. Auf Grund dieser Forschungen kommt W. zu dem Ergebnis, dass die ursprüngliche Besiedlung von einzelnen oder kleinen Gruppen von einzelnen (Familien) bewerkstelligt wurde und dass Privateigentum an Grund und Boden bestand. Damit glaubt W., die Auffassung widerlegt zu haben, dass der Grund und Boden ursprünglich Gemeineigentum gewesen sei. Zu seinem Unglück hat W. nicht auch die Ethnologie als Hilfswissenschaft herangezogen. Hätte er das getan, so würde er die Familie der Urzeit und ihren Hof nicht mit einer heutigen

Bauernfamilie, die ihr Gütlein bewirtschaftet, auf eine Stufe stellen. Damit, dass er nachgewiesen hat, dass es in der Urzeit Familieneigentum gegeben hat, hat er noch wenig bewiesen ; die Familie der Urzeit war eine ganz andere Gemeinschaft als die heutige, und das Eigentum der „Familie" der Urzeit war kein Privateigentum im modernen Sinne.

Lütge untersucht die bäuerlichen Verhältnisse Mitteldeutschlands in der Zeit vor der Bauernbefreiung, das heisst hauptsächlich in der Zeit vom 16. bis 18. Jahrhundert. Vor allem kommt es ihm darauf an, die Unterschiede zwischen der mitteldeutschen Grundherrschaft einerseits und der west- und süddeutschen Grundherrschaft, sowie der ostdeutschen Gutsherrschaft andererseits herauszuarbeiten. Gegenüber den anderen Gebieten der Grundherrschaft sei für Mitteldeutschland charakteristisch, dass hier die Leibeigenschaft mit Ausnahme einiger unwesentlicher Überreste gar keine Rolle mehr gespielt habe und dass die Gerichtsherrschaft (und zwar auch nur teilweise) durch landesherrliche Verleihung in die Hände der Grundherren gekommen sei, während sie z. B. im Südwesten aus dem alten Hofgericht erwachsen sei. L. begleitet seine Darstellung mit Ausfällen gegen den „Liberalismus" in der heute üblichen Art und Weise. Das führt ihn dazu, die bäuerliche Unfreiheit in der Zeit vor der Bauernbefreiung zu rechtfertigen. Die Befreiung der Bauern von der feudalen Abhängigkeit scheint er beinahe zu bedauern, so behagt ihm selbst das Wort „Befreiung" nicht, weil es bereits ein „liberales Werturteil" in sich schliesse. Philipp Bauer (Paris).

Laurent, Henri, *Un grand commerce d'exportation au Moyen Age. La draperie des Pays-Bas en France et dans les pays méditerranéens (XIIe-XVe siècles). E. Droz. Paris* 1935. *(XXX et* 368 *p.; fr. fr.* 60.—*)*

La draperie est l'industrie la plus développée du moyen âge, celle dont l'étude est particulièrement utile à tout économiste, car on y trouve déjà quelques traits essentiels des grandes industries modernes. Longtemps avant la „révolution industrielle" du xviiie siècle, l'industrie drapière du Nord de l'Europe était caractérisée par une séparation très marquée entre le capital et le travail ; la puissance des marchands, importateurs de laine anglaise et exportateurs de pièces de drap, s'opposait à la dépendance des travailleurs. Les conditions sociales du travail ont été modifiées par l'extension des marchés extérieurs ; les transformations techniques n'ont eu d'influence que beaucoup plus tard.

L. n'étudie pas dans le détail cette évolution des conditions du travail, analyse qui réserve encore aux chercheurs plus d'une découverte. L'objet de son travail, ce sont les grands courants commerciaux dont le développement a exercé sur l'industrie l'influence décisive que nous venons de dire. Son ouvrage sera donc un répertoire de faits indispensable pour préparer toutes les recherches sur la vie industrielle. Excellente mise au point, qui délimite l'expansion de la draperie flamande au xiiie siècle, puis de la draperie brabançonne à partir du xive. L'auteur reconstitue patiemment les courants commerciaux que permettent d'entrevoir les documents contemporains et

parvient à des résultats remarquablement précis que l'on est heureux de trouver ainsi rassemblés. Il éclaircit en cours de route plusieurs questions difficiles : il cherche par exemple à définir avec exactitude (p. 87 ss.) cette „Hanse de XVII villes", sorte de comptoir de vente interurbain vers l'intérieur de la France, que l'on a trop souvent confondue avec la Hanse flamande de Londres (orientée surtout vers l'achat de la matière première). Dans la seconde partie du livre, l'auteur démontre en quelque sorte le mécanisme du trafic de la draperie : organisation commerciale, modes de transport, vie juridique et vie économique des foires, en particulier des foires de Champagne. L'auteur n'a pas négligé les problèmes, si peu connus encore, de la politique économique au moyen âge. Les souverains, et Philippe le Bel en particulier, ont exercé une action, plus ou moins clairvoyante, mais en tout cas motivée par des intérêts précis. La variété des questions qui se trouvent ainsi abordées par L. donne une grande valeur à son ouvrage. L'auteur ne s'arrête pas, du reste, à de sèches analyses. Il indique discrètement la portée générale des questions qu'il soulève. Ajoutons que son sens critique est très sûr. Pour n'en donner qu'un exemple, il souligne la difficulté qu'il y aurait à utiliser pour l'histoire des prix les chiffres, même abondants et précis, qui concernent l'achat de pièces de drap par de grands seigneurs comme le duc de Bourgogne : le rang social des acheteurs rendant toute comparaison hasardeuse. La prudence de L. rend d'autant plus précieux et plus intéressants les résultats positifs de son enquête.

F. Henry (Paris).

Fanfani, Amintore, *Dal mercantilismo al liberismo. Le ricerche di R. Cantillon sulla ricchezza delle nazioni. Giuffrè. Milano* 1936. *(VIII u.* 174 *S. ; L.* 15.—*)*

Die besondere Bedeutung dieses Buches des bekannten Wirtschaftshistorikers liegt in dem nachdrücklichen Hinweis auf Richard Cantillons „Essai sur la nature du commerce en général", das um 1734 geschrieben und 1755 vollständig veröffentlicht wurde. F. hebt die Originalität dieser Schrift hervor : sie ist ein methodologischer Angriff auf die zeitgenössischen merkantilistischen Gedankengänge ; Cantillon rechtfertigt die liberalistische und kapitalistische Ökonomie. Das Buch schliesst mit einer ausgezeichneten Erörterung der Kommentare und der Plagiate, die einige Ökonomen am Text Cantillons begangen haben. Paolo Treves (Mailand).

Chi, Ch'ao-ting, *Key Economic Areas in Chinese History ; As Revealed in the Development of Public Works for Water-Control. (Issued under the auspices of the American Council, Institute of Pacific Relations.) George Allen & Unwin. London* 1936. *(XXIII and* 168 *pp. ;* 8 *s.* 6 *d.)*

Although he begins with the modest statement that he has not attempted a new interpretation of Chinese history, C. has in fact written a remarkable and important book. By analysing the functions of water conservancy, irrigation and canal transport and their effect on the structure of the state and society, he opens up an important new approach to „the understanding

and interpretation of the whole process of Chinese historical development." The richness of his material and the soundness of his method place him in a very strong position ; so strong that he does not need to make exaggerated claims, but can himself suggest that his ideas be further tested and that the forces which he has isolated be related to „other prevailing tendencies in Chinese history."

Briefly restated, the scope of his argument is as follows :

Through many centuries, there has been an alternation of unity and division in Chinese political history ; but in spite of the extremes reached in this process, there was no great change in political structure between the first unified empire, in the third century B. C., and the decisive intrusion of Western, European-American forces in the nineteenth century. This political constancy must be related to underlying economic and social factors of equal constancy. One such factor is the control of water-supply, for both irrigation and transport, because it is of cardinal importance in the agrarian economy of China and because its economic application necessarily involved social and political consequences.

Chinese agriculture, from the very earliest times, could not advance beyond a certain stage of development without irrigation. In the north, this was because of the uncertainty of rainfall ; in the Yangtze valley and the south, because of the dependence on rice as the main crop. In all regions, however, the effect of irrigation was to promote an intensified agriculture, and therefore to favour such political and social forms as could best exploit a huge area in which population was heavily concentrated along rivers and canals and in which intensified agricultural production was combined with slow and cumbrous transport. From the beginning, irrigation required labour in larger units than could be supplied by independent families. The life of the nation was thus given a bias toward the development of such forms of power as could assure control over increasingly large labour resources for the creation and maintenance of increasingly large conservancy and irrigation projects.

Concurrently, the development of canals for transport as well as irrigation was encouraged by the cheapness of water transport as compared with cart transport for the collection and concentration of surplus grain ; and canals in turn increased the size of the region which could be brought under unified political control. The collection of taxes, primarily in grain, the supervision of immense numbers of labourers and the transport and storage of the grain surplus acquired by the state, developed a bureaucracy of civilians whose control over endless documents and matters of detail enabled them both to control the state and to live of it like parasites, and to reassert their power time after time, no matter how badly it had been shaken by civil war, rebellion or barbarian conquest. It may be suggested also that the emphasis on accumulation, in the form of stored grain surpluses which assured the maintenance of armies and political power, instead of on the production of an exportable surplus, was one of the factors which retarded in China the development of a capitalism of mobile wealth comparable to that of Europe.

When the political power based on this kind of agrarian economy and

agrarian bureaucratic society became mature enough to superimpose an imperial structure on what had previously been a regional quasi-feudalism, the focus of empire was at first in the northwest, from which it projected control toward the Yangtze and the south. This may have been partly because the spread of irrigation was limited, beyond the Great Wall, by steppes in which there was no adequate water-supply. It may also be suggested, however, that there was a stronger drive toward political progress in the north than in the south, because the technique of irrigation which underlays the economic system and the political structure was imperative in the north, with its irregular, undependable rainfall, while in the Yangtze valley and the south it was auxiliary and, so to speak, optional, at least in the primitive phases.

At any rate, once the imperial form of growth became operative — and this was as early as the third century B. C. — the maintenance of a centre of political power demanded the regular production of a surplus of grain, in order to support not only an imperial army but an imperial bureaucracy. The optimum region for the production of a surplus was not always the optimum region for political and strategic centralization (a question which was intermittently affected by barbarian wars along the Great Wall frontier) and therefore the problem of transport between the chief surplus-producing region and the imperial capital was recurrently one of the prime considerations of statecraft. In analysing these and other complex factors, C. notes the phenomenon of a shifting center of gravity in the political history of China, which he calls the Key Economic Area ; the general tendency of the area to shift from the northwest toward the Yangtze being a characteristic of the spread and growth of the Chinese empire, and the degree of control or loss of control over it determining the alternation of periods of unity and division.

Once a definite path of this kind has been traced through the mazes of Chinese history, it can be followed either forward or backward, and new paths can be discovered branching out from it. The accuracy with which C. has hewn a path is the measure of his success ; for though the book is short, and rather strictly limited to the discussion of successive Key Economic Areas, it gives the reader access to more than twenty centuries of Chinese history, and to a multitude of its complex, interrelated problems. The author speaks of his intention to undertake still further major research, which, it may be said, will supplement and complement the cardinal researches of Karl-August Wittfogel, by whom he has already been influenced. The work now published guarantees him a wide hearing, for with it he has stepped into a commanding position among those who are creatively reinterpreting Chinese history and thus making possible a deeper penetration into the contemporary problems of China.

Owen Lattimore (Peiping).

Le gérant : R. Lisbonne.

Imprimerie des Presses Universitaires de France. — Vendôme-Paris (France)

Alle Sendungen redaktioneller Art sind mit dem Vermerk **« Zeitschrift für Sozialforschung »** zu richten an die **LIBRAIRIE FELIX ALCAN,** 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e)
Die Zeitschrift erscheint dreimal jährlich : im April, August und Dezember. Der Preis des Jahrgangs beträgt francs français 100. —, des Einzelheftes francs français 35.—.

Tous les envois rédactionnels doivent être adressés avec la mention **« Zeitschrift für Sozialforschung »** à la **LIBRAIRIE FELIX ALCAN,** 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e).
La Revue paraît 3 fois par an, en avril, août et décembre.
Le prix de l'année est de 100 francs français.
Le numéro : 35 francs français.

All correspondence of an editorial nature should be addressed to the **« Zeitschrift für Sozialforschung », LIBRAIRIE FELIX ALCAN,** 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e).
The revue is published three times a year : in April, August, and December.
The subscription rate for the year is 100 French francs ; single copies are 35 French francs.

Das Heft III des Jahrgangs 1936 enthielt folgende Beiträge :

Schriften des Instituts für Sozialforschung
Herausgegeben von Max Horkheimer.

FÜNFTER BAND.

Studien über Autorität und Familie.

Aus Besprechungen :

Revue Internationale de Sociologie : Ce magnifique ouvrage... contient une partie des études entreprises par l'Institut de Recherches Sociales... sur la famille dans son attitude vis-à-vis de l'autorité et sur l'Autorité, prise in abstracto. (J. Duprat.)

Sociological Review : The title of the book might suggest that the subject chosen is a narrow one, that it embraces only one aspect of one sociological institution. That this is not the case is made abundantly clear in the introductory articles. Authority is a subject absolutely central to any analysis of the structure of society, and by whatever road one approaches it, whether through history, philosophy, psychology, or the study of institutions, one is led before long to the family, the point where all roads meet. (T. H. Marshall.)

American Sociological Review : It is an important and interesting book, with a manner of treating its problem quite different from current American research on the family... One is greatly impressed by the value of the historical orientation to such a problem as authority when one reads these studies... This publication shows a vigorous social science institute in function and is a real addition to the viewpoint and the methodology of American sociology. It is scholarly as well as realistic in a current sense. (J. Dollard.)

Social Forces : The Institut für Sozialforschung.. represents in many respects the first serious attempt to carry on comparable studies in different countries. The present volume.. will undoubtedly become a major source of reference in every public and institutional library as well as an important addition to personal libraries on sociology. (George A. Lundberg.)

Bolletino Bibliografico : L'interesse che questo grosso volume presenta per lo storico a noi sembra essere duplice : in sè, per la vasta e complessa quantità di materiale raccolto, e come oggetto di meditazione sulla differenza, che ancor una volta esso dimostra chiarissima, tra i campi della storia e della sociologia...
Il volume, completato da utilissimi riassunti ed indici, è anche di facile consultazione e lettura. E un'opera che onora la serietà scientifica dell'Institut für Sozialforschung di Ginevra e che presenta un così vario interesse da poterla sicuramente raccomandare ai più diversi studiosi. (Paolo Treves.)

Neue Züricher Zeitung : Das Werk als Ganzes muss als eine erstaunliche Leistung der ins Ausland verbannten deutschen Sozialwissenschaft betrachtet werden. Daneben ist es wahrscheinlich das aufschlussreichste Buch, das wir bis heute über das wichtige, eigentlich jederman angehende Problem ,,Autorität und Familie" besitzen. (H. Honegger.)

Basler National-Zeitung : Wie immer auch die Fortsetzung dieses bedeutenden Unternehmens gedacht ist, wir stehen vor dem hier Gebotenen mit Hochachtung und Dankbarkeit. Im Rahmen eines kurzen Referates ist es natürlich unmöglich, auch nur eine Andeutung von der Fülle der in ihm niedergelegten Beobachtungen zu geben. Jedem, der sich über die hier berührten Probleme und ihre Kompliziertheit genauer orientieren will, wird es durchaus unentbehrlich sein. (Helene Stöcker.)

Inhaltsverzeichnis umstehend.

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS 1936

Schriften des Instituts für Sozialforschung
Herausgegeben von Max Horkheimer.

Fünfter Band :

Studien über Autorität und Familie.

Umfang 947 Seiten — Preis fr. français 100.—

INHALTSVERZEICHNIS

Erste Abteilung : Theoretische Entwürfe über Autorität und Familie.

Zweite Abteilung : Erhebungen.

Dritte Abteilung : Einzelstudien.

Anhang : Französische und englische Inhaltsangaben.

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS 1936
108, boulevard Saint-Germain (6e)

Imprimerie des Presses Universitaires de France. — Vendôme-Paris (France)
Printed in France